Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

HEFT 1.2020
JAHRGANG 15

Ungarndeutsche heute – Sprache und Zugehörigkeit

FOKUS: RIJEKA – EUROPÄISCHE KULTURHAUPTSTADT 2020

ROBERT BALOGH / LUCIAN HIRSCH / NORA IUGA / MÁRTON KALÁSZ / NOÉMI KISS / CHRISTIAN T. KLEIN / ANGELA KORB / JOSÉ F. A. OLIVER / THOMAS PERLE / ALEXANDER ESTIS / JOHANNES ZULTNER

Herausgegeben von Florian Kührer-Wielach
unter Mitwirkung von Enikő Dácz, Angela Ilić und Tobias Weger
im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Redaktion: Georg Aescht (Literatur), Enikő Dácz (Ressortleitung Literatur),
Ralf Grabuschnig, Klaus Hübner, Angela Ilić (Ressortleitung Kultur),
Florian Kührer-Wielach (verantwortlicher Redakteur), Doris Roth (Rezensionen),
Joachim Schneider, Tobias Weger (Ressortleitung Wissenschaft)

ikgs
Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der LMU München

VERLAG
FRIEDRICH PUSTET

Die Zeitschrift *Spiegelungen* setzt die
Südostdeutschen Vierteljahresblätter (1952 – 2005) fort.

Gefördert von: Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Abbildung vordere Umschlagseite: Schilder an der Fassade der Grundschule am Marktplatz in Werischwar (ung. Pilisvörösvár) – Nándor Szontág

Die wissenschaftlichen Beiträge von Elisabeth Knipf-Komlósi, Ágnes Huber, Michael Prosser-Schell, Ágnes Tóth, Jànos Vékás, Monika Jäger-Manz, Ilona Fried und Ivan Jeličić wurden im Rahmen eines doppelblinden Peer-Review-Verfahrens nach internationalen Standards begutachtet.

IMPRESSUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2020 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Die namentlich gezeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder.

Redaktion »Spiegelungen«
Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15, D-81379 München
Telefon: +49 (0) 89 780609-0, Fax: +49 (0) 89 780609-22
Zusendungen an die Redaktion werden erbeten an: redaktion@ikgs.de
Redaktionshinweise auf www.ikgs.de
Für unverlangt eingegangene Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

ISSN 1862-4995
ISBN 978-3-7917-3168-1

Diese Publikation ist auch als E-Book erhältlich
eISBN 978-3-7917-7318-6 (pdf)

Bestellung, Vertrieb und Abonnentenverwaltung:
Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330
verlag@pustet.de
www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelheftes: € 17,– zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Book (pdf) € 12,99
Jahresbezug: € 28,– zuzüglich Porto- und Versandkosten; E-Journal (pdf) € 21,–

Bankverbindung: Verlag Friedrich Pustet, Sparkasse Regensburg,
IBAN DE37 7505 0000 0000 0002 08, BIC BYLADEM1RBG

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres.

Umschlaggestaltung & Layout: Martin Veicht, Regensburg
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2020

INHALT

Editorial 7

WISSENSCHAFT

Ungarndeutsche heute – Sprache und Zugehörigkeit

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI, CLAUDIA MARIA RIEHL: Einleitung 9

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI: Ein soziolinguistischer Streifzug zur Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn 11

ÁGNES HUBER: Ist ungarndeutsche Identität wählbar? 23

MICHAEL PROSSER-SCHELL: Folklorisierung als Aspekt der Kultur der deutschen »Nationalen Minderheit« in Ungarn 35

ÁGNES TÓTH, JÁNOS VÉKÁS: Nationalitäten in Ungarn 2001–2011. Ethnodemografische Prozesse im Spiegel der Volkszählungen 49

Institutionen

MONIKA JÄGER-MANZ: Die Sprachlernwerkstatt in Baja. Ein innovativer Lernort der Pädagoginnen- und Pädagogenausbildung 61

MÁRTA MÜLLER: Bildungswesen der Ungarndeutschen 67

Quellen

RAINER SCHUBERT: Lucian Blagas *Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur* 77

Projektwerkstatt

KATALIN GAJDOS-FRANK: Die Ungarndeutschen unter Überwachung in den Jahren 1945 bis 1956 89

Fokus: Rijeka – Europäische Kulturhauptstadt 2020

ANGELA ILIĆ: Vielfältige Erinnerungen an eine heterogene Stadt. Rijeka, Kulturhauptstadt Europas 2020 95

ILONA FRIED: »Out to Sea, Hungarians!« History, Myth, Memories. Fiume 1868–1945 99

IVAN JELIČIĆ: Is there Space for Remembering Habsburg World War One in Rijeka? Considerations on the Monument to the Heroic Sailor in Sušak 111

Rezensionen 123
Lyubomyr Borakovskyy: Zwischen Liebe, Verständigung und Hass. Die Darstellung religiöser Konflikte in der Literatur Galiziens (1848–1914) *(Alla Paslawska)* / Benjamin Conrad, Hans-Christian Maner, Jan Kusber (Hgg.): Parlamentarier der deutschen Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit *(Judit Pál)* / Norbert Otto Eke (Hg.): Herta Müller-Handbuch *(Christina Rossi)* / Mariana Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940 *(Andrei Corbea-Hoișie)* / Christine Magerski: Imperiale Welten. Literatur und politische Theorie am Beispiel Habsburg *(Clemens Ruthner)* / Aneta Stojić, Anita Pavić Pintarić (Hgg.): Kroatiens Küste im Lichte der Habsburgermonarchie *(Sanja Lazanin)* / Ágnes Tóth (Hg.): Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953 / Dokumentumok a magyarországi németek történethez 1944–1953 *(Michael Prosser-Schell)*

Berichte 144
Internationale Tagung: »Von der ›Selbsthilfe‹ zur Fremdsteuerung. Zur politischen Geschichte der Deutschen in Rumänien 1933–1938« *(Enikő Dácz, Florian Kührer-Wielach, Tobias Weger)* / Internationale Konferenz in Konstanza: »Deutsche Sprache und Kultur in Bessarabien, Dobrudscha und Schwarzmeerraum« *(Alice Buzdugan)* / Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe: The Role of Special Libraries and Archives *(Mihovil Dabo, David Orlović)*

LITERATUR

Robert Balogh: Ich habe hier nichts mehr zu suchen! 159
Noémi Kiss: Turner 170
Egel 175
Thomas Perle: in der mitte. meiner. in der des landes. bericht des katzendorfschreibers. 181
Lucian Hirsch: Hypothesen 185
Márton Kalász: Gedichte 188
Angela Korb: Gedichte 193
Christian T. Klein: Gedichte 196
Johannes Zultner: Gedichte 205
Nora Iuga: in gedanken nenne ich dich Herr Lineal 214
José F. A. Oliver: zum tode Werner Söllners 217
Rolf-Bossert-Gedächtnispreis 2020
Hellmut Seiler: Frei und heiter, sicher und reich / *Alexander Estis:* Kleines Neurotikon / *Nora Iuga:* Würdigung 219

FEUILLETON

Aspekte

RENATE LUNZER: Die Remythologisierung der Mythen. Bemerkungen zur Nachhaltigkeit des »Unternehmens Fiume« 231

TOBIAS ZERVOSEN: Otto Bartning und das Notkirchenprogramm. Ein modellhafter Beitrag zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg 235

ANGELA ILIĆ: Die Bartning-Diasporakapelle im oberschwäbischen Erolzheim. Ein Ort der Beheimatung für Vertriebene und Geflüchtete 247

KLAUS HÜBNER: »Ich glaube nicht an Realismus«. Interview mit Iris Wolff 249

GABRIELLA SÓS: Die ungarndeutsche Dialektologie ab den 1960er-Jahren in Ungarn – Zwei namhafte Vertreter erinnern sich. Interview mit Katharina Wild und Karl Manherz 253

Personalia

WALTER ENGEL: »Es war die Freiheit, die ich meine ...«. Dem Schriftsteller und Kulturjournalisten Franz Heinz zum 90. Geburtstag 259

INGEBORG SZÖLLÖSI: Der Sprung über den Stein. Eine Würdigung von Gert Fabritius' Kunst anlässlich seines 80. Geburtstages 262

Besprechungen 271

Marko Dinić: Die guten Tage *(Klaus Hübner)* / Helmut Erwert: Elli oder Die versprengte Zeit *(Márta Magyar)* / Edit Király, Olivia Spiridon (Hgg.): Der Fluss. Eine Donau-Anthologie der anderen Art *(Klaus Hübner)* / Saša Stanišić: Herkunft *(Dominik Zink)* / Iris Wolff: So tun, als ob es regnet *(Jürgen Israel)*

FORUM

Aus dem IKGS 285

Editorial

Wir haben es wieder einmal geschafft: Unser Heft platzt aus allen Nähten. Und wir freuen uns darüber, denn das zeigt, welche Fülle an Themen und Zugängen unsere von Donau und Karpaten geprägte, europäische Großregion bietet. Pünktlich zum kontroversen hundertsten Jahrestag der Unterzeichnung des Vertrages von Trianon am 4. Juni 1920, der das Ende des historischen Königreichs Ungarn besiegelte, können wir mit einer aktuellen Bestandsaufnahme zur deutschen Minderheit in Ungarn aufwarten. Und blickt man auf das letzte Jahrhundert (und noch weiter) zurück, lässt sich nüchtern feststellen: Das Verhältnis zwischen dem ungarischen Staat und »seinen« Deutschen war schon schlimmer. – Was angesichts der bewegten Zeiten jedoch noch keine Jubelmeldung darstellt.

Die Aufsätze des Schwerpunktthemas »Ungarndeutsche heute – Sprache und Zugehörigkeit«, die sich mutatis mutandis in allen Ressorts dieser Ausgabe der *Spiegelungen* finden, bieten vornehmlich endogene Perspektiven auf die Geschichte und Gegenwart der deutschen Minderheit in Ungarn. Mit Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest) und Claudia M. Riehl (München) konnten wir zwei absolute Expertinnen für die Herausgabe des wissenschaftlichen Schwerpunktthemas gewinnen – dass beide auch über die Gremien des Instituts eng mit dem IKGS verbunden sind, hat die Zusammenarbeit, angeleitet von Ressortchef Tobias Weger, zu einem besonderen Vergnügen gemacht.

Ein Grund, warum die aktuellen *Spiegelungen* ausgesprochen gehaltvoll geworden sind, liegt auch im zweiten Themenfokus dieses Heftes. Unter der Federführung von Angela Ilić nähern wir uns der Europäischen Kulturhauptstadt 2020 an: Rijeka (ital. und ung. Fiume, dt. Sankt Veit am Pflaum) wird es unter den gegebenen Umständen nicht leicht haben – umso wichtiger, sich dieser geschichtsträchtigen Hafenstadt an der Kvarner-Bucht zumindest »aus der Ferne« anzunähern und ihr den Platz einzuräumen, der ihr gebührt. Der »Fokus Rijeka« wird in der Ausgabe 2/2020 weitergeführt. Ein Aufsatz über den siebenbürgisch-rumänischen Philosophen Lucian Blaga, dessen originelles Denken auch vom deutschen Fachdiskurs geprägt wurde, ergänzt die Vielfalt der thematischen und methodischen Zugriffe.

Unsere Literatur-Redaktion unter der Leitung von Enikő Dácz bietet uns wie gewohnt Lesegenuss auf hohem Niveau. Mit Lucian Hirsch, Christian T. Klein, Angela Korb und José F. A. Oliver finden sich wieder einige in den *Spiegelungen* »neue« Gesichter! Und noch eine weitere »Premiere« dürfen wir publizistisch flankieren, nämlich den für 2020 erstmals ausgelobten Rolf-Bossert-Gedächtnispreis. In

»Kleines Neurotikon« meint das lyrische Ich des Preisträgers Alexander Estis, es bliebe lieber »in der Fruchtblase«, denn es »habe ja gar nichts zu berichten«. Wir finden: Gut, dass er/es doch »hervorgetreten« ist. Das meinen auch Hellmut Seiler, der Spiritus Rector des Preises, und die Juryvorsitzende Nora Iuga.

Im Feuilleton, das von Angela Ilić betreut wird, tauchen wir noch einmal in die Mythologie von Fiume/Rijeka ein und nehmen en passant auch noch Triest mit, werfen einen Blick auf die Notkirchen der Nachkriegszeit, die auch Vertriebenen und Flüchtlingen zu einer spirituellen Heimat geworden sind. Bevor noch einmal das Schwerpunktthema aufgegriffen wird und die beiden bedeutenden Dialektforscher Katharina Wild und Karl Manherz zu Wort kommen, wenden wir uns erneut der Literatur zu: Klaus Hübner interviewt unsere treue *Spiegelungen*-Autorin Iris Wolff, nicht zuletzt anlässlich ihrer jüngsten Auszeichnung, des Marieluise-Fleißer-Preises. Ein schöner Aspekt dabei: Klaus Hübner fungiert auch als ihr Laudator im Rahmen der Preisverleihung in Ingolstadt. Und noch eine Art von »Crossover« scheint sich in den *Spiegelungen* zu etablieren: Personalia, ob nun aus festlichen oder traurigen Gründen, finden ihre Ausdrucksform zunehmend in literarischen Beiträgen. Eine schöne Form, Mensch und Werk zu würdigen.

Viel Freude beim Lesen wünscht
Ihre
Spiegelungen-Redaktion

Ungarndeutsche heute

Sprache und Zugehörigkeit

Die deutsche Sprachminderheit in Ungarn hat in ihrer mehr als dreihundertjährigen Geschichte im Karpatenbecken, das sie als ihre Heimat betrachtet, unterschiedliche, teils auch schwere und radikale Transformationsprozesse durchlaufen. Heute, Anfang des 21. Jahrhunderts, leben die Angehörigen dieser Minderheit in sprachlich heterogenen Kommunikationsgemeinschaften, doch immer noch im Bewusstsein ihrer deutschen Abstammung. Dank der besonders seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiv durchgeführten Forschungen von Historikern, Ethnografen, Sprach- und Kulturwissenschaftlern aus dem In- und Ausland liegen bereits zahlreiche wissenschaftliche Erkenntnisse und Dokumente über die Geschichte dieser Sprach- und Kulturgemeinschaft vor. Von großem Interesse sind aber gerade die gegenwärtigen Entwicklungen in der deutschen Minderheit, die sich als sehr dynamische Prozesse erweisen.

In dieser *Spiegelungen*-Ausgabe wollen wir daher einige ausgewählte Aspekte aus der Gegenwart der ungarndeutschen Minderheit in den Fokus stellen. Allerdings kann damit lediglich ein Einblick in jene komplexen soziopolitischen, soziokulturellen, mehrsprachigen und kontaktlinguistischen Prozesse gewährt werden, durch die sich neben anderen Faktoren der Alltag dieser Minderheit definiert. Denn auch die Erforschung der Gegenwart von Sprachminderheiten überrascht, trotz theoretisch erwartbarer Annahmen über verschiedene Wandlungsprozesse bei autochthonen Minderheiten, immer wieder mit neuen Facetten, die in der globalisierten Welt von heute, in einer Zeit der weltweiten Migrationsbewegungen und den damit verbundenen Sprach- und Kulturkontakten, eine neue Sicht auf das Leben von autochthonen Minderheiten aufzeigen.

Die Beiträge in diesem Themenheft stammen von Experten aus dem In- und Ausland, die sich in wissenschaftlichen Forschungen und aufgrund ihrer Erfahrungen einzelnen Aspekten wie Geschichte, Demografie, Kultur, Sprache, Identität und Bildungswesen der deutschen Minderheit zugewandt haben.

Zum Schwerpunktthema »Ungarndeutsche heute – Sprache und Zugehörigkeit« wird zunächst anhand von authentischen Sprachbelegen ein Einblick in die alltäglichen Sprachgebrauchskonstellationen der Sprecherinnen und Sprecher deutscher Abstammung gegeben (Elisabeth Knipf-Komlósi). Daran anschließend werden im Rahmen einer empirischen Erhebung unter jungen Ungarndeutschen die Gestaltung

und die Reflexionen Jugendlicher zu ihren sich teils wandelnden, teils schwebenden Identitätskonstruktionen (Ágnes Huber) dargestellt. Diesem Beitrag folgt ein Beispiel zur Folklorisierung der Kultur der Ungarndeutschen in der Zeit von 1958 bis 1988 anhand von Elementen der ruralen Architektur (Michael Prosser-Schell). Das Schwerpunktthema rundet schließlich ein Beitrag zu den demografischen Veränderungen anhand von Zensusdaten ab (Ágnes Toth und János Vékás).

Bei den zahlreichen aktiven Institutionen und Initiativen der Ungarndeutschen zum Erhalt und der Weitertradierung ihrer Sprache steht (bei der deutschen Minderheit) das Unterrichtswesen im Fokus. In diesem Band wird zunächst die Aufgabe und Funktion einer methodisch wie sprachlich sehr gut aufgebauten LehrerInnen-Ausbildungsstätte im Rahmen der Sprachlernwerkstatt in Baja gezeigt (Monika Jäger-Manz). Eine Überblicksdarstellung vermittelt Einblicke in das weitverzweigte Bildungsnetz der Minderheit (Márta Müller).

Im Mittelpunkt des historisch-orientierten Beitrags in der Projektwerkstatt (Katalin Gajdos-Frank) werden Aspekte der Vergangenheitsbewältigung einer der schwersten historischen Epochen der Ungarndeutschen – der bitteren Erfahrungen der Überwachungszeit bis 1956 – anhand von Fallbeispielen thematisiert.

In einer Darstellung zur Gegenwart des Ungarndeutschen darf allerdings ein Blick zurück, nämlich in die Erforschung der ursprünglichen Dialekte der deutschen Minderheit in Ungarn, nicht fehlen. Dies geschieht im Rahmen eines Doppel-Interviews mit den noch aktiven großen Vertretern der ungarndeutschen Dialektologie, Katharina Wild und Karl Manherz, das von einer Doktorandin der Germanistik (Gabriella Sós) durchgeführt wurde. Darin werden die Arbeiten der beiden Forscher, ihr Engagement und ihre Wirkung auf die Forschungen von heute vorgestellt.

Kleinere Beiträge zu Aspekten der Medien, der Lehrbücher, der Lehrerfortbildungen und hervorstechenden kulturellen Ereignissen runden das Bild zur Gegenwart der Ungarndeutschen ab.

Wir möchten vor allem dem engagierten und überaus hilfsbereiten Redaktionsteam am IKGS herzlich für die Aufnahme dieses Themenblocks in die renommierten *Spiegelungen* unseren Dank aussprechen und unserer Freude Ausdruck verleihen, dass der ungarndeutschen Minderheit ein Themenheft gewidmet wurde.

Ein Dank geht auch an alle Beitragenden und Gutachter, vor allem an die MitarbeiterInnen des IKGS, die die mühsame Arbeit des Redigierens und der Fertigstellung dieses Bandes übernommen haben.

Elisabeth Knipf-Komlósi und Claudia Maria Riehl

Ein soziolinguistischer Streifzug zur Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn[1]

Von Elisabeth Knipf-Komlósi, Eötvös-Loránd-Universität (ELTE), Budapest

Um ein relativ abgerundetes Bild über die deutsche Sprachminderheit in Ungarn zu bekommen, sollen im vorliegenden Beitrag einige Merkmale (bei weitem nicht alle) zur Beschreibung der sprachlichen Situation dieser Minderheit in der Gegenwart gezeigt werden. Zunächst wird kurz auf den historischen Hintergrund, auf die im Text aufgeführte Materialgrundlage, zuletzt auf die Ursachen des Sprachwechsels der Minderheit beziehungsweise auf die subjektiven Reflexionen der Sprecher zu ihrer Sprachverwendung eingegangen.

EIN KURZER HISTORISCHER RÜCKBLICK

Aus geopolitischer Sicht betrachtet, liegt Ungarn an einer West-Ost-Achse im Karpatenbecken, in relativer Nähe zum Balkan. Das Karpatenbecken ist seit seiner Besiedlung eine typische Vielvölker-Region, selbst in der Gegenwart mit multiethnischer, multikultureller und multikonfessioneller Bevölkerung (in der Gegenwart gibt es in Ungarn 13, in Rumänien 20 offizielle sprachlich-ethnische Minderheiten). In diesem Teil der Welt ist – wie in vielen anderen Teilen – das Neben- und Miteineinanderleben von Menschen unterschiedlicher Nationalität und Muttersprache eine alltägliche Erscheinung. Im Raum Mittel- und Osteuropas leben bis heute 107 nationale und ethnische Minderheiten, die jedoch nur 8,6 Prozent der Gesamtbevölkerung dieser Region ausmachen.[2] Die deutsche Minderheit ist zwar noch in sechs Staaten vertreten, doch in der Gegenwart stellt sie keine zahlenmäßig starke Minderheit mehr dar.

Im 20. Jahrhundert erfuhr die genannte Vielzahl der Minderheiten durch die negativen Auswirkungen der Geschichte eine ständige zahlenmäßige Abnahme. Die Ansiedlung der heute hier lebenden sogenannten historischen Minderheiten (Südslawen, Rumänen, Slowaken, Deutsche) ist größtenteils auf die Nachtürkenzeit, die deutschen Ansiedlungswellen – insbesondere im 18. Jahrhundert – zu datieren; doch

1 In diesem Beitrag wird das pluralische Maskulinum für alle Geschlechter gebraucht.

2 Vgl. László Szarka: A közép-európai kisebbségek tipológiai besorolhatósága [Typologische Kategorisierung von Minderheiten in Zentraleuropa]. In: Gábor Sisak (Hg.): Nemzeti és etnikai kisebbségek Magyarországon a 20. század végén [Nationale und ethnische Minderheiten in Ungarn am Ende des 20. Jahrhunderts]. Budapest 2001, S. 30–41.

bereits im Mittelalter kam es zu Ansiedlungen aus deutschen Regionen, beispielsweise die der Siebenbürger Sachsen, der Zipser und Hauer in Oberungarn und im damaligen Ostungarn, heute Rumänien. In der Nachtürkenzeit waren die Ansiedlungen – vor allem aus mittel- und westmitteldeutschen Regionen mit hessischen, rheinfränkischen, pfälzischen, schwäbischen und bairischen Dialektsprechern – auf die Urbarmachung und Neubesiedlung der verwüsteten Gebiete ausgerichtet. Die Ansiedler waren zum Großteil im Agrarsektor tätig und konnten so eine Kontinuität ihrer früheren Wirtschafts- und Lebensformen ausbauen, verbreiten und diese bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges aufrechterhalten. Die heute noch von deutschen Minderheiten bewohnten, aber nicht mehr kompakten Gebiete in Ungarn verteilen sich auf drei größere Regionen:

1) der nördliche Teil in der Umgebung von Budapest und das Plattensee-Oberland;
2) die sogenannte Schwäbische Türkei im Süden des Landes (mit der Tolnau und der Batschka;
3) der an Österreich grenzende Streifen in Westungarn sowie einzelne Streusiedlungen.

Die Selbstbezeichnung der Deutschen in Ungarn, die auch zur Bezeichnung der Identität dieser Menschen dient, zeigte schon immer eine große Vielfalt. Als Bezeichnungen waren noch Deutsche in Ungarn, Donauschwaben, Deutschungarn – beziehungsweise in den letzten etwa vier Jahrzehnten durchgehend die Bezeichnung Ungarndeutsche in Gebrauch: Im Volksmund wird bis heute noch sowohl unter den Minderheitenangehörigen als auch bei den Ungarn die Bezeichnung *Schwaben* (ungarisch: *svábok)* gebraucht. Die Ungarndeutschen sind Teil der deutschsprachigen Minderheiten, die heute – in zwar geringer Zahl – noch in den mittelosteuropäischen Ländern beheimatet sind.[3]

ZUR MATERIALGRUNDLAGE

Im Zusammenhang mit den im vorliegenden Aufsatz angeführten Belegen zur Erforschung der Sprache der ungarndeutschen Minderheit soll kurz auf die Methoden der Erhebung der Sprachdaten eingegangen werden. Grundsätzlich werden bei einer Bestandsaufnahme eines Sprachstandes die in der Soziolinguistik bewährten Methoden eingesetzt, wie etwa freie oder durch einen Leitfaden geleitete digital aufgezeichnete und verschriftete Gespräche, Interviews mit einer oder mehreren Gewährspersonen; und ergänzend können vor oder nach den Gesprächen auch Fragebogenerhebungen mit den Probanden eingesetzt werden. Die in diesem Text angeführten Sprachbelege von Informanten gewähren den Exploratoren und auch dem Leser einen Einblick in das ausgeprägte Sprachbewusstsein dieser mehrsprachigen Minderheitensprecher. Ihre evaluativen Bemerkungen zu einzelnen sprachlichen Erscheinungen und die vielfältigen Reflexionen der Sprecher sind bei der Auswertung von systemlinguistischen Belegen, den sogenannten objektsprachlichen Daten überaus wichtig. Erstere Daten, die als subjektiv bezeichnet werden, fungieren bei der Analyse objektsprachlicher Daten als wichtige soziokulturelle und eventuell sozioökonomische Zusatzinformationen, als Erklärungsparadigmen zum Verstehen und Interpretieren sprachlicher Handlungsformen, beispielsweise beim häufigen Gebrauch

3 Vgl. Elisabeth Knipf: Ungarn. In: Ludwig Eichinger, Albrecht Plewnia, Claudia Maria Riehl (Hgg.): Handbuch der deutschen Sprachminderheiten in Mittel- und Osteuropa. Tübingen 2008, S. 265–329.

der Mischsprache, bei der Bewertung der eigenen oder bei der von anderen Sprechern gebrauchten Varietäten. Die Verflechtung von sogenannten objektiven und subjektiven Sprachdaten findet schon seit geraumer Zeit in der Forschung Akzeptanz.[4]

Über die bekannten Methoden hinaus sind noch weitere zu erwähnen, die bei der Erforschung von Minderheitensprachen sehr hilfreich sein können und neue Blickwinkel der Forschung erschließen können. Eine solche ist zum Beispiel die Methode der Sprachbiografien, die von freien, narrativen Tiefeninterviews ausgeht, wobei im Mittelpunkt der Interviews Fragen zum Erwerb, dem Gebrauch der Sprachen oder dem Bezug der Gewährsperson zu diesen sowie der Umgang mit der eigenen Sprache und der Landessprache im Mittelpunkt stehen. Sprecher, die als Thema ihre eigene Sprache in den Fokus stellen, bewerten, beurteilen, und kommentieren fortwährend ihre Sprachkenntnisse – und zwar nicht auf eine analytisch-distanzierte Weise, sondern in einem Nähebereich, in Form eines persönlich-vertrauten Registers, etwa durch Zwischenkommentare oder Berichtigungen der eigenen Redeweise. Auf diese Weise können Sprachbiografien als Summe von metareflexiven Äußerungen des Sprachbewusstseins und als Zeichen der Identitätseinschätzung der Sprecher betrachtet werden. Vorliegende Belege stammen aus sprachbiografischen Interviews mit Sprechern der älteren Generation aus Ortschaften in Südostungarn (Batschka) aus den Jahren 1978 bis 1982 und 2002 bis 2004.

Im Gegensatz zu einer früheren, vornehmlich sprachdatenzugewandten Dialektologie steht im Zeichen der sprecherzugewandten Dialektologie seit einigen Jahrzehnten die perzeptuelle Dialektologie im Mittelpunkt der Forschungen. Diese versucht zu ergründen, wie dialektkundige und auch nicht-kundige Laien ihre sprachliche Umwelt, etwa die sie umgebenden Dialekträume, wahrnehmen, lokalisieren und verstehen, wie sie sprachlich Auffälliges räumlich erfassen und kategorisieren können. Hier geht es in erster Linie um laienlinguistisches Wissen, das man als Sprecher in jeder Kultur besitzt. Auch Minderheitensprecher besitzen ein Wissen über auffällige Merkmale ihrer Sprache und Sprachverwendung, die sie konzeptualisieren und diese mit den in der betreffenden Kultur gängigen kulturell-sozialen Modellen und Einstellungen in Zusammenhang bringen können.

Durch die zahlreichen metasprachlichen Reflexionen, durch die aus den Sprachbiografien ableitbaren Aussagen und durch die Konzeptualisierung verschiedener sprachlicher Auffälligkeiten können über die Sprachbewusstheit viele wichtige, auswertbare Informationen gewonnen werden:

> Für die Linguistik bedeutet dies, dass beobachtbares, nach bestimmten Mustern ablaufendes sprachliches Verhalten in seinen Konzeptualisierungen als Varietäten, Sprachstile Sprachhandlungsroutinen und anderen Kategorien geregelter Formen des Sprechens als Teil der materiellen Seite einer Kultur betrachtet werden muss.[5]

DEUTSCHE MINDERHEITENSPRACHE – WAS VERSTEHT MAN DARUNTER?

Aus linguistischer Sicht betrachtet, bietet die gesamte Region Mittel- und Osteuropas ein äußerst buntes Bild sprachlicher Variation, auch mit einer äußerst großen Variationsbreite des Deutschen. Die Sozialisationsprozesse der deutschen Minderheitensprecher erfolgten über Generationen hinweg nicht auf dem deutschen

4 Vgl. Joachim Scharloth: Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766 und 1785. Tübingen 2005.
5 Ebenda, S. 121.

Sprachgebiet, sodass ihre Beziehung zum Deutschen in erster Linie in ihren Familien und in ihrer Mikrogemeinschaft, in ihrer Abstammung und Muttersprache begründet lag. Im Laufe einer wechselvollen Geschichte dieser Regionen im 20. Jahrhundert wurde für die deutschen Minderheitensprecher ihre funktional wichtige und zum sozialen Aufstieg notwendige Sprache die jeweilige Landessprache derjenigen Länder, deren Staatsbürger sie waren und sind. Jedoch wurde ihre Abstammungssprache, durch den meist heimlichen Gebrauch im privaten Bereich, nicht ganz vergessen und blieb teilweise bei den älteren Generationen bis heute erhalten. Eine Außenperspektive auf eine autochthone Minderheit, die schon seit mehr als 300 Jahren in einer nicht-deutschsprachigen Umgebung lebt, wie das bei der ungarndeutschen Minderheit der Fall ist, wird so artikuliert:

> Als deutschsprachig läßt sie sich in zwei anderen Hinsichten beschreiben: durch ihre Herkunftsorientierung lassen sich die Idiome, welche in der Inselsituation als Distinktheitsmerkmale genutzt werden, auf eine bestimmte historische Sprachform beziehen. Hier wird dann relevant, daß es sich um Zeiten und um soziale Gruppen handelt, für die weder eine schrift- noch gar eine standardsprachliche Ausbauphase angenommen werden kann. Daher läßt sich außer der Zeitstufe auch eine regiolektale Zuordnung angeben.[6]

Anhand dieses kurzen Rückblicks auf die sprachliche Vergangenheit dieser Minderheit wollen wir uns der Frage zuwenden, wie die gegenwärtige sprachliche Situation, der Sprachgebrauch der ungarndeutschen Minderheit, übersichtlich dargestellt werden kann. Das Erkenntnisinteresse einer Forschung mit einem Fokus auf die Sprache einer Minderheit umfasst eine große Bandbreite und erfordert ein interdisziplinäres Herangehen: Zu einer Interpretation der von den Gewährspersonen gewonnenen sprachlichen Daten müssen die sprachwissenschaftlichen Analysemethoden um soziohistorische und politische Aspekte ergänzt werden. Auf diese Weise kann eine umfassende Bestandaufnahme der gegenwärtigen sprachlichen Situation, ein Überblick über den heutigen Sprachgebrauch der deutschen Minderheitensprecher aufgezeigt werden.

Die Vielfalt der dialektalen Sprach- und Kommunikationsformen der Minderheitensprecher in Ungarn wird sowohl auf der Systemebene[7] der Sprache als auch auf der Sprachgebrauchsebene erfasst und beschrieben. Von einer Sprache der Minderheit kann gesprochen werden bei:

a) außerhalb des geschlossenen Sprachgebietes in verschiedenen Ländern der Welt – so auch in Ungarn – bei der älteren Generation noch vorhandenen, nur gesprochen-sprachlich existenten deutschen Ortsdialekten des jeweiligen Landes;

---

6 Ludwig M. Eichinger: Deutsch in weiter Ferne. In: Gerhard Stickel (Hg.): Varietäten des Deutschen. Berlin 1997, S. 155–180, hier: S. 171.

7 In diesem Aufsatz wird – aus Platzgründen – weder auf die sprachgeschichtliche Entwicklung der Sprache der Ungarndeutschen noch auf die Eigenheiten der sprachsystematischen Ebene dieser Sprachinselvarietät detailliert eingegangen. Vgl. dazu Claus J. Hutterer: Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Halle a. d. Saale 1963; Koloman Brenner: Plosive der deutschen Dialekte in Westungarn. Budapest 2004; Karl Manherz: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten Westungarns. Budapest 1977; Elisabeth Knipf-Komlósi: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Stuttgart 2011; Maria Erb: Zugewinn oder Abbau? Ungarische Lehnwörter in den neueren deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn. In: Begegnungen 14 (2002), S. 143–160; Földes Csaba: Kontaktdeutsch. Tübingen 2005; Marta Müller: Lexikalisch-semantische Merkmale der Handwerker-Fachwortschätze in Werischwar/Pilisvörösvár. Budapest 2011; Katharina Wild: Syntax der eingeleiteten Nebensätze in den Fuldaer deutschen Mundarten Südungarns. Budapest 1994; Anna Vargyas: »Die Braut kriegt d'Polscht'r gschenkt vun ihre Patin« und »a jed's kriegt die Sach gutgetoo«. Rezipientenpassivbelege in ungarndeutschen Dialekten. Regensburg 2017, S. 210–239.

b) Substandardvarietäten, die von den nicht auf dem deutschen Sprachgebiet sozialisierten und lebenden Individuen deutscher Abstammung als umgangssprachliche Varietäten existieren;
c) einem Set von Dialekt- und Standardkontakterscheinungen bei bestimmten Generationen – beziehungsweise von einer Mischvarietät aus deutsch-dialektalen Elementen und der jeweiligen Landessprache formulierte Muster, die ein spezifisches Spektrum von Sprachlagen ergeben, die von diesen Sprechern gelegentlich in privaten Gesprächssituationen gebraucht werden;
d) der mittleren und jungen Generation ungarndeutscher Abstammung mit rezeptiven Dialektkenntnissen und durch den gesteuerten Deutschunterricht erlernten DaF-Kenntnissen.

Die schriftsprachlichen Entwicklungsphasen (die erst bei Generationen mit einem gesteuerten Sprachunterricht einsetzten; bis dahin wurde bei der Minderheit eher selten im Dialekt geschrieben) und später auch die standardsprachlichen Entwicklungsphasen (die ebenfalls mit dem Deutschunterricht ihren Anfang hatten) dieser Sprachgemeinschaften gestalteten sich in den verschiedenen Regionen der Welt mit einer deutschsprachigen Minderheitenbevölkerung äußerst unterschiedlich, doch immer in Abhängigkeit von externen Faktoren. Allen voran sind dies die wirtschaftlich-politische Situation und die Gestaltung der jeweiligen Gesetzgebung des Aufnahmelandes, die soziale Schichtzugehörigkeit der Minderheitensprecher, deren Integration in die Gesamtgesellschaft, die von den Sprachminderheiten genutzten Möglichkeiten ihrer sprachlich-kulturellen Anpassung und/oder auch Bewahrung ihrer Sprache und Kultur. Diese Prozesse umfassen das Leben vieler Generationen; zudem sind die Sprachen, sowohl die Landessprache als auch die deutschen Dialekte in diesen Ländern, einem Dauerkontakt mit der Landessprache und anderen Sprachen und auch einem ständigen Wandel ausgesetzt. Vor diesem Hintergrund kann auch – trotz vieler Ähnlichkeiten – eher von differenten deutschen Minderheitensprachen in den einzelnen Ländern gesprochen werden. In diesem Sinne hat jede Region mit einem bestimmten deutschen Bevölkerungsanteil ihr eigenständiges ›Sprachinseldeutsch‹ (wie Russlanddeutsch, Rumäniendeutsch, Ungarndeutsch), das man in Osteuropa vor allem (aber nicht nur) an den artikulatorisch-suprasegmentalen, an den lexikalischen und pragmatischen Transfer-Besonderheiten leicht identifizieren kann.

Die Generationsstrukturen dieser Minderheitengruppen[8] bilden einen historischen und gleichzeitig symbolischen Vergleichsrahmen. Die Generationsstruktur einer Gemeinschaft kann als periodisierende Entität für Forschungen dieses Profils sehr dienlich sein. Es kann davon ausgegangen werden, dass die nach dem Alter der Gewährspersonen gerichtete Schichtung anscheinend mit der gesellschaftlichen Schichtung korrespondiert. So sind auch der ungefähr feststellbare Sprachwechsel und damit im Zusammenhang auch die Veränderungen in der Identitätskonstruktion der Sprechergenerationen verhältnismäßig einheitlich, auch wenn innerhalb von Ungarn hinsichtlich des Assimilationsprozesses ein wahrnehmbares Nord-Süd-Gefälle eindeutig wahrnehmbar war. Im Einzugsbereich der Hauptstadt, in den umgebenden kleineren und größeren Ortschaften hat sich eine größere und früher vollzogene Assimilation unter den Ungarndeutschen infolge der früher eingetretenen

8 Elisabeth Knipf-Komlósi: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Stuttgart 2011, S. 46f.

Urbanisierung und der zahlreichen Arbeitsmöglichkeiten vollzogen. Dieser Wechsel fand in den südlichen Regionen Ungarns erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts statt, in dessen Folge die autochthonen lokalen Dialekte der dort lebenden deutschen Minderheit beachtliche Einbußen auf allen sprachlichen Ebenen hinnehmen mussten. Das variable, jedoch nie ausgewogene Verhältnis von Minderheitensprache und Landessprache hat als sprachsoziologisches Kriterium auch auf die Einstellungsstruktur der Sprecher zum jeweiligen Ortsdialekt, zur deutschen Sprache schlechthin, eine ausschlaggebende Rolle gespielt.[9]

WANDEL IN DER SPRACHKOMPETENZ UND SELBSTREFLEXIONEN DER SPRECHER ZU IHRER SPRACHE UND ZUM SPRACHGEBRAUCH

Mithilfe eines chronologischen Rückblicks kann der Wechsel der Sprachen und der Varietäten der Generationen der Minderheitensprecher anschaulich nachgezeichnet werden. Bis nach Ende des Zweiten Weltkrieges war – bis auf die Hauptstadt und einige größere Städte in Ungarn – in den noch relativ homogenen Ortschaften die erste und dominante Sprache die jeweilige deutsche lokale Mundart. Bei der dünnen Schicht der Intelligentia konnte schon seit der Jahrhundertwende die gleichmäßige Verwendung beider Sprachen, das heißt des Ungarischen und des Hochdeutschen, konstatiert werden; bei der Schicht der Handwerker wurde eine von der Bauernsprache abgehobenere Varietät gebraucht, unter anderem auch als Signal der Zugehörigkeit zu einer höheren sozialen Schicht. Diese soziale Stratifikation im Gebrauch der Sprachlagen änderte sich radikal nach Ende des Zweiten Weltkriegs, insbesondere in den darauffolgenden Jahrzehnten der fünfziger und sechziger Jahre, als das Deutsche verboten und auch stigmatisiert war – und als dessen Folge sich die Landessprache zum wichtigsten Kommunikationsmittel der Ungarndeutschen erhob. Die lokalen deutschen Mundarten wurden in den privat-häuslichen Gebrauch verbannt, wobei in den immer häufiger werdenden Mischehen auch dies nicht immer der Fall war, denn zum sozialen Aufstieg des Einzelnen war das perfekte Beherrschen der Landessprache notwendig und erwartet. Mit der Einführung des Deutschunterrichts Ende der sechziger Jahre in Ungarn konnten erneut Deutschkenntnisse bei den nachfolgenden Generationen aufgebaut werden, doch es trat eine Diskontinuität in der Weitertradierung der deutschen Muttersprache ein, da die damalige Elterngeneration, die sogenannte stumme Generation, mangels deutsch-dialektaler Kompetenzen ihren Nachfahren die deutsche Sprache nicht mehr weitergeben konnte. Die Domänen des Mundartgebrauchs verringerten sich rasant, der Kommunikationsradius der lokalen Mundart schrumpfte auch im Alltag immer mehr; so blieb Ungarisch weiterhin die funktional erste Sprache in allen öffentlichen, halböffentlichen und allmählich auch in privaten Bereichen der Ungarndeutschen. Infolge einer allmählichen politischen Lockerung hinter dem Eisernen Vorhang in Ungarn und dank der guten Beziehungen zwischen Ungarn und der DDR in den achtziger Jahren hat sich das Prestige des Deutschen in allen Bereichen des Lebens, in allen sozialen Schichten in Ungarn beachtlich erhöht, nicht nur im schulischen Fremdsprachenunterricht, sondern auch bei Jugendlichen und Arbeitnehmern. Neben Englisch wurde Deutsch die meistgewählte Fremdsprache in Ungarn.

9 Vgl. Györgyi Bindorffer: Wir Schwaben waren immer gute Ungarn. Budapest 2005; Ágnes Huber: Untersuchung zur ethnisch-nationalen und sprachlichen Identität junger Ungarndeutschen. Hamburg 2015.

Dass bei den Ungarndeutschen in der Gegenwart in allen Lebensbereichen die ungarische Sprache dominant ist, wird als eine selbstverständliche Begebenheit betrachtet. Im alltäglichen, informellen Sprachgebrauch von Gewährspersonen mit einer noch dialektalen Kompetenz sind Transfererscheinungen aus der Landessprache gang und gäbe, wie folgende Gesprächsausschnitte mit ungarndeutschen Erwachsenen belegen:

(1) *un no hen sie uns el-ge-irányít* (ung.), *wal die Stroß war abgsperrt wegr ame baleset* (ung.)
(und dann haben sie uns umgeleitet, weil die Straße abgesperrt war wegen eines Unfalls)[10]

Auch Sätze mit Sachmodernismen sind im privaten Bereich eine alltägliche Erscheinung geworden:

(2) *hát in deni beosztások kenn ich mich net aus*, *des kann ich nar Ungarisch sage*, *des is schun ans*, *des Deitschi u des Ungarischi*
(also [ung. Gliederungspartikel] in diesen Positionen kenne ich mich nicht aus, diese kann ich nur ungarisch sagen, das ist schon eins [d. h. eine Einheit], das Deutsche und das Ungarische)

(3) *wann's foglalt jelezni tot*, *na is des wegr dem beázás vum Rege*
(wenn es besetzt anzeigt, dann ist das wegen der Durchnässung vom Regen)[11]

Diese Gesprächsausschnitte bestätigen eindeutig, dass die alltäglichen Kommunikationssituationen überwiegend in einem bilingualen Sprachmodus praktiziert werden, wohl wissend, dass der Gesprächspartner beide Sprachen versteht. Aus pragmatischer Sicht betrachtet, hat die Wahl von satzinternen Code-Switching-Formen das Ziel, im Sprachgebrauch der zweisprachigen Minderheitensprecher eine höhere referenzielle Effizienz, eventuell eine schnellere Verarbeitung der Information bei den Interaktionsteilnehmern zu erzielen. Ausgehend von der Tatsache, dass die Geschehnisse der Welt, der weiteren und engeren Umgebung für die Sprecher tatsächlich überwiegend in ungarischer Sprache dargestellt und erlebt werden, besitzen sie ja noch ein zweites Kommunikationsmittel, eine lokale Varietät der deutschen Sprache. Aufgrund von Interviews und Befragungen der Gewährspersonen stellte sich heraus, dass die Sprecher nicht nur aus Gründen der Wortfindungsprobleme die Sprache wechseln, aus der lokalen Mundart ins Ungarische, sondern auch aus ihrer Überzeugung heraus, dass die ungarischen Entlehnungen aussagekräftiger, expressiver sind als die – für sie – nicht mehr bekannten oder von ihnen eventuell selbst übersetzten Begriffe. Darüber hinaus ist es nach Einschätzung der Gewährspersonen oft auch schneller oder ökonomischer, zu vorhandenen ungarischen lexikalischen Einheiten und Strukturen zu greifen, zumal die ja häufig gebraucht werden und daher immer parat stehen. Attraktiv erscheinen die Code-Switching-Formen auch aus dem Grunde, als sich die Begrifflichkeit der Alltagssprache dieser Sprecher, ihre kognitive Erfahrung und ihre kommunikative Praxis aufgrund ihrer soziokulturellen Einbettung in der ungarischen Gesellschaft auch in

10 Es geht hier um das ungarische Verb *irányít* (steuern, lenken), das mangels einer deutschen Entsprechung in der Basis ungarisch erscheint, eingebettet in deutsche Flexionsendungen.

11 Alle Belege dieses Aufsatzes stammen aus Aufnahmen der Autorin vom Anfang der 2000er-Jahre, aufgenommen in verschiedenen Ortschaften in der Batschka (Südostungarn). In diesem Aufsatz werden die Beispiele einfach durchnummeriert, ohne genaue Angaben zum Geschlecht und dem Alter der Gewährspersonen, die aus beiden Geschlechtern kommen und zur älteren und teils zur mittleren Generation der Ungarndeutschen gehören.

dieser Sprache ausdrückt. Infolge des ständigen inter- und intrasequenziellen Code-Switchings innerhalb von mündlichen Interaktionen wird zwar die aus systemlinguistischer Sicht erwartbare monolinguale Kohärenz ihrer Äußerungen verletzt, indem im Zuge der Interaktion zwischen zwei Sprachen gewechselt wird, doch gleichzeitig wird in der Wahrnehmung der Sprecher die kommunikative Kohärenz, die Effizienz ihrer Äußerungen gestärkt und unterstützt, weil die teilnehmenden Gesprächspartner die Fremdeinschübe mitsamt ihren Konnotationen besser verstehen und situationsadäquat deuten können. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass der Kommunikationsradius dieser Varietät eingeschränkt auf die Interaktion mit Ortsansässigen und jenen Ungarndeutschen ist, die beider Sprachen mächtig sind. Insofern sind auch die Domänen, die Situationen, in denen die Sprecher in ihren lokalen Dialekten kommunizieren, äußerst rar geworden.

Dennoch lassen sich bei der mittleren und den jungen Generationen auch Beispiele für eine umgangssprachliche, nicht mehr dialektal basierte Sprachlage finden, vor allem bei Sprechern, die abhängig vom Alter, dem Beruf, ihrer Bildung und aufgrund ihrer Aufenthalte im Sprachgebiet schon ein fließendes Deutsch sprechen. Dabei geht es jedoch nicht nur um DeutschlehrerInnen, sondern auch um sonstige Berufssparten wie Unternehmer aus verschiedenen Bereichen, Juristen, Ökonomen, Ärzte, im Außenhandel tätige Personen, Handwerker, Babysitter und Hausbedienstete, die sich dank eines längeren Aufenthaltes im deutschen Sprachgebiet einer umgangssprachlich-hochsprachlich gemischten Varietät bedienen können:

(4) *Also, hier zu Hause, kann ich sagen, sprechen wir meist Ungarisch, wo C. alles versteht und kann auch Deutsch. Und der I. überhaupt, mein Sohn und auch der D., der ist gut in Deutsch … Aber ich weiß nicht, das Ungarische geht so schneller und wird dann im Haus halt ungarisch gesprochen. Aber ich, ich lieb das Deutsche sehr, das stickt im Blut, und das ist meine Muttersprach. Und von von zu Haus aus, von Kind, ich war zehn Jahre, ich konnte kein Ungarisch, und da kommt es von einem Tag auf der andere, dass man deutsch überhaupt nicht mehr sprechen darf. Und ich holte die deutschen Sendungen, das deutsche Fernsehen, das hilft für den Kindern vielleicht noch, die Fremdsprache viel besser zu behalten oder erlernen, weil hier, wo wir wohnen, damals war die jugoslawische Sender konnte man gut empfangen, aber deutsche Sender haben wir keine gehabt* […].

Dieser Gesprächsausschnitt ist ein aussagekräftiges Beispiel für die bewusste Sprachkompetenz einer älteren ungarndeutschen Frau, die einige Jahre nach der Wende in Deutschland arbeitete. In ihren Formulierungen finden sich Spuren aller ihr vertrauten deutschen Varietäten, aus der Mundart, dem Ungarischen (Satzbau) und der deutschen Umgangssprache.

Wenn man den Sprachgebrauch in den öffentlichen Domänen des Minderheitendaseins, in den Minderheitenkommunen der einzelnen Ortschaften und Städte, in den verschiedenen Gremien der Landesselbstverwaltung, in Vereinsversammlungen oder in Minderheitenschulen beobachtet, fällt auf, dass in damit zusammenhängenden Kommunikationssituationen der Ortsdialekt nicht mehr erscheint, das heißt hier völlig funktionslos geworden ist. Stattdessen werden abwechselnd ein umgangssprachliches Deutsch und Ungarisch gebraucht.[12]

12 Vgl. Huber: Untersuchung zur ethnisch-nationalen und sprachlichen Identität; Müller: Lexikalisch-semantische Merkmale.

So gesehen ist das Bild über die Sprache der Ungarndeutschen ziemlich heterogen. Diese Heterogenität setzt sich aus mehreren, in einem Beziehungsgefüge stehenden Komponenten zusammen. Diese sind:

– die Tatsache, dass die Ortsmundarten der verschiedenen Gebiete Ungarns im Laufe ihrer Entwicklungsgeschichte mehrere Ausgleichsprozesse durchlaufen haben und ihre Dachsprache in all den Etappen die ungarische Sprache war;
– die durch die Urbanisierung eingesetzte Mobilität dieser Bevölkerungsgruppen und die Auflösung der früher homogenen Dorf- und Sprachgemeinschaften;
– der im 20. Jahrhundert vollzogene Sprachwechsel und das Unterbinden der Weitertradierung der Muttersprache in der primären Sozialisation;
– das Verbot und die Stigmatisierung des Deutschen, der darauffolgende Prestigeverlust der deutschen Sprache und erst seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts ein erneuter Prestigezuwachs dieser Sprache in Ungarn führten zu einer großen Dynamik und Variation in der deutschen Minderheitensprache in Ungarn.

Aus soziolinguistischen Erhebungen ist bekannt, dass mehrsprachige Individuen sowie Minderheitensprecher über eine ausgeprägtere Sprachsensibilität verfügen, mehr Bewusstheit im Umgang mit ihren Sprachen und Varietäten sowie in ihrem Sprachgebrauch zeigen als monolinguale Sprecher. Erstere können aufgrund ihrer Selbstwahrnehmung als Menschen anderer Muttersprache (als die Umgebung) ihr Sprachbild besser beobachten und offener ansprechen, denn sie sind es gewohnt, ihre Sprachen als Objekt und ihre Sprachkompetenzen differenziert zu betrachten: »Weil nun das Sprachbewusstsein die Wahl sprachlicher Mittel in kommunikativen Akten mitsteuert, ist es ein bedeutender Erklärungsfaktor für die gesellschaftliche Prägung sprachlichen Verhaltens.«[13]

Dass unsere Gewährspersonen über eine Sprachbewusstheit verfügen, belegen auch unsere Interviews und Gespräche mit ihnen zu ihrem Sprachgebrauch, in denen sie viele metasprachliche Bemerkungen über die eigene Sprache, über die Einschätzung ihrer Sprachkompetenz machen. Des Weiteren signalisieren Selbstkorrekturen und Formen des Code-Switchings das Vorhandensein eines Sprachbewusstseins. Minderheitensprecher der älteren Generation äußern sich über ihre Kindheit wie folgt:

(5) *Wie ich Klakind war, hat's ghasse, drham rede mr deitsch, uf dr Stroß, in dr Schul rede mr ungarisch, un mir hen uns dra ghalte* […]
(Als ich ein Kleinkind war, hat es geheißen, daheim reden wir deutsch, auf der Straße, in der Schule reden wir ungarisch, und daran haben wir uns gehalten)

(6) *Des Schwowischi is zuruckgepliewe, mit tem kam'r in dr heuntichi Welt net alles sage, da fehle die Wertr, die kenne mir nimmi, hát des sage mr halt ungrisch* […]
(Das Schwäbische ist zurückgeblieben, mit dem kann man in der heutigen Welt nicht alles sagen, da fehlen die Wörter, die kennen wir nicht mehr, also sagen wir das auf Ungarisch)

Ganz realistisch blickt eine Gewährsperson (65) auf den gegenwärtigen Sprachgebrauch der Ungarndeutschen:

(7) *Wie mir Schwowe haintzutag rede, des versteh'n mir am beschte. Des is a komisches Deitsch, wal do sain viel ungarischi Wertr a schun drin, awer mir vrstehn des halt, des is jetz unser Sproch, mai Urgroßeltre un Großeltre häde des a net alles vrschtane, die hen net so gut Ungarisch gekennt, wie mir alli.*

13 Scharloth: Sprachnormen und Mentalitäten, S. 120.

(Wie wir Schwaben heutzutage reden, das verstehen wir am besten. Das ist ein komisches Deutsch, weil es sind viele ungarische Wörter schon darin, aber wir verstehen das halt, das ist jetzt unsere Sprache, meine Urgroßeltern und Großeltern hätten das auch nicht alles verstanden, die haben nicht so gut Ungarisch gekonnt.)

Eine Sprecherin der jungen Generation (25) der Ungarndeutschen beschreibt ihre Familienkommunikation wie folgt:

(8) *Meine Großmutter spricht heute noch im Dialekt mit mir, den ich gut verstehe, aber ich kann nicht mehr so sprechen. Meine Eltern – beide ungarndeutscher Abstammung – haben miteinander ungarisch gesprochen, so haben auch wir mit meiner Schwester ungarisch miteinander geredet. Unsere Eltern können mit ihren Eltern auch noch in Dialekt sprechen, wenn wir auf Besuch dort sind, dann kommt es oft vor, dass im Dialekt geredet wird. Ich habe ein zweisprachiges Gymnasium besucht, und unter Freunden haben wir nur dann Deutsch gesprochen, wenn wir wollten, dass die anderen es nicht verstehen, sonst sprachen wir immer ungarisch.*

AUSBLICK

Die deutsche Standardsprache oder die wie auch immer geartete Varietät zwischen Standard- und Umgangssprache, die in der Gegenwart von vielen Minderheitensprechern gebraucht wird, gehört nun zum erweiterten Repertoire der »Minderheitensprache«. Tatsache ist, dass die deutsche Standardvarietät durch ihre Verbreitung im Bildungsbereich, durch die deutschsprachigen Medien, durch die Reise-, Studier- und Arbeitsmöglichkeiten in den deutschsprachigen Ländern, besonders bei den mittleren und jungen Generationen, langfristig zu einem Dialektschwund, folglich zu einem schon früher eingeleiteten Dialektabbau führen kann. Doch als Ausgleich auf der anderen Seite wird die deutsche Standardsprache als der einzige Rettungsweg zum Erhalt der deutschen Sprache und Kultur dieser Minderheit betrachtet. Zum Erreichen dieses Ziels muss die Sprache in wichtigen Kommunikationssituationen einer Sprechergemeinschaft eingesetzt werden.

Gemessen an dem Deutsch, das in der Schule unterrichtet und erlernt wird, weisen die in kleineren Ortsgemeinschaften noch gesprochenen lokalen Dialekte viele lexikalische Defizite und lexikalische Leerstellen auf. Der sprachliche Maßstab, die Norm für die deutsche Sprache in Ungarn und auch bei der deutschen Minderheit wird durch die in der Schule erlernte deutsche Standardsprache gesetzt. Den Dialekten kommt in einer Sprachminderheitensituation mehr und mehr eine identitätsstiftende, kultur- und traditionsbewahrende Funktion zu, viel weniger eine kommunikative.

Trotz des allgemeinen Vordringens des Englischen als Fremdsprache in Ungarn wird das Deutsche von der älteren Generation heute noch als wichtige Sprache in Europa in ihrem Sprachgebrauch mit Fremden favorisiert. Hierbei spielt die Kosten-Nutzen-Kalkulation auch eine wichtige Rolle. Viele ältere ungarndeutsche Frauen sind sogar im Rentenalter, vor allem in der Altenpflege, auf deutschem Sprachgebiet tätig und versuchen, ihre Deutschkenntnisse zu revitalisieren und aktiv einzusetzen. Und häufig sind sie es auch, die ihre Enkelkinder ermutigen, Deutsch zu lernen. Auch in kleineren Ortschaften, in denen neu Zugezogene aus dem deutschen Sprachgebiet ansässig geworden sind, freuen sie sich sehr über die noch vorhandenen Deutschkenntnisse der Dorfbewohner und motivieren diese, deutsch zu sprechen oder deutsche Treffen und Klubabende zu veranstalten.

ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI studierte Germanistik und Hungarologie in Fünfkirchen (ung. Pécs), Szegedin (ung. Szeged) und Halle (Saale) und wurde 1983 in Szegedin mit einer Arbeit zur kontrastiven Morphologie promoviert. 1993 wurde sie Kandidatin der Wissenschaften (CSc) an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, ab 1994 Dozentin und nach der Habilitation 2001 Professorin am Germanistischen Institut der ELTE Budapest. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Sprachvariation, Minderheitensprachen, Mehrsprachigkeit, Wortbildung, Wortschatz, Soziolinguistik und angewandte Linguistik (Deutsch als Fremdsprache). Sie hat zahlreiche Gastprofessuren im Ausland wahrgenommen und ist Mitglied mehrerer internationaler Forschergruppen.
E-Mail: knipfe@freemail.hu

Sociolinguistic Mapping of the Language of the German Minority in Hungary

(Abstract)

After a brief review of the history and geographical distribution of the Germans in Hungary, this article presents sociolinguistic approaches to the language varieties spoken by the multilingual German minority in Hungary. Beside traditional methods, the author employs the method of »linguistic biographies«, based on deepened, non-guided interviews. The minority language is defined as a »language of descent« in contrast to the national language of the state. This language can be examined on a systematic level, but also starting from the question in which matter and in what context it is used. For the Hungarian Germans, the author differentiates between local dialects, substandard varieties, dialect and standard language contacts as well as the receptive knowledge of German among members of the younger generation. The text focuses on shifts of linguistic competences and self-reflection, from dialect to standard language, due i. a. to the so-called »silent generation« after World War II, which interrupted the generational transfer of language. The described phenomena are illustrated through examples collected during linguistic explorations in Southern Hungary between 1978 and 1982 and 2002 and 2004 among older generations of German speakers.

Ist ungarndeutsche Identität wählbar?

Von Ágnes Huber, Eötvös-Loránd-Universität (ELTE), Budapest

DIE ERHEBUNG *IDENTITÄT UND SPRACHGEBRAUCH JUNGER UNGARNDEUTSCHER*

Der vorliegende Beitrag, der Teilbefunde meines Dissertationsprojekts[1] referiert, widmet sich dem Themenschwerpunkt »Identität ungarndeutscher junger Erwachsener«. Das Projekt setzte sich das Ziel, anhand von empirischen Untersuchungen das ethnische und nationale Identitätsbewusstsein von jüngeren (zum Teil bereits mittleren) Generationen deutscher Herkunft in Ungarn zu analysieren und zu beschreiben. Meine Grundhypothese[2] war, dass bei ungarndeutschen jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 39 Jahren neue Strategien wahrzunehmen sind, wie sie ihre ethnische Identität individuell und kreativ zusammenfügen und neben herkömmlichen Identitätsmarkern Bezugspunkte suchen, die teilweise neue, für die deutsche Minderheit charakteristische Merkmale vermitteln. Die zentralen Untersuchungsfragen der Erhebung lauteten:

- Was bedeutet es heute für die untersuchte Zielgruppe, Ungarndeutscher zu sein?
- Welche traditionellen ethnischen Merkmale verfügen aktuell über eine identitätsstiftende Funktion?
- Wie und durch welche Merkmale können die als veraltet empfundenen traditionellen Werte der deutschen Minderheit im Zeitalter der globalen Medien ersetzt werden?
- Durch welche Faktoren fühlen sich junge Angehörige der deutschen Minderheit motiviert, sich als Ungarndeutsche zu bekennen?
- Wie können die Ungarndeutschen in Bezug auf ihr Nationalbewusstsein definiert werden?

1 Meine Dissertation wurde im Jahr 2011 an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest verteidigt; die Publikation der überarbeiteten, aktualisierten Fassung erfolgte vier Jahre später; vgl. Ágnes Huber: Untersuchung zur ethnisch-nationalen und sprachlichen Identität junger Ungarndeutscher. Hamburg 2015. Der vorliegende Beitrag basiert auf der Monografie, die übernommenen Textstellen werden im vorliegenden Text der leichteren Lesbarkeit halber nicht markiert.

2 Ausgehend vom Patchwork-Modell, das bzgl. der freien Identitätsgestaltung häufig zitiert wird; vgl. Heiner Keupp u. a. (Hgg.): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek 1999, S. 10.

Um den genannten Fragen nachzugehen, wurden im Zeitraum von September 2007 bis Mai 2009 neun halbstrukturierte qualitative Leitfadeninterviews (acht Einzelgespräche und ein Paarinterview) durchgeführt. Es wurden zehn Personen befragt; das kürzeste Gespräch dauerte ungefähr eine, das längste mehr als vier Stunden, wobei die durchschnittliche Dauer bei circa zwei Stunden lag. Als Ausgangspunkt der Interviewinterpretationen diente zum einen das aus den Interviews erstellte Korpus, zum anderen die Gesprächsprotokolle, sowie zusätzliche Notizen über die Interviewsituationen. Die Interviewausschnitte werden im vorliegenden Beitrag nummeriert und der leichteren Lesbarkeit wegen nicht in der ursprünglichen Transkription wiedergegeben. Um die Anonymität der Informanten sicherzustellen, werden die Befragten mit Kodebuchstaben und -ziffern (kodierte Name-Alter-Interviewnummerierung) gekennzeichnet.

Was die Auswahl der Befragten anbelangt, wurden als primäre Variablen die ungarndeutsche Abstammung und das Alter bestimmt: Gespräche wurden mit insgesamt zehn Probanden deutscher Abstammung durchgeführt. Zum Zeitpunkt der Interviews waren drei Befragte 19, drei unter 30 und vier unter 40 Jahre alt. Im erweiterten Modell der Sprachgenerationen von Knipf-Komlósi[3] gehören die Probanden der DaF- und der post-DaF-Generation[4] an. Neben den primären Variablen spielte der Bildungsgrad eine bestimmende Rolle bei der Auswahl der Stichprobe: Alle Befragten verfügen über einen Hochschul- beziehungsweise Universitätsabschluss oder studieren gerade. Die letzte, bei der Auswahl der Gewährspersonen bestimmte Variable ging von der Erkenntnis aus, dass die Hauptstadt in allen Lebensbereichen eine bestimmende Rolle in Ungarn spielt: Die Hälfte der interviewten Individuen wurde in Budapest geboren, die anderen Befragten wohnen, studieren oder arbeiten dort.

Als Vorläufer der Themenschwerpunkte »ethnische und nationale Identität« soll im nächsten Kapitel zunächst die Selbstbezeichnung der Befragten beschrieben werden.

INTERVIEWERGEBNISSE ZUM THEMENKREIS IDENTITÄT

Als Grundlage für die Selbstbestimmung wurde den Befragten das Kategorienpaar »Ungarndeutsch« versus »Ungar« als Antwort auf die Selbstzuordnungsfrage »Wie würden Sie sich selbst bezeichnen oder vorstellen?« angeboten. Von den interviewten Personen haben sich sieben als »Ungarndeutsche« oder »Schwaben« und drei als »Ungarn« bezeichnet. Bei der ersteren Gruppe wurde die Antwort mehrheitlich mit der Benennung abgeschlossen – scheinbar eignete sich diese Kategorie für die Selbstbenennung der betreffenden Probanden optimal. Bei den sich als Ungarn definierenden Informanten bestand allerdings sichtlich Erklärungsbedarf, und es stellte sich bei der weiteren Auslegung der Hintergründe heraus, dass markante Fragezeichen hinter die Selbstbezeichnung gestellt werden können.

Das von allen Befragten erfüllte Kriterium der deutschen Abstammung erscheint für einige der Informanten keineswegs als ausreichend, sich der deutschen Minderheit in Ungarn zurechnen zu können. Es werden weitere Voraussetzungen von den

3 Elisabeth Knipf-Komlósi: Sprachwahl und kommunikative Handlungsformen bei der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Klaus Jürgen Mattheier, William D. Keel (Hgg.): Deutsche Sprachinseln weltweit. Interne und externe Perspektive. Frankfurt am Main 2003, S. 269–281, hier: S. 275f.

4 Ágnes Huber, Odett Csepela: Junge Ungarndeutsche und ihr Verhältnis zur deutschen Sprache. In: Ágnes Lovász, Krisztina Molnár (Hgg.): Studien zur Germanistik 9 (2008), S. 22–31, hier: S. 25.

jeweiligen Informanten teils als gegeben angenommen oder auch erfahren, teils selber »entworfen«, denen sie nicht entsprechen und sich dementsprechend von der Gemeinschaft der Ungarndeutschen abgrenzen. Ein Informant beschreibt seine Gedanken dazu folgendermaßen:

> 1) [A]lso in ihren Augen [in den Augen der Ungarndeutschen][5] erscheint das Fehlen der ererbten Sprachkenntnis als Makel, oder ich weiß nicht, zählt als ein Kriterium, auf dessen Grundlage sie mich nicht als dazugehörig betrachten und ich fühle es auch, ich kann nicht dazugehören und so lasse ich das Ganze, es ist so, als ob mir vorgeworfen wäre, dass ich die deutsche Sprache nicht so beherrsche, wie sie, obwohl dies andere Gründe hat, sie sind meist auf dem Lande, vom Lande gekommen, aus kleinen Dörfern und dort war es viel natürlicher, als in Budapest, also in Budapest kenne ich keine solche schwäbische Familie, die ihre Sprache bewahrt hätte. (ks-29-1)

Ein anderer Befragter (bs-37-9) erwähnt die fehlenden Dialektkenntnisse ebenfalls als Hauptkriterium, zählt aber weitere Merkmale auf, die von ihm nicht erfüllt würden: Er praktiziere die volkstümlichen Bräuche nicht und finde in seiner Umgebung keine »ausgeprägte ungarndeutsche Identität«, die für ihn »anziehend« wäre. Nichtsdestotrotz fühlt sich dieselbe Gewährsperson als »Kultur-Ungarndeutscher in Ungarn und Deutschungar in Deutschland«.[6]

Auf die Tatsache, dass die ethnisch-kulturelle Identität keine unveränderliche Größe darstellt und die vorliegende Untersuchung lediglich eine Momentaufnahme des ethnischen Identitätsbewusstseins der Probanden darstellt, weisen folgende Bemerkungen hin:

> 2) [A]lso ich würde lügen, wenn ich behauptete, dass ich keine [ungarndeutsche] Bindung habe, oder dies keinen Bestandteil meiner Identität darstellt, aber es ist eine nachträgliche Sache, also wurde mir erst bewusst, als ich an der Uni erfahren habe, dass es ungarndeutsche Menschen gibt und solche, die sich damit beschäftigen, und erst nachher wurde es in meine Identität eingebaut, also nicht auf natürlichem Wege …[7] also, deswegen sage ich, dass ich mich nicht als Schwabe bekenne, aber weiß, dass ich schwäbischer Abstammung bin und dies erfüllt mich mit positiven Gefühlen, also ich bin stolz darauf … die emotionale Bindung ist stärker. (ks-29-1)

> 3) [Die deutsche Komponente] ist nebensächlich … die ganze Sache [die ungarndeutsche Identität] war mir nie bewusst, bis zur Uni, das heißt ich wusste, dass ein solcher Hintergrund existiert, habe es aber nicht als besonders wichtig erlebt … ich habe die Familiengeschichte erforscht, also erlebe ich es eher auf der Ebene des wissenschaftlichen Interesses, von einer gewissen Distanz. (sa-31-2)

Von keinem der sich als Ungarn bekennenden Befragten werden die traditionellen Kulturelemente der deutschen Minderheit als die ethnische Identität stärkende Elemente genannt, eher das Studium oder das wissenschaftliche Erforschen von ungarndeutschen Themen. Von einem Informanten (bs-37-9) wird sogar Deutschland als Schauplatz von Forschungsaufenthalten und zur Stärkung des Abstammungsbewusstseins erwähnt, wobei in diesem konkreten Fall gewiss eher das Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Kulturnation als das zur ungarndeutschen Kultur gestärkt wurde.

---

5 In eckigen Klammern stehen die sinngemäßen Ergänzungen der Autorin.
6 Die im Fließtext zwischen Anführungszeichen gestellte Formulierungsweisen entstammen den Gesprächsprotokollen und geben in diesen Fällen die wortwörtlichen Äußerungen der Informanten wieder.
7 Drei Punkte stehen für eine längere Sprechpause.

INTERVIEWERGEBNISSE ZUM THEMENKREIS ETHNISCHE IDENTITÄT

Die Wurzeln der ethnischen Identität liegen zweifelsohne in der Kindheit beziehungsweise werden in Grundzügen im Laufe der primären Sozialisation herausgebildet. Auf diese Basiserfahrungen können sich im späteren Lebenslauf weitere kulturelle Identitätsinhalte schichten. Die Fragen, denen im Folgenden nachgegangen wird, lauten:

- Durch welche Faktoren werden die Eigenheiten der familiären ethnischen Identität von den Befragten erklärt?
- Worin sehen sie ihre eigene ausgeprägte oder mangelhafte, gar fehlende ethnische Identität begründet?
- Welchen Stellenwert besitzt die Abstammung und/oder ungarndeutsche Identität in ihrem Leben?
- Wie beschreiben sie ihre Rolle und Aktivität in der deutschen Minderheit?
- Wie beurteilen sie die Lage und Zukunft der deutschen Minderheit?

Der Selbstbezeichnung entsprechend werden die Befragten in zwei Gruppen geteilt: Folglich sollen die familiären Hintergründe der sich als »Ungarndeutsche« und der sich als »Ungarn« bezeichnenden unter die Lupe genommen werden. Es sollen dabei die Gründe für die Erhaltung und/oder Abschwächung, die Gründe für den Verlust der ethnischen Identität in der Familie herausgefiltert werden. Ein Erklärungsbedarf bestand bei jenen Informanten, deren Vorfahren aus verschiedenen Gründen aufhörten, die Traditionen und die Sprache bewusst zu pflegen. Die Dialektkenntnisse wurden allerdings auch bei solchen Familien oft nicht oder immer sporadischer weitergegeben, in denen die Bräuche noch tradiert wurden. Die sprachlich-kulturelle Assimilation der Vorfahren wird mit folgenden Faktoren begründet:

- Verfolgung, Aussiedlung und Stigmatisierung der Deutschen in der Nachkriegszeit:

  > 4) [Meine Großmutter] hat immer angedeutet, dass man kein Deutsch sprechen darf, sie wäre auch nicht froh darüber gewesen, wenn ich weitererzählt hätte, dass sie deutscher Abstammung ist, also sie hat es auch nicht an die große Glocke gehängt und hat den Namen ihres zweiten Mannes gebraucht, also ihren Mädchennamen nur dann, wenn es unbedingt notwendig war, also hat ihn eher gar nicht benutzt, und über die Aussiedlung habe ich auch zuerst durch sie erfahren, sie erzählte, dass nach dem Zweiten Weltkrieg viele ausgesiedelt wurden und deswegen darf man es nicht an die große Glocke hängen. (ks-29-1)

- Innenpolitische Gründe: Laut einer Informantin (ma-34-7) sind die Veränderungen durch »die politische als auch kulturelle Intoleranz des ungarischen Regimes« und der ungarischen Bevölkerung zu erklären. Man sei sogar in einem ungarndeutschen Dorf an der Fleischtheke nicht bedient worden, wenn man auf Schwäbisch und nicht auf Ungarisch ein Kilo Fleisch verlangt habe – und zwar nicht aus dem Grunde, weil man nicht verstanden worden sei. Von den meist ungarisch-stämmigen Grundschullehrerinnen wurde die »kulturelle Vielfalt« auch nicht toleriert. Darüber hinaus »konnte man es ohne die ungarische Sprache nicht weit bringen, schon ab der ersten Klasse war die Unter-

richtssprache Ungarisch, wollte man ein Handwerk erlernen oder gar weiterstudieren, musste man der ungarischen Sprache mächtig sein«. (ma-34-7)

– Auflösung der Dorfgemeinschaften, Industrialisierung, das Pendeln zwischen Dorf und Stadt, zum Arbeitsplatz:

> 5) [M]an erzählte, dass infolge der Auflösung der Dorfgemeinschaft immer mehrere Leute ungarisch gesprochen haben, teilweise infolge der Arbeitsplätze, die nicht mehr im Dorf zu finden waren, die landwirtschaftlichen Arbeiten wurden durch die Arbeit in der Stadt abgelöst und das brachte auch einen Wandel im Sprachgebrauch mit sich. (sy-35-3)

– »Mischehen«: Die Hälfte meiner Befragten stammt aus einer sogenannten Mischehe. Zwei Befragte erwähnten die Exogamie als Hauptgrund der vor allem sprachlichen Assimilation. Bei einem Befragten heirateten sowohl der Großvater als auch der Vater Ungarinnen, und die Urgroßeltern waren bestrebt, sich den Ungarn anzupassen (zt-29-10). Ein anderer Informant begründet den familiären Sprachwechsel mit der Tatsache, dass die deutschstämmigen und als Familiensprache Deutsch verwendenden Familienmitglieder den ungarischen Vater nicht von der Kommunikation ausschließen wollten:

> 6) [D]as hängt vielleicht auch damit zusammen, dass mein Vater halt ein Ungar ist, der kein Wort Deutsch spricht und früher, als wir mit meiner Mutter Deutsch gesprochen haben, hat er gedacht, dass ihm etwas verheimlicht wird und da durften sie natürlich nicht vor ihm Deutsch sprechen und wo er halt zu Hause war, konnte meine Mutter mit mir auch kein Deutsch sprechen. (sy-35-3)

– Das ruhige, nachgiebige Temperament der Ungarndeutschen wird von einem sich für die ungarndeutsche Kultur engagierenden Befragten als Hauptgrund erwähnt, in dessen Familie die Bräuche bis heute aktiv gepflegt werden, aber die Sprache nicht weiter tradiert wurde:

> 7) [A]lso das ist eine sehr schwierige Frage, wie man so etwas bewahren kann, denn man achtet nicht auf seine Werte, bis sie in Gefahr geraten, oft ist es zu spät, unsere Großeltern haben wohl nicht daran gedacht, dass so eine Lage jemals eintritt, dass die Sprache dermaßen gefährdet sein wird, ansonsten hätten sie sie gewiss weitergegeben … seit den fünfziger, sechziger, den sechziger Jahren hätte die Sache gewiss funktioniert, aber sie waren einfache Leute und sie wollten keine Konflikte, sie waren sehr zahm, haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden. (ze-19-4)

Auf die Frage, ob die deutsche Abstammung, unabhängig von der Selbstbezeichnung, von den Probanden publik gemacht werde, äußerten sich drei Personen eher negativ, alle mit einem Familiennamen ungarischer Herkunft:

> 8) nein, also es wissen nur die Wenigsten, also, und ich halte es auch nicht wichtig zu erzählen, also meine Bekannten und Freunde wissen es, aber zum einen steht es nicht auf meiner Stirn geschrieben, mein Leben lebe ich nicht so, mein Name ist absolut ungarisch, also nein … so, die meisten Kollegen wissen es, ja, aber eher so durch Zufall … also immer nur nachträglich, oder später erfahren es die Leute. (ks-29-1)

Bei allen anderen Befragten ist die Abstammung allgemein bekannt, obwohl zu bemerken ist, dass die deutsche Nationalität teilweise auch bei den jüngsten Befragten mit unangenehmen Erfahrungen behaftet ist:

9) [I]ch wurde oft benachteiligt, weil ich als Schwäbin geboren bin … ich hatte Konflikte mit meiner Deutschlehrerin, gerade deswegen wo ich herkomme und wie ich erzogen wurde, sie hat mich und zwei meiner Klassenkameraden gedemütigt, dass sie die Pilischer Mundart nicht versteht und sich mit uns auch nicht beschäftigen möchte, wir sind bloß dazu fähig, beim Weinlesefestzug oder in Bierzelten zu plaudern und dass wir im Leben nichts erreichen werden und dass wir nicht mal Ungarisch können, weil wir die Worte singend aussprechen, das ist der Grund, warum ich nach 16 Jahren Deutschunterricht nicht wage, Deutsch zu sprechen … um zum Thema Angst zurückzukommen, bei der Bürgermeisterwahl mussten die Mitglieder der Minderheitenselbstverwaltung mitgewählt werden, aber es konnten nur diejenigen abstimmen, die sich zuvor schriftlich als Schwaben bekannt haben, Werischwar hat insgesamt ca. 14.000 Bewohner, viele Einsiedler, aber die Hälfte ist immer noch schwäbisch, ca. 700 haben sich als Deutsche bekannt, die Alten hatten Angst, immer noch. (ai-19-5)

Eine andere Informantin (ma-34-7) fand »die Regelung, dass man sich vor der Abstimmung als Ungarndeutsche registrieren soll, [ebenfalls] sehr bedenklich«. Die realitätsfernen Resultate hängen ihrer Meinung nach gewiss mit negativen Erinnerungen der älteren Städtebewohner an die Vorgeschichte der Vertreibung beziehungsweise dem dadurch wohl begründeten Misstrauen dieser Generationen zusammen.

Das folgende Interviewzitat stammt von zwei 19-jährigen Informanten,[8] in deren Leben die ungarndeutsche ethnische Identität eine zentrale Rolle spielt und die aktiv am Leben der deutschen Minderheit in ihren Heimatdörfern teilnehmen. Wie sie die traditionellen und modernen Segmente des schwäbischen Daseins einschätzen und welchen Momenten sie eine wichtige gemeinschaftsprägende Funktion zuschreiben, zeigt der nächste Ausschnitt:

10) [I]ch würde sagen, dass man es richtig tief durch den Tanz und die Musik [erleben] kann, denn das ist die Kultur, die man erleben kann. / Diese hält die Menschen zusammen, dort kann man Spaß haben, das verbindet, bringt Freude, ist keine pure Arbeit / und dazu sagte man, dass wir in die Richtung der Kulturschwaben gehen, dass wir Kulturschwaben sind, aber wenn es nichts anderes gibt, wenn wir die Sprache nicht bewahren können, dann sollen wir es zumindest mit der Kultur, Musik, dem Tanz versuchen … Das Gefühl, wie junge Menschen auf schwäbische Musik begeistert und mit glänzenden Augen toben, ist unbeschreibbar … / Ebenfalls wichtig ist allerdings, dass sehr viele da mitmachen, die also kaum schwäbisches Blut haben, heutzutage kann man die Menschen nicht mehr nach Abstammung klassifizieren, es wäre sehr dumm, wir würden sehr viele Leute dadurch verlieren, es würden sehr viele Konflikte entstehen … zuerst, viel früher waren wir gute Freunde, als, wie soll ich sagen, gute Tänzer oder gute Schwaben, oder sonst was, eine Gemeinschaft ist entstanden und wir sind darauf gekommen, dass dahinter richtige Werte zu finden sind und diese sollen da hineinfließen und dadurch kann man es weiter ausbauen, wenn eine gute Gemeinschaft da ist, da steckt viel Kraft dahinter, das ist sicher … aber in meinem engsten Freundeskreis sind auch nicht alle Schwaben, sie mussten es auch akzeptieren … / Das Zugehörigkeitsgefühl ist wichtig, daraus entwickelt sich das Identitätsbewusstsein, das gar nicht primär an die Schwaben, sondern an die Gruppe gebunden ist. (ze-19-4)

Die wichtigsten Faktoren des Zusammenhalts dieser Gruppe sind nach der Meinung mehrerer Informanten – konkret fünf – die Musik, der Tanz und nicht zuletzt der Freundeskreis, der primär durch die Kindheitserlebnisse, Nachbarschaften, die Schule und nur sekundär aufgrund der gemeinsamen Abstammung entstehe. Über die jeweiligen Mikrogemeinschaften hinaus, wie drei Informanten berichten, gebe es

8 Die Sprecherwechsel werden mit Schrägstrichen markiert.

ein regionales – trotz bestehender Kontakte allerdings kein landesweites – Gemeinschaftsgefühl innerhalb solcher junger Ungarndeutscher, die aktive Mitglieder von Musik- oder Tanzgruppen sind:

> 11) [A]ber im Lande haben sich Regionen ausgebildet, also es existiert die nördliche, das Pilisch-Gebirge … und der Süden, also die beiden standen immer schon im Kontrast … / Wir behandeln uns als Eins, als nördlich … hauptsächlich im Tanz gibt es diese Unterscheidung, es ist eine moderne Sache, früher wussten sie gar nicht voneinander … der Norden, im Stil derselbe. / Dieselben Gewohnheiten, sehr ähnlich, wie unsere, aber unten ist es ganz anders. / Sie haben ihre alten Sachen besser bewahrt, es war eine unberührtere Umgebung, da steckt nichts menschliches dahinter, dass der Südliche besser auf ihre Werte achtet, die hatten einfach mehr Glück, weil sie geschlossener sind … sehr viele kleine schwäbische Dörfer, hier bei uns ist die Wirkung von Budapest zu spüren … sie schirmen sich total ab … / Aber übrigens sehen wir uns ab und zu, reden miteinander, also wir haben keinen Ärger, das würde ich nicht sagen. / Aber drei Meter Entfernung schon. / Das gibt es zwischen uns. (ze-19-4)

Der Besuch der (deutschen) Messe bildet nach Angaben der Befragten ebenfalls einen wichtigen Bestandteil des ethnisch-kulturellen Alltags der sich als Ungarndeutsche bezeichnenden Gewährspersonen:

> 12) [M]ir ist es wichtig, [in die Kirche] zu gehen … größtenteils ist es nicht nur der Glaube, sondern größtenteils auch die Tradition … aber diese schwäbischen Traditionen können nicht von den Kirchenfesten getrennt werden, denn zu jedem Kirchenfest gehört irgendeine Tradition. (ze-19-4)

> 13) [W]ir besuchen regelmäßig die deutsche Messe sonntags, obwohl da nicht in Deutsch gepredigt wird, aber der Rahmen geht auf Deutsch und das seit Jahren, Jahrzehnten. (sy-35-3)

Die Fragestellung hinsichtlich der ungarndeutschen Kultursegmente und der Aktivität in der deutschen Minderheit wurde bei den sich als »Ungarn« bezeichnenden Informanten, die keine Gelegenheit hatten, die Bräuche in der Kindheit kennenzulernen, notwendigerweise wie folgt modifiziert: Wodurch, durch welche Tätigkeiten und/oder Inhalte würden sich die Gewährspersonen motiviert fühlen, sich ungarndeutschen Vereinen oder Gemeinschaften anzuschließen? Als Ergebnis stellte sich heraus, dass im strikten Gegensatz zu den Präferenzen und Interessensbereichen der ungarndeutschen jungen Erwachsenen die traditionellen Kultursegmente und Bräuche keine Neugierde erwecken, sondern eher abschreckend wirken:

> 14) [T]rotz meiner Abstammung fand ich es immer langweilig und peinlich, also diese äußern sich immer in Tanzhäusern und Chören, die in der heutigen Gesellschaft ab ovo ihre Funktion verloren haben und ich denke, diese werden künstlich am Leben gehalten, oder nachträglich verstärkt und ich finde es nicht natürlich … was mich allerdings interessieren würde, ist meine Familiengeschichte, also es tut mir sehr leid, dass ich von meiner Familie nur wenig Informationen habe. (ks-29-1)

> 15) [W}omit ich zu motivieren wäre, sind wissenschaftliche Themen, die Teilnahme an wissenschaftlichen Tagungen, um mehr zu erfahren, aber aktiv in Gemeinschaften herkömmliche Bräuche zu pflegen, könnte ich mir nicht vorstellen, weil ich mich nicht traditionsbewusst genug fühle, um eine Tracht anzuziehen, nicht mal eine ungarische übrigens. (sa-31-2)

Neben der individuellen und kleinräumigen ethnischen Identität ist die Lage und Zukunft der jeweiligen Volksgruppen auf Landesebene eine der brisantesten Fragen

der Minderheitenforscher. Von den folgenden Antworten stellt sich heraus, wie die Befragten unabhängig von der Selbstzuordnung die aktuelle Situation, die Gründe, die dazu führten, vor allem aber die Vitalität respektive die Aussichten der deutschen Nationalität in Ungarn einschätzen. Ferner soll der Frage nachgegangen werden, welche Vorschläge die Gewährspersonen zur Verbesserung der Situation haben.

> 16) [A]lso die Assimilierung des Deutschtums, die ist meines Erachtens viel fortgeschrittener, als die Assimilierung aller anderen Minderheiten … die Dialekte, also meiner Meinung nach werden die absolut verschwinden und mit der Sprache wahrscheinlich auch die Identität, denn die Sprache bildet gewiss ein wichtiges Element der Identität, wie man ist, wie man sich bekennt, also die Zukunft, die, die sehe ich auch relativ dunkel. (ks-29-1)

> 17) [I]ch denke, dass dieses ganze Ungarndeutschtum ein natürliches und ein künstliches Gesicht hat, das Natürliche ist, was tatsächlich bewahrt wurde und auf natürliche Weise den nächsten Generationen vermittelt wird beziehungsweise es existiert eine sogenannte in Anführungsstrichen Kulturpropaganda, die bestrebt ist, das scheinbar Verlorene zurückzubringen und den jüngeren Generationen vorzustellen, so, dass diese von ihnen liebgewonnen und angeeignet werden und die Traditionen dadurch fortgesetzt werden, also sind die Ängste gewiss nicht begründet, die das Aussterben visionieren, denn zumindest diese zweite, die ich gesagt habe, diese aktivierende, neu belebende und auch unter den jungen Menschen popularisierende Tätigkeit, die wird Resultate bringen, dass es nicht aussterben und in die Bedeutungslosigkeit absinken wird … ich teile diese Volksaussterbungsängste nicht … also der Dialekt, der ist am meisten gefährdet von allen also ethnischen Identitätselementen, denn es gibt sehr wenig Menschen, die ihn im natürlichen Milieu erlernen konnten, in den Großstädten ist es ganz chancenlos … also wenn wir in die Zukunft blicken, dann kann das Aussterben des Dialekts auch eine reale Gefahr sein … das zieht aber nicht unbedingt das Aussterben des Ungarndeutschtums hinter sich, die Beiden hängen nicht auf diese Weise zusammen. (sa-31-2)

> 18) [O]b die Sprache noch erhalten bleiben wird, ist eine Frage, die Traditionen, die Kultur werden erhalten bleiben, die Mundarten, die werden, was Tatsache ist, langsam aussterben. (sy-35-3)

Als weitere Triebkräfte der gegenwärtigen und künftigen Assimilierung wurden das fehlende Traditionsbewusstsein der Jugendlichen, die zweitrangige Rolle des Deutschen nach der englischen Weltsprache, der mangelnde Zusammenhalt innerhalb der Minderheit, die quasi traditionelle Assimilationsbereitschaft der Ungarndeutschen, die technische Entwicklung und Modernisierung in allen Lebensbereichen, die Wichtigkeit der oberflächlichen Eigenschaften, das heißt des äußeren Erscheinungsbildes und der materiellen Güter genannt. Laut einer Informantin (ma-34-7) sind »alle politisch-gesetzlichen Umstände, die zur Stärkung der ungarndeutschen Identität beitragen könnten, gegeben. Wenn das Ungarndeutschtum untergeht, dann hängt dies nicht mit Politik zusammen, sondern wurzelt in dem Ungarndeutschtum und vor allem in seinen Vertretern selbst«. Ihrer Meinung nach sollte statt der »forcierten« Pflege der alten Traditionen (wie Tanzgruppen, Blasmusikkapellen und Alte-Weiber-Chöre[9]) vielmehr die Bedeutung und das Schicksal der Ungarndeutschen nicht nur in Nationalitätenschulen, sondern in allen ungarischsprachigen Geschichtslehrbüchern »eine ihnen gebührende Stelle und ein ihnen gebührendes

9 Die Bezeichnung »Alte-Weiber-Chöre« stammt von einer Informantin aus dem Pilisch-Gebirge und bezieht sich auf ungarndeutsche Seniorinnen-Laienchöre. In der donaubairischen Ortsmundart dieser Informantin wird das Lexem ›Weib‹ für ›Frau‹ im Standarddeutschen verwendet.

Gewicht bekommen«. Im öffentlichen Dialog sollten »der praktische (wirtschaftliche) Nutzen und die kulturelle Bereicherung, die aus der Tätigkeit der Ungarndeutschen erwuchsen«, stärker betont werden.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich in den die ethnische Identität behandelnden Interviewabschnitten die Mehrheit der Befragten zum Ungarndeutschtum bekennt. Die meisten Erklärungen der familiären Assimilierungshintergründe werden in der einschlägigen Fachliteratur ebenfalls als Hauptfaktoren erwähnt, aufschlussreich erscheint eher die Tatsache, dass die Kinder und Enkelkinder der assimilierten Ungarndeutschen scheinbar trotz der Akkulturation emotional betroffen und motivierbar sind, sich mit dem Thema aktiv auseinanderzusetzen.

INTERVIEWERGEBNISSE ZUM THEMENKREIS »NATIONALE IDENTITÄT«

Die nationale Identität der Befragten wurde aus der Perspektive untersucht, in welchem Verhältnis sie zum ethnischen Identitätsbewusstsein steht und welcher der beiden Identitätskomponenten von den Gewährspersonen der Vorrang gegeben wird. Die Informanten werden bei der Interpretation der Antworten wieder nach dem Kriterium Selbstbezeichnung »Ungar« versus »Ungarndeutscher« gegliedert. Die zwei folgenden Interviewzitate stammen erstens von einem jungen Ungarndeutschen und zweitens einem in einer assimilierten Mischfamilie aufgewachsenen Junginformanten:

> 19) [Die ungarische Komponente] bedeutet viel, ist stark vorhanden, im Ausland eindeutig … da sind wir als Ungarn anwesend … an der schwäbischen Kultur ist auch eine sehr starke ungarische Wirkung zu sehen … aber am meisten meine ich, an der Denkweise, die Schwaben sind lockerer, feiern vielleicht mehr und ausgelassener, als die Deutschen … wir leben hier in Ungarn und unsere Großeltern, die Schwäbisch gesprochen haben, hielten sich ebenfalls für Ungarn, nur mit deutscher Muttersprache und Abstammung, aber Ungarn, das sehe ich auch so, und es ist gerade deshalb wertvoll, weil wir in Ungarn leben, denn ein Deutscher zu sein ist meiner Meinung nach nicht so wertvoll, kein derart rarer Schatz, als ein Ungarndeutscher zu sein. (ze-19-4)

> 20) [A]lso das, dass ich Ungar bin, das bedeutet schon viel, worin das besteht, also hauptsächlich darin, dass ich Ungarisch am besten beherrsche, also die ungarische Sprache steht mir am nächsten, also ist meine intimste Sprache, die andere Komponente ist, dass, dass ich also in Ungarn aufgewachsen bin, also ich bin hier geboren worden und hier, hier meine Kindheit verbracht, also die Erinnerungen, alles was ich hier erlebt habe … die bestimmen das ungarische Nationalbewusstsein, also das, dass, dass mein Platz hier ist und, und ich soll mich nicht von hier fortsehnen … sondern ich muss für die hiesigen Sachen was tun … ein wichtiges Element dieser Identität ist allerdings, dass ich meine Umgebung kritisch betrachte, also ich bin nicht unbedingt froh darüber, dass ich gerade hier geboren bin, ich weiß, wenn ich zufälligerweise woanders geboren worden wäre, dann könnte ich ein viel besseres Leben haben, als hier, also meine Bindung ist eher emotional und nicht rational. (ks-29-1)

Zu den Interviewausschnitten ist unbedingt hinzuzufügen, dass sich die meisten Informanten trotz der expliziten Fragestellung und des beharrlichen Fragens der Exploratorin nur spärlich oder auf komprimierte Weise zur ungarischen Komponente ihres Identitätsbewusstseins geäußert haben. Nach einigen Sätzen kehrten sie immer wieder zur Beschreibung anderer Inhalte, Meinungen oder Erinnerungen zurück. Dieses zurückhaltende Verhalten mag einerseits daran liegen, dass es äußerst schwer ist in Worte zu fassen, was Ungar-Sein überhaupt bedeutet, andererseits könnte die ungarische Identität dermaßen natürlich und selbstverständlich erscheinen, dass die

Befragten es nicht für notwendig erachteten, sich mit der Frage ausführlich und intensiv auseinanderzusetzen. Ein weiterer Grund mag sein, dass sich die Informanten auf die ungarndeutsch-bezogenen Fragen konzentrierten und ihre Gedanken entsprechend der vordefinierten Zielsetzung des Gesprächs um diese Themen- und Problemstellungen kreisten.

Dennoch sollte anhand der aus den Interviews gewonnenen spärlichen Informationen zum Thema als Fazit festgehalten werden, dass die sich als Ungarn bekennenden Befragten das Ungarisch-Sein ohne Bezugnahme auf die deutsche Komponente beschrieben haben, von den sich als Ungarndeutschen bezeichnenden Informanten das nationale Identitätsbewusstsein stets im Vergleich mit der ethnischen Identität dargestellt wurde. Dieses Zwischenergebnis führt zur Schlussfolgerung, dass die ethnische Identität bei den sich als Ungarndeutschen bekennenden Individuen gegenüber der nationalen Komponente dominiert und bei den aus assimilierten Familien stammenden Befragten als selbständige Größe vorhanden ist.

ABSCHLIESSENDE GEDANKEN

Die Interviewausschnitte resümierend kann zum Forschungskomplex »Identität« festgehalten werden, dass hinsichtlich der Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit bei den untersuchten jungen Erwachsenen unabhängig vom Grad der familiären Assimilation die emotionalen Aspekte eine primäre Rolle spielen. Beim ethnischen Selbstbekenntnis steht das Abstammungsbewusstsein als grundsätzlicher Steuerungsfaktor im Hintergrund, gefolgt vom familiären Wertesystem, den tradierten Moralvorstellungen und Alltagsgewohnheiten, Stereotypen und Mustern. Zusätzlich zu den erwähnten Faktoren sind Bräuche und Sitten erhalten geblieben und werden von den traditionsbewussten Mitgliedern der Gemeinschaft gepflegt, weitergegeben und sogar unter nichtdeutschen Interessenten popularisiert und verbreitet. Die kleinen Ortsgemeinschaften und Verwandten- oder Freundeskreise scheinen an ihrer ursprünglichen Relevanz als primäre ethnische Bezugspunkte nichts eingebüßt zu haben; ihre Rolle wurde nicht von der ungarndeutschen Großgemeinschaft oder von überregionalen Vereinen und sonstigen modernen Sozial- und Kommunikationsformen übernommen.

Was das nationale Identitätsbewusstsein der Probanden anbelangt, so dominiert das nationale Segment ausschließlich bei den sich als Ungarn bezeichnenden Informanten gegenüber der ethnischen Identität. Bei allen anderen ungarndeutschen Befragten übernimmt die ethnische Komponente eine unbestrittene Vorrangstellung; es kann nicht einmal von einer Gleichrangigkeit der beiden Aspekte gesprochen werden. Trotz der hohen Mobilität, der Reise- oder Aufenthaltsbereitschaft in deutschsprachigen Ländern, der Offenheit dem deutschen Kulturkreis gegenüber wird das ungarische Nationalbewusstsein und die ethnische Identität der Probanden nicht beeinträchtigt; keiner der Probanden fühlt sich als Deutscher oder Österreicher.

Abschließend lässt sich festhalten, dass das ausgeprägte ethnische Identitäts- und Abstammungsbewusstsein der jungen Angehörigen der deutschen Minderheit und das bewusste Bekenntnis zum Ungarndeutschtum den Fortbestand der ungarndeutschen Minderheit langfristig sichern könnten – auch wenn anhand der Untersuchungsergebnisse die Qualität des Minderheitendaseins sich im Vergleich zu den früheren recht homogenen Formen in einem traditionellen, quasi-geschlossenen Dorfmilieu markant veränderte und gewiss auch in Zukunft noch verändern wird.

ÁGNES HUBER studierte Germanistik an der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) in Budapest, wo sie 2011 mit einer linguistischen Forschungsarbeit promoviert wurde. Sie arbeitet als wissenschaftliche Oberassistentin an dieser Universität. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Fremdsprachenerwerb, Wirtschaftsdeutsch, Soziolinguistik und dem Zusammenhang von Sprache und Identität in Ungarn.
E-Mail: huber.agnes@btk.elte.hu

Is Hungarian German Identity a Matter of Choice?
(Abstract)

This article is based on the author's Ph.D. project dealing with identity aspects of young adult Hungarian Germans within the age group 18–39. Empirically grounded on nine guided interviews, the study begins with the self-definition of the interviewed persons as »Hungarian Germans«, »Swabians«, or »Hungarians«. The author reveals a strong, ongoing ethnic identity for which she provides cultural reasons. Within this range, emotional aspects play a dominant role. Ethnic identity – which should be examined separately from the question of national belonging – often depends on kinship and friendships. The text hints at the possibility of changing self-definitions in a period of important cultural changes.

Folklorisierung als Aspekt der Kultur der deutschen »Nationalen Minderheit« in Ungarn

Eine Betrachtung mit Schwerpunkt auf der ruralen Architektur in der Zeitschrift *Deutscher Kalender* 1958–1983 und 1984–1988

Von Michael Prosser-Schell, Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, Freiburg im Breisgau

Die Deutschen in Ungarn erhielten nach dem Zweiten Weltkrieg den Status einer administrativ anerkannten »Nationalen Minderheit« erst allmählich wieder: Die Rückgabe des Rechts auf die ungarische Staatsbürgerschaft erfolgte 1950. 1953 beendete Ungarn die »Aussiedlungen« (»kitelepítések«). Die gesetzliche Möglichkeit des muttersprachlichen Schulunterrichts wurde 1952 in Schritten bis 1956 wieder eingeführt. Einen der sicher wichtigsten Meilensteine für eine kulturelle Verfasstheit der Ungarndeutschen aber bildete 1955 auch die Einrichtung des »Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn«, weil damit auch Kommunikations- und Publikationsmöglichkeiten übergreifend erweitert und in sowohl legalisiert-verbindliche als auch zur gemeinsamen Identifizierung einladende Rahmungen gesetzt werden konnten.[1] In der ab 1957 erscheinenden programmatischen Zeitschrift *Deutscher Kalender: Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn* (im Folgenden: DK) wird die Absicht vorgetragen, die »ungarländischen Deutschen der eigenen nationalen Kultur und der Muttersprache wieder teilhaftig werden«[2] zu lassen sowie die deutsche Kultur im sozialistischen Staat Ungarn »bewusst zu entwickeln und zu verbreiten«[3]. Damit

1 Gerhard Seewann: Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 2. Marburg 2012, S. 383; Ágnes Tóth: Integration im Prinzip – Diskriminierung in der Praxis. Die Deutschen in Ungarn 1948–1956. In: Frank Spengler, Bence Bauer (Hgg.): Integration oder weitere Diskriminierung? Die Lage der Deutschen im Karpatenbecken in den 1950er Jahren. Budapest 2016, S. 25–37, hier: S. 27–29, S. 35–37; Ágnes Tóth (Hg.): Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953 / Dokumentumok a magyarországi németek történethez 1944–1953. Budapest 2018, S. 99–103.

2 Deutscher Kalender: Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn (im Folgenden: DK) 1958. Einführung durch Frigyes/Friedrich Wild, S. 26.

3 Ebenda, S. 27. Herausgegeben wurde zudem ein Wochenblatt, die *Neue Zeitung*, mit einer Auflage von stets 5.000 Exemplaren. Der *Deutsche Kalender* wurde in wesentlich höherer Auflage gedruckt und abgesetzt, zuerst in 5.500 Exemplaren, gesteigert bis 1970 auf 25.000 Exemplare, vgl. Judit Klein: Funktion

kommt es zwingend zur Frage: Wie geschieht das? Als ein Mittel der Verbreitung und des »Teilhaftig-werden-lassens« an der deutschen Minderheitenkultur in Ungarn verstand sich gewiss die Zeitschrift selbst mit ihrem Lektüreangebot. Welche Erkennungselemente zur Identifikation dieser »eigenen nationalen Kultur« werden darin publizistisch ausgezeichnet? Die Zeitschrift sieht man in den Jahren 1958 bis 1983 in der Regel so aufgebaut, dass nach einem »Neujahrsgruß« zuerst über 24 bis 26 Seiten alle zwölf Monate mit Tagesfolge stehen – auf der Spiegelseite jeweils mit Monatsbildern. Und am Ende findet sich ein trivialer Unterhaltungsteil mit deutschsprachigen Karikaturen, Schwänken und Witzen (darunter auffallend viele dialektal niedergeschrieben).[4]

Vermischt verteilt gibt es zahlreiche Kommentare und Portraits zu Persönlichkeiten der literarischen Klassik (zum Beispiel Goethe, Schiller in Weimar), Texte jeweils aktueller deutschsprachiger Prosa (zumeist als Kurzgeschichten und Erlebniserzählungen) und deutschsprachige Lyrik und Liedtexte zu lesen – mit anderen Worten: Das sind Abdrucke belletristischer Leistungen, an und mit denen die Sprache verfeinert geübt werden kann. Die in den meisten Kalenderheften umfangreichste Berichterstattung widmet sich thematisch sodann der Einrichtung von Kindergärten und von Schulen und deren Aktivitäten sowie den Portraits von Lehrerinnen und Lehrern. Zudem wurden Berichte und Portraits von und über Initiativpersönlichkeiten in der Minderheitenpolitik, auch Reportagen aus dem unmittelbar vergangenen Jahr über erwähnenswerte Arbeitsleistungen und technischen Fortschritt abgedruckt. Immer in den vorderen Teil eingefügt findet sich ein großer Berichtsteil zum politischen Geschehen des jeweils vorangegangenen Jahres in deutscher Sprache – unter anderem bezog dieser in den früheren Erscheinungsjahren dezidiert und regelmäßig Stellung gegen die Politik der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere gegen die Adenauer-Regierung.[5]

Ein verhältnismäßig umfangreicher Teil des Angebots zur Rezeption, zur Identifizierung und zur Auszeichnung ungarndeutscher Kultur im DK erfolgte auch und insbesondere mit dem semiotischen Mittel der Folklorisierung: Eine solche erfolgt primär über Abbildungen (in der Regel Fotos) und bedeutet im vorliegenden Fall, dass mit und an Motiven aus der ruralen Lebensform beziehungsweise aus der bäuerlichen Dorfkultur die »Nationale Minderheit« in ihrer kulturellen Eigenart identifizierbar und ästimierbar gemacht werden sollte. Die reichhaltige bislang veröffentlichte akademische Literatur zur Folklorisierung / zum Folklorismus hat gezeigt, dass es jedoch nie um die Gesamtheit der Elemente der ruralen Kultur an sich geht, sondern um selektierte, in einer bestimmten historischen Situation »brauchbare«[6] signalfähige Phänomene (aus denen gegebenenfalls regel-

und Geschichte der deutschsprachigen Minderheitenmedien in Ungarn im Sozialismus. Budapest, Hamburg 2016, S. 127.

4 Die Kalenderhefte erschienen in einem sich steigernden Umfang, im Jahr 1958 mit 176 Seiten bis hin zu 320 Seiten im Jahr 1983. Unsere Auswertung beruht auf einer der vollständigsten Sammlungen des *Deutschen Kalenders* in der Bundesrepublik Deutschland, dem Bestand LZ 55 im Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg. Für den vorliegenden Beitrag standen die Jahrgänge 1957, 1971 und 1974–1977 nicht zur Verfügung.

5 DK 1962, S. 38; DK 1963, S. 35; DK 1964, S. 36, S. 42.

6 Gottfried Korff: Folklorismus und Regionalismus. Eine Skizze zum Problem der kulturellen Kompensation ökonomischer Rückständigkeit. In: Konrad Köstlin, Hermann Bausinger (Hgg.): Heimat und Identität. Volkskundekongreß Kiel 1979. Neumünster 1980, S. 40.

rechte Wahrzeichen etwa einer ethnischen, einer professionellen oder informellen Gruppe oder einer anderen sozialen Institution werden können). Zwei konstituierende Merkmale kommen hinzu: Es handelt sich stets um Motive aus denjenigen Kulturleistungen, die in ihrer instrumentell-effektiven, sozialorganisatorischen oder rituellen Funktion gerade veralten oder schon verschwunden sind und in eine neue Funktion überführt oder aber neu belebt beziehungsweise wiederbelebt werden. Drittens tritt eine typisierende Ästhetisierung auf. Ein ursprünglich primär handwerklich-praktisch bewertetes oder sozialen Vollzug bewirkendes Kulturphänomen wird auf ästhetische und sentimentale Erfahrungen und Empfindungen hin umgerüstet; es gilt im Kontext der Folklorisierung nun als authentisch-typisch und als schön.[7]

Unter diesen Voraussetzungen ist es sicher sinnvoll, zu prüfen, welche Phänomene aus der ruralen Lebensform durchgängig, also für alle Ausgaben des DK, ausgewählt und als ungarndeutsch namhaft gemacht worden sind – das wären dann gewissermaßen die sicheren Erkennungszeichen der ungarndeutschen Kultur unter dem Aspekt der Folklorisierung. Auf nur drei trifft dieses Kriterium zu: (1) Fotos von Menschen in Trachtenkleidung und fotografierte Handlungsformen in Trachtenkleidung; (2) Motive mit musikalischen Leistungen (insbesondere Blasmusik); (3) rurale Gebäudeformen (im Wesentlichen Bauernhäuser und Weinkellerhäuser/Presshäuser).

Die Priorität und mengenmäßige Dominanz von Fotomotiven mit Trachtenkleidung ist im DK offensichtlich und erscheint, wenn die Perspektive des Minderheitenverbandes eingenommen wird, vorderhand logisch, weil sich mit Abbildungen von Menschen, die in ländlicher Tracht posieren oder agieren (wie »Deutsche Frauen und Mädchen in malerischen Trachten« etwa im DK 1960,[8] »Schwabenball« etwa im DK 1960[9]), Jahr für Jahr sehr gut vermitteln lässt, dass lebende Menschen, vor allem jüngere Menschen, sich entschieden haben, bestimmte als ungarndeutsch ausgewiesene Zeichen bewusst anzuwenden – und somit auch die Minderheitenkultur als lebend und weitermachenswillig gezeigt werden kann. Der hier vorliegende Untersuchungsbeitrag möchte sich jedoch näher mit den Motiven aus der ruralen Architektur und deren Kommentierungen befassen, da sich meines Erachtens daraus einige differenzierte Befunde und Erkenntnisse gewinnen lassen, die vielleicht weniger selbstverständlich, aber für einen bundesrepublikanisch-akademischen Leserkreis nicht weniger wichtig sind und zum Ende hin auch ein wenig überraschend erscheinen mögen.

7 Eine bündige und trennscharfe Definition von »Folklorisierung«/»Folklorismus« hat bis heute niemand geliefert (insbesondere deshalb, weil die Phänomenologien zu unterschiedlich ausfallen). Die hier niedergelegte Merkmalzusammenstellung nimmt Anleihen aus: Hans Moser: Vom Folklorismus in unserer Zeit. In: Zeitschrift für Volkskunde 58 (1962), S. 177–209; Wolfgang Brückner: »Heimat und Demokratie«. Gedanken zum politischen Folklorismus in Westdeutschland. In: Zeitschrift für Volkskunde 61 (1965), S. 205–213; Korff: Folklorismus und Regionalismus; Ulrike Bodemann: Folklorismus – Ein Modellentwurf. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 28 (1983), S. 101–110; Jochen Ramming: Die Rückkehr der Hochzeitslader. Über die Folklorisierung der altbayerischen Prokuratoren. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1998, S. 55–66; Jens Wietschorke: Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 110 (2014), S. 215–242.

8 DK 1960, S. 152.

9 Ebenda, S. 69–73; siehe auch DK 1961, S. 55, S. 114–117; DK 1962, S. 57f. und viele andere mehr.

FOLKLORISIERUNG UND HAUSBAU IM *DEUTSCHEN KALENDER* 1958–1983

1. Zählung

Der *Deutsche Kalender – Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn* war die einzige und wichtigste Konversationszeitschrift, ein Hausbuch für alle interessierten Ungarndeutschen sozusagen, keineswegs nur an Landgemeinden und Angehörige bäuerlicher Schichten adressiert. Es ist durchaus bemerkenswert, dass bei den für diesen Beitrag zur Verfügung stehenden 21 Exemplaren in sage und schreibe 18 Fällen ein folkloristisches Bildmotiv auf das Titelblatt platziert wurde und dabei auch das Bauernhaus dreimal vorkommt[10] – bemerkenswert auch bei einer Redaktion, die nach eigener Aussage sich einem politischen und gesellschaftlichen System verpflichtet wusste, welches der Stärkung und Voranbringung der Schwerindustrie unzweifelhaft die allerhöchste Priorität einräumte. Zudem finden sich verstreut unter den Fließtexten sowie unter den Kalenderbildern, die direkt den zwölf Monaten des Jahreslaufs zugeordnet sind, des Öfteren Bilder von Bauernhäusern.

Wenn wir jedoch methodisch-systematisch suchen wollen, kommen aus Gründen der Eindeutigkeit nur Gebäude-Abbildungen in Frage, bei denen eine Kommentierung oder ein im Bild selbst unzweifelhaft orientierender Hinweis diese Gebäude explizit der ungarndeutschen/»schwäbischen« Kultur zuordnen. In den ersten vier Kalenderheften, den Jahrgängen 1958 bis 1961, hat man einige für unsere Fragen relevante Bild-Text-Artikel und Kleinrubriken noch wörtlich identifizierbar gemacht, so etwa »Deutsche Dorfbauweise in Ungarn«,[11] »Schwäbische Dorfbauten«[12] und »Im musterhaften Weinkeller«[13]. In den folgenden Kalenderheften von 1962 bis 1983 werden kennzeichnende Bilder ruraler Bauten innerhalb von 20- bis 50-seitigen Großrubriken gezeigt, wo sie mit anderen, diversen Motiven zusammengestellt und kommentiert sind. Die Rubriken hat der Kalender mit sehr allgemein gehaltenen Titeln überschrieben, wie »Bilder aus dem Leben unserer Schwaben bunt gemischt«,[14] »Kunterbuntes aus dem Leben der Deutschen in Ungarn«,[15] »Buntes Vielerlei«[16] oder »Bilder von hier und dort«[17].

Für die Rezipienten bietet sich in diesen Rubriken eine niederschwellige, leicht zugängliche und perzipierbare,[18] definitiv populäre Art des »Teilhaftig-werden-lassens« an der ungarndeutschen Minderheitenkultur, da die darin versammelten Bild-Text-Beiträge immer die jeweils abgebildete und somit publizistisch repräsentierte Dorfgemeinde oder Person oder den Personenkreis (zum Beispiel eine »Kultur-

10 Allein 14-mal sieht man Menschen, die die Tracht des ruralen Milieus tragen (junge, mittlere, alte Menschen, Frauen, Männer, einzelne, mehrere, in verschiedenen Facetten der Tracht, in mehreren Situationen); 7-mal sieht man Bauernhäuser oder dazugehörige bäuerliche Einrichtungsgegenstände abgebildet, 2-mal sieht man musikspielende Blaskapellen (Überlappungen kommen vor).
11 DK 1959, S. 120f.
12 DK 1961, S. 138f.
13 DK 1961, S. 68; siehe auch DK 1962, S. 60f.
14 DK 1963.
15 DK 1962.
16 DK 1970.
17 DK 1980, 1981, 1982.
18 Sowohl im Abdrucken und massenkommunikativen Verbreiten als auch im Erkennen oder Wiedererkennen eines als ungarndeutsch wahrzunehmenden Dorfes/Hauses/Presshäuschens/Möbelstücks usw. ereignet sich ungarndeutsche Kultur; sie wird durch das Erwerben, das »Zur-Hand-Nehmen« und »Aufschlagen« der Klientelzeitschrift *Deutscher Kalender* praktiziert.

gruppe« oder einen Verein) namentlich benennen. Es wird hier mit dem Reiz ganz persönlicher und/oder örtlicher Wiedererkennungs- und Vertraulichkeitseffekte gespielt: Dargeboten wird hier, schlicht gesagt, nicht ein Bild von Johann Wolfgang von Goethe oder von Bertolt Brecht, sondern eine konkrete »einfache« Person N. N., eine Familie N. N. in ihrer Kleidertracht oder eine namentlich ausgewiesene Gruppe als Blaskapelle, und dargeboten wird ein konkretes Bauernhaus mit konkret benannten Bewohnern oder eine konkrete Dorfgemeinde N. N. mit ihren Häusern beziehungsweise mit ihrem Weinkellerhäuschen-Ensemble.

Nach registrierender Durchsicht ergeben sich aus den 21 mir zur Verfügung stehenden Kalenderheften und den darin einschlägigen Rubriken zwischen 1958 und 1983 insgesamt 56 Bild-Text-Einheiten, in denen ein Bauernhaus oder eine Bauernhausgruppe explizit als ungarndeutsch/schwäbisch (und einmal als heanzisch[19]) zu erkennen ist – plus elf Bild-Text-Einheiten mit ungarndeutschen Presshäuschen respektive Weinkellerdörfern. (Wie erwähnt, wurden nur diejenigen Bild-Text-Einheiten gezählt, in denen die Zugehörigkeit des jeweils abgebildeten Gebäudes beziehungsweise Gebäudeensembles zur ungarndeutschen Kultur deutlich thematisiert und mit spezifisch bewertenden Kommentaren versehen wurde. Exemplare ohne eindeutig ungarndeutsch-spezifizierende Kommentierung wurden nicht berücksichtigt; diese addiert, würde sich eine noch höhere Summe der Häuser-Ansichten ergeben.)

Die Anzahl soll hier weniger die Imposanz der großen Menge der einschlägigen Abbildungen zum Ausdruck bringen; vielmehr geht es um den Nachweis von Regelmäßigkeit und Konventionalisierung: In nahezu jeder Kalenderausgabe mindestens einmal[20] wird ein bestimmter Typ des Bauernhauses als dezidiert ungarndeutsch beziehungsweise »schwäbisch« wahrnehmbar vorgeführt. Die kontinuierliche piktorale Fortfolge des Vorkommens, oder besser gesagt die *Unausweichlichkeit* dieser Abbildungen, schafft Popularität, gewährleistet eine Konventionalisierung und Gewöhnung: Man ist es gewöhnt, beim Durchblättern des DK immer Bauernhausmotive als ungarndeutsch/schwäbisch und als schön bewertet zu sehen. Auch wer die Kalenderhefte noch nicht einmal liest, nur durchblättert, sieht zwingend neben den Trachten tragenden Protagonisten und neben Blaskapellen eben auch zwingend diese Bauernhäuser sowie – etwas weniger oft – die Weinkellerhäuschen. So werden bestimmte rurale Gebäudeformen notwendigerweise als eines der Wahrzeichen der ungarndeutschen Kultur fortfolgend angeboten, rezipiert, perpetuiert und durch beständige Wiederholung weiterhin als solche versichert.

2. Folklorisierung als Kontrast: Bauernhäuser, »Kocka«-Häuser und LPG-Gebäude

Wie viele Bilder dieser als demonstrativ »ungarndeutsch« oder »schwäbisch« bezeichneten Bauernhäuser werden im DK 1958 bis 1982 in einer Szene der aktuellen Fertigstellung, der Im-Bau-Befindlichkeit oder des Ausbaus gezeigt? Keines. Errichtet beziehungsweise gebaut wurden *in ganz Ungarn* und in ungarndeutschen Dörfern in den späten 1950er- und den 1960er-Jahren andere Typen von Häusern: Es waren

19 DK 1962, S. 74: »Althergebrachte heanzische Bauweise in Ágfalva/Agendorf« (Bau-Charakteristik: säulengeschmückte Stiegenaufgänge). Heanzen, Hienzen oder Heinzen heißt eine deutsche Bevölkerungsgruppe im Burgenland, die eine südbairische Dialektform spricht, daher der Name (›hienz‹ = jetzt).

20 Eine Ausnahme bildet der DK 1964, in dem zwar Bauernhausbilder abgedruckt sind, jedoch keines mit eindeutiger Kommentierung.

die im Ungarischen »Kocka«- respektive »Sátor«-Haus[21] oder »emeletes családi ház«[22] genannten Wohngebäude.[23] Diese Architekturformen werden, insgesamt gesprochen, gerade nicht ethnisch, nicht als nationalitätenhaft-»schwäbisch« und auch nicht als »ungarisch« kommentiert; sie werden mit Attributen wie modern, komfortabel, technisch-versiert versehen – oder eben derart beschrieben: »Vom immer höheren Lebensstandard unserer Schwaben zeugen auch neue Eigenheime«.[24] Diese Häuser jedoch sind keine Bauernhäuser mehr, sondern Gebäude, in denen Menschen mit gegebenenfalls landwirtschaftlichen Berufen wohnen, zu landwirtschaftlicher Tätigkeit aber in die neuen Landwirtschaftliche-Produktions-Genossenschaftsgroßbetriebe (LPGs) gehen sollen. Konkret: Im neuen Kocka-Haus wohnt – hier nur einmal exemplarisch – der »Traktorist« mit seiner Familie, kein Bauer.[25] Lobende Kommentare des DK gelten denjenigen abgebildeten Personen, die sich für die Fertigstellung neuer LPG-Gebäude und die damit verbundene Landwirtschaftsweise einsetzen. Bilder der damals neugebauten LPG-Gebäude haben Textzeilen zugeordnet – wie etwa »modern und mit allem technischen Komfort ausgestattet«.[26] Und unter mehreren ähnlichen Foto-Beiträgen sei hier noch beispielhaft auf den Fotobericht über eine »moderne Hausfabrik« in Budapest hingewiesen, mit dem der DK seiner Leserschaft nahebringt, wie die neue Bauwirtschaft im »Perspektivplan« des neuen Staatssystems massenweise praktische und preiswerte Standardbauteile für moderne Einheitshäuser gebrauchsfertig machen kann.[27] In diesen »kunterbunten« Rubriken »aus dem Leben der Deutschen in Ungarn«, das sei noch einmal angemerkt, werden für diese Einheitshäuser in diesem Kontext eben stets Vokabeln der Modernität, der Fortschrittlichkeit, des technischen Komforts verwendet, nicht aber die Vokabeln »sozialistisch«/»kommunis-

21 Die Wörter gehen der Form nach: »Kocka«-Haus, weil es eine würfelartige Gestalt mit etwa quadratischem Grundriss hat (kocka = Würfel); »sátor« (= Zelt) bildet eine Assoziation an das zeltförmige, von allen Seiten auf eine Spitze zulaufende Dach des neuen, standardisierten Haustyps – ohne einen langgezogenen First.

22 Emeletes családi ház = doppelstöckiges Familienhaus.

23 DK 1960, S. 9; DK 1963, S. 88; DK 1965, S. 65, S. 68, DK 1966, S. 90; DK 1968, S. 102; DK 1969, S. 132 u. a. m. Nur zweimal wird gezeigt, dass man in den 1960er-Jahren auch versuchte, beide Baustile zu vereinen und neu errichtete Dorfhäuser mit einem Säulengang auszustatten, siehe DK 1965, S. 67, Kommentar: »In Miklósi werden die neuen Häuser im alten Stil gebaut. Die Gasse bewahrt dadurch ihr einheitliches Bild.«; DK 1961, S. 139, Kommentar: »Altes und Neues vermengt in der Erscheinungsform«. Zum Typ des Kocka-Hauses siehe die instruktive architektursoziologische Studie von Máté Tamáska: A vidéki tér emlékezete. Az építészeti formaképződéstől a kulturális örökségalkotásig [Das Gedächtnis der Landschaft. Von der baulich-architektonischen Formbildung zur Kulturerbe-Produktion]. Budapest 2011, insbesondere S. 26–29, S. 146 (mit Abbildung).

24 In der Rubrik »Bilder bunt gemischt aus dem Leben unserer Schwaben«, DK 1963, S. 76.

25 DK 1967, S. 92, idealtypisches Beispiel: Bild kocka-Haus mit Kommentar »Neue, moderne Einfamilienhäuser mit je vier Zimmern und Zentralheizung in Pilisvörösvár. – Die Eigentümer: Traktorist Stefan Guth, dessen Frau, Theresia Guth, als Volksliedsängerin bekannt und beliebt ist.« In der Wirklichkeit der Lebenswelt waren diese Kocka-Häuser auch von Drei-Generationen-Familien bewohnt, die um das Haus oder in der Nähe noch eigene Felder besaßen (»háztaji«-Felder) und diese nach der LPG-Arbeit in Eigenregie und Privaterwerb selbst bewirtschaften konnten. Im DK der 1960er-Jahre wurde das kaum thematisiert. Weiterführende Literatur z. B.: Máté Tamáska: Hagyományos és modern falusi lakóházak örökségszociológiai vizsgálata [Kulturerbe-soziologische Untersuchung traditioneller und moderner dörflicher Wohnhäuser.] Szociológiai Szemle [Soziologische Rundschau] (2006) H. 4, S. 36–62. Eine Falluntersuchung aus volkskundlicher Sicht in deutscher Sprache bietet Thomas Schneider: Landwirtschaft in Hajós: Agrarhistorie und sozialer Wandel in einem ungarndeutschen Dorf. Mainz 2000.

26 Ein Beispiel für viele im DK 1962, S. 53: Fotografische Abbildung LPG-Gebäude und Kommentar »Modern und mit allem technischen Komfort ausgestattet ist der neue Kuhstall der LPG in Görcsönydoboka«.

27 DK 1967, S. 69. Aus meiner Sicht bemerkenswert ist, dass sowohl in diesem Bericht als auch in den meisten anderen das Attribut »sozialistisch« und der Begriff »Sozialismus« nicht vorkommen.

tisch« – die in anderen Teilen des DK unübersehbar verwendet werden, wie etwa im weltpolitischen Berichterstattungsteil »Das Jahr in Wort und Bild«.[28]

Das traditionelle, nun als anachronistisch insinuierte Bauernhaus jedoch findet sich keineswegs als verachtenswert und abstoßend, sondern in Renommiertönen sowohl als »charakteristisch (ungarn)-deutsch«[29] wie auch als ästhetisch-schön bewertet: »Vor'm Haus – bei Sonnenuntergang«;[30] »blendend weiß getünchte deutsche Häuser in Versend, bestrahlt von der aufgehenden Sonne«;[31] »klassisch schönes Schwabenhaus im Rosengarten in Geresdújlak«;[32] »weithin leuchten die weißgetünchten schwäbischen Bauernhäuser«;[33] »viele schöne, altehrwürdige Häuser haben sich über Generationen hin erhalten und prägen mit ihrem blendenden Weiss das Antlitz des Dorfes«[34].

Das Attribut »alt« beziehungsweise »altehrwürdig« ließ sich in genau dieser Hinsicht dann noch stärker semantisch pointieren, wenn einige Hausfotografien mit »Bauernhaus im Stil der Ahnen«[35] oder »fast 200 Jahre steht dieses deutsche Siedlerhaus«[36] oder »Haus aus der Ansiedlungszeit«[37] kommentiert werden konnten. So lässt sich demonstrieren und bestätigen, dass Ungarndeutsche sich selbst als eine alteingesessene Minderheit betrachten dürfen, die zur Bewirtschaftung, zum Gewerbeaufbau und zum Wohlstand des Landes Ungarn epochal und monumental beigetragen hat. Anders gewendet, in den Attributen des »alten«, aber leuchtenden, weißgetünchten Hauses erscheint die Assoziation an die Aufbauleistungen der Deutschen in Ungarn und für Ungarn über Jahrhunderte hinweg, seit vielen Generationen. Diese Aussagerichtung ließ sich derart etwa mit Bildern von Trachtenkleidungen so umstandslos nicht erzielen.

Wenn zur Zeit der Errichtung der zweiten Generation der Bauernhäuser (mittleres 19. und früheres 20. Jahrhundert, schon nach der Ansiedlungszeit) diese als Repräsentationsmedium geltend gemacht wurden, dann waren sie das insofern, als man mit dem Schönmachen des Hauses und seiner Einrichtung im bäuerlichen Milieu der Landgemeinde und vor der Nachbarschaft zeigte, dass man wohlhabend war und Wirtschaftskraft besaß.[38] Im DK 1958 bis 1983 hingegen gelten der Wirtschaftskraft des Bauernhauses keine Kommentare mehr, vielmehr werden Wirtschaftskraft und wirtschaftlich effektive Funktionsaufgaben beziehungsweise Funktionsleistungen nur in Verbindung mit Abbildungen der Kocka-Häuser sowie der LPG-Gebäude und ihrer Maschinen gezeigt und positiv kommentiert.[39] Eben deshalb sind die Bil-

28 Zum Beispiel DK 1960, S. 45; DK 1961, S. 51, DK 1962, S. 38; DK 1965, S. 35; DK 1967, S. 41 und andere mehr.
29 Zum Beispiel DK 1978, S. 284; DK 1981, S. 183 und andere mehr.
30 Abb. DK 1958, S. 101.
31 Abb. DK 1959, S. 93.
32 Abb. DK 1969, S. 134f.
33 DK 1967, S. 89.
34 DK 1966, S. 88, in Márkó.
35 DK 1959, S. 120 (Haus mit auch erkennbaren Barockstilelementen in Vöröstó, unter der Überschrift »Deutsche Dorfbauweise in Ungarn«).
36 DK 1959, S. 124 (Gemeinde Pula).
37 DK 1982, S. 188.
38 Gerhard Seewann: Die ungarischen Schwaben. Einige zentrale Aspekte ihrer Geschichte. In: Jahrbuch für Europäische Ethnologie, 3. Folge, Nr. 8 (2013), S. 173–198, hier: S. 185.
39 »Die Mitglieder der LPG von Vértesboglár erfreuten sich heuer einer reichen Tomatenernte.«, DK 1963, S. 82; »In der LPG ›Imre Sallai‹ […] wird das Aufladen des Stalldüngers durch einen Kranlader Nujn-100Z erleichtert. Der Traktorist […] und der Maschinist […] fahren in 10 Stunden bis 1.000 Meterzentner Stalldünger auf die Felder, was einer Arbeit von 120 Pferdefuhrwerken« gleichkomme, DK 1965, S. 63; »Preise

der der traditionellen ruralen Gebäude unter dem Aspekt der Folklorisierung zu betrachten. Liest man das einschlägige akademische Schrifttum, begegnet einem die These, dass wir es hier eventuell mit einer gewollten Kompensationsreaktion oder sogar einer Art von Therapieform[40] in einer durch ökonomischen Wandel angespannten Kultursituation zu tun haben, in der den Zumutungen der technischen Neuerungen mit einer Hochbewertung der nunmehr unmodernen, altmodisch gewordenen Dingen der Sachkultur begegnet wird: Wenn die althergebrachte, vertraute Ding-Umgebung (ungarisch: »tárgyi világ«, »Welt der Sachkultur«, um einen von Edit Fél verwendeten Begriff aufzunehmen) schon abgeschafft und ersetzt werden soll, so doch wenigstens mit einer ästhetischen und mithin emotionalen Wertschätzung. Ob die Redakteure des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn in diese Richtung gedacht haben, geht aus unserer Primärquelle nicht hervor. Empirisch rigide am Text beobachtet trägt die nunmehr veraltete rurale Architektur aber unbezweifelbar die Eigenschaft und Signalität der ungarndeutschen Minderheit (*notabene* nicht die Signalität des Ethnisch-Deutschen schlechthin, sondern die der Ungarn-Deutschen).

3. Zur Frage des Fachwerkbaus

Bildgesättigte Rubriken wie »Kunterbuntes aus dem Leben der Deutschen in Ungarn« und »Buntes Vielerlei« suggerieren einen vielfältig-pittoresken, ungeordneten Strauß von Exponaten. Sie erwecken zunächst einmal den Eindruck, als ob ein heterogenes, eher zufällig zusammengewürfeltes Motivensemble angeboten sei. Tatsächlich herrscht hier Norm vor: Beim Typ des »alten«, aber als »charakteristisch« und »schön« bewerteten Bauernhauses wird nahezu immer derselbe Typ des »Schwabenhauses« mit dem überdachten, aber offenen Lauben- oder Säulen-Gang[41] in Langhausform, weiß getüncht und mit verziertem Giebel herangezogen. Und selbst dann, wenn es im DK einmal darum geht, die innerhalb der ungarndeutschen Minderheit enorm wichtige Berufsgruppe der Bergleute als vorbildlich ungarndeutsch abzubilden, sieht man sie mit Familie vor einem solchen Haus mit Säulengang posierend, so als »Schwaben« erkennbar gemacht.[42]

Was allerdings in den mir zur Verfügung stehenden Ausgaben des DK zwischen 1958 und 1983 vollkommen fehlt, sind die in der Szenerie ungarndeutscher Dörfer öfters auch wahrnehmbaren Fachwerkhäuser.[43] Wer die Monografie der ungarischen Architektin und Denkmalpflegerin Dobosyné Antal über die Fachwerkbauten in der Schwäbischen Türkei rezipiert, findet dort entsprechend zahlreich die Nach-

---

sprechen! Pokale, Fahnen erinnern […] an die fleissige Arbeit der LPG«, DK 1968, S. 132; letztmalig: Artikel »Damit der Boden mehr Früchte trage – 25 Jahre grossbetriebliche Landwirtschaft«, mit Foto: »Einer der ersten großen Rinderställe der LPG in Tolnau/Vértestolna«, DK 1983, S. 60f.

40 Konrad Köstlin: Folklorismus als Therapie? Volkskultur als Therapie? In: Edita Hörandner, Hans Lunzer (Hgg.): Folklorismus. Vorträge der I. Internationalen Arbeitstagung des Vereins Volkskultur am Neusiedler See in Neusiedl/See 1978. Neusiedl 1982, S. 129–147; Ulrike Bodemann: Folklorismus – Ein Modellentwurf. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde 28 (1983), S. 101–110, hier: S. 104, S. 108. Kriemhild Kapeller: Tourismus und Volkskultur. Folklorismus – Zur Warenästhetik der Volkskultur. Graz 1991, S. 39f., S. 297f.; Martin Scharfe: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln, Weimar, Wien 2002, S. 317f. (hier Folklorisierung als »Kompromißbildung« statt »Kompensation«).

41 Der »Gang« ist ein außen liegender, an der ganzen Längsseite des Hauptgebäudes verlängerter, mit Hilfe von Säulen gedeckter, aber offener Hausflur.

42 DK 1960, S. 79; DK 1961, S. 80.

43 Erst in der Ausgabe 1986, also schon außerhalb unseres Untersuchungsbereichs, findet sich ein Exemplar deutlich fotografisch dokumentiert, sh. DK 1986, S. 109.

weise.[44] Dobosyné Antals Studie referiert zudem einen Bildauszug aus der frühen Landesbeschreibung Elek Fényes' (1868), auf dem ein Bonyháder Fachwerkhaus als »svábház« (Schwabenhaus) betitelt wird.[45] Doch obwohl man aus der bis heute rezenten Menge sogar mehrere Bau-Gruppen (»csoportok«) erkennen kann,[46] galt das Fachwerkhaus in allen älteren Darstellungen im Karpatenbecken als nicht vorhanden und als nicht »zugehörig«. Wörtlich: »Alle [Studien] stimmten darin überein, dass im Karpatenbecken der deutsche Haustyp [damit gemeint ist eben das Fachwerkhaus] nicht in Erscheinung tritt.«[47] Die Fachwerkhäuser beruhen auf einer Handwerkstechnik, die aus dem historischen Deutschen Reich im frühen und mittleren 18. Jahrhundert sozusagen mitgebracht und im Karpatenbecken auch angewendet worden war; deshalb schreibt Dobosnyé auch vom »német típus«, dem »deutschen« Haustyp. Das Bauernhaus mit Säulengang und weißgetünchter Blankmauerfassade aber stellt den von den Deutschen in Ungarn seit dem früheren 19. Jahrhundert entwickelten Haustyp dar, an dem auch aus der ungarischen Umgebung bestimmte Elemente und Herstellungstechniken adaptiert wurden. Unter mehreren Studien hierzu sei als Beleg nur auf die 1935 publizierte Dissertation von Edit Fél, *Harta néprajza*, aufmerksam gemacht. Dies auch deshalb, weil sie bereits deutlich vor Ingeborg Weber-Kellermann die »Interethnik« einer deutschen »Sprachinsel« im Karpatenbecken systematisch durchdekliniert hat.[48] Das Schwabenhaus mit Laubengang/Säulengang, verziertem Giebel und weißgetünchter Mauerwandfläche eignete sich, so betrachtet, besser als das Fachwerkhaus zur Folklorisierung und Auszeichnung der Ungarndeutschen in Ungarn und als Identifizierungsangebot für sie.[49]

4. Presshäuser/Weinkellerhäuser

Für die Abbildungen der kleinen Weinkellerhäuser/Presshäuser gilt teilweise Analoges: Die Fotodarstellungen vermitteln den Eindruck des »Alten«, der lang zurückreichenden Siedlungs- und Arbeitstradition und eben des »Überholten« – zumal dann, wenn die Fotos unübersehbar verwittertes Mauerwerk zeigen,[50] oder auch gerade dann, wenn nur hochbetagte Menschen bei der Kostprobe darin oder davor gezeigt

44 Anna Antal Dobosyné: Fachwerk a Schwäbische Türkei területlén. A magyarországi építkezés topográfiája. [Fachwerk in der Region der ›Schwäbischen Türkei‹. Die Topografie der Bauten Ungarns]. Budapest 2008, instruktive Dokumentarfotos mit Baudaten aus dem mittleren und späteren 18. Jahrhundert: S. 121, S. 123, S. 125–127, S. 129, S. 134, S. 136, S. 139, S. 159.

45 Dobosyné: Fachwerk a Schwäbische Türkei területén, S. 168.

46 Ebenda, S. 212: »A kutatható emlékanyag négy csoport elkülönítésére adott lehetőséget.«

47 Ebenda, S. 209, im ungarischen Original: »Mind [tanulmány] egyetértettek abban, hogy a Kárpát-medencében nem jelenik meg a német [!] háztípus.«

48 Edit Fél: Harta Néprajza [Volkskunde von Hartau]. Budapest 1935. Fél hat am Germanistischen Lehrstuhl der Universität Szeged bei Heinrich Schmidt den oben genannten Haustyp auch durch archivalische Forschungen analysiert und konnte konstatieren, dass der Haustyp eben mit Gang, aber ohne Fachwerk vom Anfang/der Mitte des 19. Jahrhunderts, gebaut von der zweiten oder dritten Einwanderergeneration, das Resultat einer Anpassungsleistung an obrigkeitliche Vorgaben, an klimatische Bedingungen sowie an vorgefundene architektonische Fertigkeiten und Einrichtungen der Siedlungen der ungarischen Umgebung sei, siehe insbesondere S. 3f., S. 12f., S. 128. Siehe auch Edit Fél: Siedlungswesen, Hausbau und Hauseinrichtung in der Gemeinde Harta. In: Deutsch-Ungarische Heimatblätter VI (1934), S. 296–308, hier: S. 303f. Hierzu auch neuerdings Seewann: Die ungarischen Schwaben, S. 184f. (mit weiterer Literatur).

49 Um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden: An dieser Stelle ist nicht beabsichtigt, der Redaktion des DK eine Irreführung seiner Rezipienten nachzuweisen; der DK hat sich nicht die wissenschaftliche Systematik zur Aufgabe gestellt, sondern Eindeutigkeit in der folkloristischen Typenkommunikation.

50 Zum Beispiel DK 1978, S. 287; letztmalig DK 1983, S. 238.

werden.[51] Die Weinkellerhäuser/Presshäuser, ja ganze »Weinkellerdörfer« (ung.: »pincefalvak«) nahe der ungarndeutschen Gemeinden gehörten im 19. bis ins frühe 20. Jahrhundert im Karpatenbecken zu den traditionell überlieferten und gewerbehistorischen Merkmalen des Weinbaus: Sie beruhen auf einer Arbeitskultur von privaten Familienbetrieben, die es für praktikabel hielt, den Most bereits an der Rebflur zu produzieren, um es sich zu ersparen, das Traubengut über längere Strecken transportieren zu müssen. Demgemäß waren diese Häuschen mit kleinen Pressen, oft Holzpressen, für den handwerklichen Betrieb und den persönlichen, handwerklichen Kraftaufwand ausgestattet.[52] Für einen ebenso praktikablen Zweck wurden zugleich mit den Kellerhäuschen kühle Gewölbe beziehungsweise kleine Stollen (eben die »Keller«) ins Erdreich getrieben, in denen Most- und Weinfässer auch gelagert werden konnten. Soziokulturell gesehen aber bildeten sich damit, etwas abseits des Siedlungskerns der Gemeinden, außerhalb der eigentlichen Wohn- und Wirtschaftshäuser, Rückzugsmöglichkeiten und Treffpunkte zur Unterhaltung und gegenseitigen Weinverkostung, vor allem für die Männer. Für die nach 1950 neuprojektierte Landwirtschaftsweise der zusammenaddierten Kollektivbetriebe waren sie funktionell unbrauchbar, ja eigentlich kontraproduktiv, und im DK sieht man bis in die frühen 1980er-Jahre häufig Fotos von abgetakelten, verfallenden, teilweise mit Pflanzen überwucherten Weinkellerhäuschen. Dementsprechend hat man in der Ausgabe 1969 des DK ein Foto des alten Weinkellerdorfes von Etyek abgedruckt und hinzugeschrieben, dass nunmehr in den »früheren« Weinkellerhäusern eine Pilzzucht betrieben werde.[53] Auf derselben Kalenderseite stellt dann ein weiteres Foto vom neuen Staatsweingut-Betriebsgebäude in Etyek klar, dass die Traubenverarbeitung aktuell (1968) nach industriellem Vorbild geschehe.[54] Nur einmal, 1970, findet man einschlägige Bilder aus dem Villányer Weingebiet von weiß-strahlenden Kellerhäuschen und einem Kommentar, der besagt, dass »[d]ie Weinkeller von Villánykövesd […] noch immer ihren Zweck« erfüllten.[55] Die Weinkellerhaus-Ensembles insgesamt konnten ebenfalls das Bewusstsein von der mehr als hundertfünfzigjährigen Tradition der Bewirtschaftung und Besiedlung der Weinfluren bestärken, und dies eben in typischer Weise auf »ungarndeutsch« – im Unterschied zur ruralen Architektur in den Weingebieten in Deutschland selbst und in Österreich, wo »Kellerdörfer« so nicht vorkommen.

VERÄNDERUNGEN IM INHALT DES *DEUTSCHEN KALENDERS* UND DER FOLKLORISIERUNG: FORTBLICK IN DIE MITTLEREN 1980ER-JAHRE

Die umfangreichen und zugleich kompakten Bild-Text-Sammelrubriken im Mittelteil des DK, die es uns so instruktiv ermöglicht haben, den Aspekt der Folklorisierung an kommentierten Fotos ruraler Gebäude anschaulich zu machen, zu bestimmen und zu erläutern, enden mit der Kalender-Ausgabe 1983. Dennoch können weiterhin Abbildungen und Kommentierungen der »alt«-ruralen und typisch

51 Zum Beispiel DK 1961, S. 68; DK 1980, S. 217, DK 1982, S. 189.
52 András Simon: Hagyomány, újítás, minőség. A szőlőfeldolgozás-mustnyerés technológiája: a dél-zalai példa [Tradition, Neuerung, Qualität. Weinbergarbeit und Mostherstellung: das Beispiel der Süd-Zala-Region]. Szeged 2012, S. 77–127.
53 DK 1969, S. 50.
54 DK 1969, S. 50.
55 DK 1970, S. 248.

»schwäbischen« Architektur im DK entdeckt werden, und es zeigt sich dabei, dass die Folklorisierung erweiterte und veränderte semantische Aspekte erhalten hat. Dazuhin ändert sich nun auch der Bewertungstenor in einem Teil der Textbeiträge, in denen vom Häuserbauen und der dazugehörigen Wirtschaftsweise die Rede ist. Hierzu seien schließlich einige markante Fundstücke vorgestellt.

Zunächst einmal ist es für den in der Bundesrepublik Deutschland ausgebildeten Bearbeiter dieses Beitrags erstaunlich und, gelinde gesagt, überraschend, dass im DK, der *Zeitschrift des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn*, die Hochbewertung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften teilweise stark abnimmt, hingegen individuelle, persönliche Leistungen von Ungarndeutschen mit entsprechend individuellen Ergebnissen ab den frühen 1980er-Jahren, also weit vor der Wende, nun als repräsentativ und kennzeichnend für die Eigenschaft »Ungarndeutsch« namhaft gemacht werden. Zwei Text-Bild-Portraits hierzu seien erwähnt, ich paraphrasiere kurz: Im DK 1984 wird ein ungarndeutscher, 1916 im Banat geborener und aufgewachsener Winzer portraitiert, der sich zunächst für eine LPG über das erwartete Maß hinaus engagiert und dann ein Presshaus, einen eigenen Keller und ein Grundstück mit Weinflur gekauft hatte.[56] Seine ungarischen, deutschen und serbischen Sprachkenntnisse ermöglichten und erleichterten ihm den Umgang mit vielen Touristen. In den frühen 1980er-Jahren hat er selbst einen weiteren Keller und Weinreben über dem Plattensee gekauft und bewirtschaftet. Mit andern Worten: Als ungarndeutsch-vorbildhaft erscheinen, 1984, in diesem Portrait, bemerkenswerterweise die Eigeninitiative und die individuelle Wirtschaftsweise.[57] Bemerkenswert auch der Name desjenigen, der das Portrait geschrieben und verantwortet hat: Es war der erste Vorsitzende (seit 1955) des Demokratischen Verbandes der deutschen Werktätigen in Ungarn und Gründer des DK, Frigyes/Friedrich Wild; 1984 war er 74 Jahre alt. Zweites Beispiel, aus der Rubrik »Wirtschaft« des DK 1986: Darin werden sieben ungarndeutsche Baufachleute portraitiert.[58] Einer von ihnen wird als früherer Leiter einer LPG beschrieben, der diese verlassen hat und selbst mit zehn weiteren LPG-Aussteigern eine andere, neue »Arbeitsgemeinschaft« (recte ein Bauunternehmen) gründete.[59] Er hat Geschäftsbeziehungen, hat Material- und Maschinenaustausch mit einem Betrieb in Österreich hergestellt und auf dieser Basis eigene Produktionsmöglichkeiten geschaffen. Mit anderen Worten: Hier wird 1986 mit Nennung des Personennamens und persönlicher Fotoabbildung wieder als vorbildhaft mitgeteilt, wie ein Ungarndeutscher durch Findigkeit und Tricks und seiner kulturellen Affinität als »Schwabe« Baumaterialien im Austausch aus dem nichtsozialistischen deutschsprachigen Ausland heranbringt und vorteilhaft so agiert, wie er es in einer LPG offensichtlich nicht hätte bewerkstelligen können.

Weitere und intensive Austauschbeziehungen werden, wie im ersten Beispiel angedeutet, im Zusammenhang mit Ferienrekreation und Tourismus und einer Neubewertung des Bauernhauses ins Bild gesetzt. Ab 1983 sieht man im DK, dass »Schwabenhäuser« traditioneller Prägung wieder neu hergerichtet worden sind: Sie sind inzwischen »aufgekauft« und als »Wochenenddorf« respektive als Ferien-

56 DK 1984, S. 75.
57 Überschrift des Artikels »Ich glaub, ich hab' das Glück gefunden«, DK 1984, S. 73.
58 DK 1986, S. 63–75.
59 DK 1986, S. 71–73.

wohnungen renoviert worden.[60] Dass Ferienwohnungen und Fremdenverkehr in Ungarn bereits seit 1969/1970 eine erhebliche Bedeutung erlangt hatten, darf in kulturhistorisch bewanderten Fachkreisen als bekannt vorausgesetzt werden.[61] Der DK hatte bereits 1970 ein Foto abgedruckt, auf dem ein »altes schwäbisches Bauernhaus« in ein »Touristenheim« umgebaut zu sehen ist.[62] Doch diese Abbildung war ein Einzelfall. Seit den Kalenderausgaben der frühen 1980er-Jahre allerdings werden die Erwähnungen solcher Renovierungen und aktiver Umnutzungen für Ferien und Fremdenverkehr häufiger und gewöhnlich.[63] Noch markanter lässt sich der nunmehrige Ferieneffekt – oder, vielleicht besser, der Tourismuseffekt – an den alten Presshäuschen/Weinkellerdörfern belegen und erläutern. In die Ausgabe des DK 1985 wurde ein Text-Bild-Bericht über das Dorf Wieland (ung. Villány) gedruckt, in dem renovierte Weinkellerhäuser als »touristische Sehenswürdigkeit« kommentiert werden (sic – nicht mehr nur als ungarndeutsche Sehenswürdigkeit, sondern als touristische Sehenswürdigkeit). Und das dortige »Rotwein-Festival«, so wird mitgeteilt, ziehe »große Massen« an Besuchern an.[64]

Im selben Heft des Kalenders 1985 steht ein weiterer, ausführlicherer Text-Bild-Beitrag zum selben Thema, der uns mehr Einzelheiten liefert, hier das Kellerdorf von Hajós betreffend.[65] Es wird darin berichtet, dass »neuerdings manche dieser Preßhausstuben vergrößert und gefällig ausgestattet worden [seien]«; von »weither kommen die Gäste, um in diesen gemütlichen Räumen die Hajoscher Kreszenzen zu kosten«.[66] Die alten, zum Teil schon sehr vernachlässigten »schwäbischen« Weinkellerhäuschen/Presshäuschen waren also wieder hergerichtet und umgebaut worden – zu attraktiven Gast- und Schankstätten, um auswärtige Besucher und Kunden empfangen und Wein anbieten zu können. Konkret beschreibt der Kalendertext in diesem Zusammenhang, dass zum Tag des christlichen Winzerpatrons, des »hl. Urban«, am Wochenende nach dem 25. Mai ein Fest eingerichtet worden sei: Das ganze Dorf sei »an diesem Fest beteiligt, nicht zu rechnen die schaulustigen Touristen aus dem In- und Ausland.«[67] Um sich die Dimensionen klarzumachen: Das Fest zog in den frühen 1980er-Jahren regelmäßig 30.000 bis 35.000 Besucher ins Kellerdorf.[68] Mit der Terminwahl nahm man jedoch nicht nur einen histori-

60 DK 1983, S. 231 (Foto zweier renovierter Bauernhäuser, Kommentar in extenso: »In ein Wochenenddorf verwandelte sich die einstige ungarndeutsche Gemeinde Vérteskozma. Die alten Häuser wurden aufgekauft und unter fachlicher Betreuung instandgesetzt.«).

61 Durch Ungarns Reiseliberalisierungen der späten 1960er-Jahre hatte sich die Tourismusfrequenz ganz erheblich gesteigert. In der Gesamtdimension waren schon für das Jahr 1969 sechs Millionen Touristen in Ungarn zu verzeichnen, wenn wir den Angaben aus: Unsere Post 25 (1970) H 13, S. 3 vertrauen. In den landwirtschaftlich geprägten Regionen, die sich dem Fremdenverkehr zu öffnen beabsichtigten, war dieses Potenzial sicherlich bekannt (*Unsere Post – Die Heimatzeitung der Deutschen aus Ungarn* ist das Presseorgan der Ungarndeutschen in der Bundesrepublik Deutschland).

62 DK 1970, S. 258.

63 DK 1982, S. 204, zu sehen sind Bauarbeiten an den Presshäuschen von Hajós; und DK 1986, S. 105, die nunmehr renovierte Presshausreihe von Hajós; DK 1987, S. 291, Bild »wiederhergestellte Weinkeller«; DK 1989, S. 305, Bild eines renovierten Bauernhauses in Kalaß (ung. Kalaznó); DK 1990, S. 309, zwei Fotos renovierter ungarndeutscher Bauernhäuser in Deutsch-Großdorf nahe der österreichischen Grenze und in Sektsching (ung. Kaposszekcső), Komitat Tolna, Südungarn.

64 DK 1985, S. 104.

65 »Hajosch Kellerdorf«, DK 1985, S. 202–205.

66 Ebenda, S. 203.

67 Ebenda, S. 202f.

68 Christina Niem: »Viele Neuigkeiten aus Hajós« – Die Gemeindepartnerschaft mit Hirrlingen. In: Fritz Schellack (Hg.): Hajós – ein ungarndeutsches Dorf im Umbruch. Beiträge zum Alltagsleben nach der politischen Wende von 1989. Mainz 1996, S. 212–239, hier: S. 231.

schen Rebbauernfesttag wieder auf, sondern signalisierte zugleich einen Rückbezug auf die historische Einwanderung aus Südwestdeutschland am 1. Juni 1722, wie der Organisator, der Népművelő[69] von Hajós, außerhalb des Kalenders bekanntgab: »Dann hatten wir noch einmal Glück, da die erste Familie hierher am 1. Juni 1722 ankam. Wir feiern also Weinfest zu jenem Jahrestag, als der erste Weinbauer ins Dorf kam …«[70]

Die Szenerie des Kellerdorfes war damit sowohl mit einem wichtigen Gedenkanlass innerhalb der spezifisch ungarndeutschen Kultur ausgestattet als auch – und wieder – mit einem kleinteiligen, nicht kollektivierten betriebswirtschaftlichen Aspekt, der es für die Besitzerfamilien in privater Initiative lohnend erscheinen ließ, diese Bauweise der Vergangenheit zu revitalisieren. Die Kellerhäuschen dienten nun in den 1980er-Jahren weniger der Produktion eines landwirtschaftlichen Nahrungserzeugnisses als vielmehr der Präsentation und auch dem werbewirksamen Genuss (Wein, Schnaps, Brot, Wurst). Aber das reicht als Erklärung nicht aus: Um noch einmal den Népművelő mit einer aufschlussreichen Formulierung zu zitieren, »das Kellerdorf sei geeignet für eine wahrhaft selbstvergessene Vergnügung«.[71] Diese Aussage war bezogen sowohl auf privat organisierte Jausen beziehungsweise Weinproben im Kellerdorf als auch auf die neue, das ganze Gebäudeensemble umfassende Festveranstaltung. Nachdem die Produktion und Lagerung des Mostes und des Weins überwiegend an die technisch-maschinellen Anlagen, Stahltanks und an zentralisierte Arbeitsvorgänge ausgelagert worden war, wird im Kellerdorf mit der familiären und persönlichen Architektur nun eine kulturelle und ästhetische Erfahrung und Stimmung nahegelegt, die allgemein, nicht nur für die lokale ungarndeutsche Bevölkerung, als gut und schön gilt. Der Zustrom an Touristen vor allem aus der Deutschen Demokratischen Republik, der Bundesrepublik Deutschland und Österreich, die ein romantisches und nostalgisches, nicht maschinell-anonymisiertes Ferienerlebnis genießen wollten, organisiert etwa von der Firma IBUSZ in Budapest, war zu einem ökonomisch relevanten Faktor geworden.[72]

69 Wörtlich übersetzt: »Volksbildner«, sinngemäß »örtlicher Kulturdirektor«.

70 Im Original: »Aztán még egyszer mellénk szegődött a szerencse, mert 1722. június 1-en érkezett ide az első család. Azon az évfordulón ünnepeljük a bort, amikor az első szőlőtermesztő ideérkezett a faluba […].«. Zitiert bei Tamás Kiss, Timea Tibori: Hajósország. Budapest 1988, S. 125.

71 Ebenda, S. 125: »a pincefalu adja azt, hogy itt igazi önfeledt mulatságra van lehetőség«.

72 Ebenda, S. 127. Vgl. zu diesem Phänomen auch: Michael Prosser-Schell in Zusammenarbeit mit András Simon und László Mód: Orbán-napi borünnep – das neue Urbanfest im revitalisierten Weinkellerdorf von Hajós in europäischer Perspektive. In: Csilla Schell, Michael Prosser-Schell, Bertalan Pusztai (Hgg.): Re-Invention of Tradition in Ostmitteleuropa nach 1990. Neue, »gefundene« und revitalisierte Feste mit Schwerpunkt auf Ungarn. Münster, New York 2018, S. 39–75.

MICHAEL PROSSER-SCHELL hat Volkskunde, Mittlere und Neuere Geschichte sowie Sprachwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg studiert und mit der Promotion abgeschlossen. Anschließend war er Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Regensburg. Nach einem beruflichen Wechsel an das Institut für Germanistik der Universität Würzburg habilitierte er sich und erwarb die Lehrbefugnis für das Fach Volkskunde. Seit 2004 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Volkskunde der Deutschen im östlichen Europa (IVDE) und seit 2008 außerplanmäßiger Professor an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Mehrere Lehr- und Forschungsaufenthalte in Ungarn (Universität Szeged, ELTE-Budapest). Geografische Arbeitsschwerpunkte liegen im Mittleren Donauraum und im südwestdeutschen Sprachgebiet, thematische Schwerpunkte auf der Fest- und Ritualforschung, der kulturanthropologischen Narrativistik sowie auf dem Bereich des »Bauens und Wohnens«.
E-Mail: michael.prosser@ivde.bwl.de

Folklorization as an Aspect of the Culture of the German »National Minority« in Hungary. A Study with a Focus on Rural Architecture in the Journal *Deutscher Kalender* from 1958 to 1983 and 1984 to 1988

(Abstract)

The article focuses on the aspect of »folklorization«/»folklorism« in visualizing Hungarian Germans after their re-entry into the status as a recognized »national minority« in socialist Hungary. Using the example of the older farmhouse, the so-called »Schwabenhaus«, the author explains what folklorization means and which journalistic and aesthetic mechanisms are implicated in this process. The magazine *Deutscher Kalender* is systematically used as the source for the years 1958 to 1983, and selectively from 1984 to 1988 with few, but important, striking findings. At the same time, attention is drawn to the changes in the rural working culture and social structure.

Nationalitäten in Ungarn

Ethnodemografische Prozesse im Spiegel der Volkszählungen in den Jahren 2001 und 2011

Von Ágnes Tóth, Forschungszentrum für Sozialwissenschaften, Budapest, und János Vékás, Novi Sad/Neusatz

An der Volkszählung von 2011 nahm im Vergleich zum Zensus von 2001 die Zahl der Identitätsdeklarationen, die eine Bindung zu einer der 13 anerkannten national-ethnischen Minderheiten in Ungarn beinhalteten, um das Anderthalbfache (146 %) zu. Insgesamt war der Zuwachs bei der Frage nach der Nationalität am höchsten (177 %), bei der Frage nach der in der Familie und im Freundeskreis gesprochenen Sprache war er etwas geringer (138 %), doch stieg selbst die Zahl derjenigen Personen an, deren Muttersprache die Sprache einer Minderheit war (109 %).[1]

Da die Zahl der zu den größten Minderheiten zählenden Menschen wuchs, die Gesamtbevölkerung des Landes aber abnahm, war der Anteil der Minderheiten in Ungarn zwischen 2001 und 2011 von 4,3 % auf 6,4 % angewachsen.

In unserer Analyse untersuchen wir, wie sich im Untersuchungszeitraum die grundlegenden demografischen Charakteristika der Nationalitäten Ungarns, insbesondere die der deutschen Gemeinschaft, verändert haben.

1 Obwohl sich die auf die national-ethnischen Fragen beziehende Methodik der in Ungarn am 1. Oktober 2011 durchgeführten Volkszählung etwas von derjenigen der Volkszählung des Jahres 2001 unterscheidet, ist dieser Unterschied aber einerseits wesentlich geringer als im Fall der früheren Volkszählungen, und andererseits stellen unsere sich hierauf bezogenen Forschungen unter Beweis, dass diese methodischen Abweichungen die Ergebnisse nicht wesentlich beeinflusst haben.
Unsere Feststellungen über die Relevanz der Volkszählungen, über die Methodik der Volkszählungen von 2001 und von 2011 sowie über die Vergleichbarkeit der Daten haben wir in den folgenden Studien ausführlich dargelegt: Ágnes Tóth, János Vékás: Nemzetiségek Magyarországon 2001–2011. Etnodemográfiai folyamatok a Volkszählungok tükrében [Nationalitäten in Ungarn 2001–2011. Ethnodemografische Prozesse im Spiegel der Volkszählungen]. In: Kisebbségkutatás [Minderheitenforschung] 34 (2014) H. 3, S. 36–72; dies.: Nationale Minderheiten in Ungarn von 2001 bis 2011. In: Religion & Gesellschaft in Ost und West 42 (2014) H. 1, S. 24–28; dies.: Minderheit und Mehrheit. Divergente ethno-demographische Prozesse zwischen 2001 und 2011. In: Tünde Radek, Anikó Szilágyi-Kósa (Hgg.): Wandel durch Migration, mit den Konferenzbeiträgen vom 25.–26. September 2014, gehalten in Veszprém/Ungarn unter dem Titel: »Gesellschaftliche, sprachliche und kulturelle Wandlungen im Zuge von Migrationsprozessen«. Veszprém 2016, S. 133–155.

DIE WICHTIGSTEN CHARAKTERISTIKA DER NATIONAL-ETHNISCHEN GEMEINSCHAFTEN

Zunächst einmal gilt es zu klären, wen man als einer Minderheit zugehörig betrachtet. Die Antwort auf diese Frage hängt stark davon ab, wie man den Begriff der national-ethnischen Identität deutet. Beim vorliegenden Ansatz wird die Identität der einzelnen Personen und einer Gruppe durch zahlreiche Elemente beeinflusst, von denen die nationale Bindung nur eines darstellt, das jedoch nicht als ein primordiales, objektives und statisches Identitätselement, sondern als eine subjektive, situative und dynamische Kategorie zu betrachten ist. Subjektiv, da die betreffende Person selbst entscheidet, zu welcher Nation oder Nationalität sie sich zugehörig fühlt. Situativ, weil sie durch eine Vielzahl von individuellen und gesellschaftlichen Umständen darin beeinflusst wird, ob sie es als zweckmäßig erachtet, ihre Zugehörigkeit zu einer gegebenen Gemeinschaft zu erklären, das heißt, sich zu identifizieren. Des Weiteren ist die nationale Identität eine dynamische Kategorie, weil sich ihr Inhalt und ihre Ausdrucksweise bei einer Person im Laufe ihres Lebens durch zahlreiche Gründe – infolge der sozialen Situation, der Reaktion des Umfelds oder der Einstellung des Staates – verändert beziehungsweise verändern kann. Unerlässlich ist bei der Feststellung der Größe einer Minderheitengemeinschaft auch die Berücksichtigung dessen, welche Wirkung die Kategorisierung ausübt, das heißt, wen das Umfeld als der Gemeinschaft zugehörig betrachtet. Zudem muss das Problem der Latenz unbedingt erwähnt werden, ebenso wie der Umstand, dass die Grenzen dieser Gemeinschaften osmotisch sind: Die Menschen treten den Gemeinschaften aufgrund zahlreicher persönlicher Motivationen, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Umstände bei oder aber verlassen diese.

Sollen in der konzisesten Form der Zustand und die Bedingungen des natürlichen Wachstums einer Minderheit mit gesellschaftsstatistischen Mitteln dargestellt werden, sind folgende Indikatoren am wichtigsten: 1. die Gesamtzahl und der Anteil der betreffenden Minderheit; 2. deren Alterszusammensetzung; 3. deren wirtschaftliche Aktivität; 4. deren Schulabschluss.

Es lohnt sich, diese vier Indikatoren auf folgenden drei territorialen Ebenen zu untersuchen: 1. auf Landesebene; 2. auf der Ebene der Komitate; 3. auf der Ebene der einzelnen Siedlungen.

ANZAHL

Als sich mit der jeweiligen Minderheit verbunden fühlend oder zu ihr gehörend betrachten wir all jene, die mindestens bei einer der sich auf die national-ethnische Zugehörigkeit beziehenden Fragen eine entsprechende Auskunft gegeben haben. Da man auf die Frage nach der Zugehörigkeit im Jahr 2001 jeweils drei und 2011 jeweils zwei Antworten geben konnte, ist die Summe der Anzahl der einzelnen Minderheiten etwas größer als die Gesamtzahl der mit den Minderheiten sich verbunden Fühlenden. Der Unterschied ist aber von einer zu vernachlässigenden statistischen Relevanz, da von jenen, die eine doppelte Bindung verspüren, die überwiegende Mehrheit diese mit einer ungarischen Bindung aufweisen.

Die Gesamtzahl der mit den 13 benannten Minderheiten verbundenen Identitätsdeklarationen ist zwischen den beiden Volkszählungen um das Anderthalbfache (146 %) angestiegen. Das Ausmaß und die Tendenz der Veränderung unterscheiden sich aber je nach Minderheit stark. Am stärksten fiel die Zunahme bei der armenischen und bei der bulgarischen Minderheit aus, doch wurde wegen der niedrigen Gesamtzahl dieser

	Insgesamt			Nationalität			Muttersprache			Sprache in der Familie		
	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%
Bulgaren	2.316	6.272	270,81	1.358	3.556	261,86	1.299	2.899	223,17	1.118	2.756	246,51
Roma	205.720	315.583	153,40	189.984	308.957	162,62	48.438	54.339	112,18	53.075	61.143	115,20
Griechen	6.619	4.642	70,13	2.509	3.916	156,08	1.921	1.872	97,45	1.974	2.346	118,84
Kroaten	25.730	26.774	104,06	15.597	23.561	151,06	14.326	13.716	95,74	14.779	16.053	108,62
Polen	5.144	7.001	136,10	2.962	5.730	193,45	2.580	3.049	118,18	2.659	3.815	143,47
Deutsche	120.344	185.696	154,30	62.105	131.951	212,46	33.774	38.248	113,25	52.912	95.661	180,79
Armenier	1.165	3.571	306,52	620	3.293	531,13	294	444	151,02	300	496	165,33
Rumänen	14.781	35.641	241,13	7.995	26.345	329,52	8.482	13.886	163,71	8.215	17.983	218,90
Russinen	2.079	3.882	186,72	1.098	3.323	302,64	1.113	999	89,76	1.068	1.131	105,90
Serben	7.350	10.038	136,57	3.816	7.210	188,94	3.388	3.708	109,45	4.186	5.713	136,48
Slowaken	39.266	35.208	89,67	17.693	29.647	167,56	11.817	9.888	83,68	18.057	16.266	90,08
Slowenen	4.832	2.820	58,36	3.025	2.385	78,84	3.180	1.723	54,18	3.108	1.745	56,15
Ukrainer	7.393	7.396	100,04	5.070	5.633	111,10	4.885	3.384	69,27	4.519	3.245	71,81
Insgesamt	442.739	644.524	145,58	313.832	555.507	177,01	135.497	148.155	109,34	165.970	228.353	137,59

Tabelle 1: Anzahl der Angehörigen der Nationalitäten nach Identitätskategorien 2001 und 2011[2]

Zunahme der Anstieg der Gesamtzahl von Nationalitätenangehörigen in Ungarn kaum beeinflusst. Ein größeres Gewicht besitzt der zweieinhalbfache Anstieg der Zahl der Rumänen und ein noch größeres der beinahe im gleichen Umfang erfolgende Zuwachs der beiden größten Gemeinschaften – der Roma (153 %) und der Deutschen (154 %). Zugleich zeigen die Daten der Volkszählung im Falle dreier Minderheiten – der Slowaken (90 %), der Griechen (70 %) und der Slowenen (58 %) – eine Abnahme.

Hinsichtlich der einzelnen Identitätskategorien hat sich die Zunahme der Summe der Nationalitätenbekenntnisse am stärksten gezeigt (177 %). In dieser Hinsicht ist 2011 die Zahl der Armenier auf mehr als das Fünffache seit 2001 angestiegen, die der Rumänen und Ruthenen auf mehr als das Dreifache, die der Bulgaren und der Deutschen auf mehr als das Doppelte. Hinsichtlich des Nationalitätenbekenntnisses

2 Bei der Volkszählung von 2001 wurde auch nach der kulturellen Bindung gefragt. Dementsprechend haben wir auch jene zu der jeweiligen Minderheit gezählt, die ihre Bindung an die jeweilige Minderheit nur durch ihre Antwort auf diese Frage geäußert hatten. Der Anteil der ausschließlich auf Grund ihrer Antwort auf die Frage nach der kulturellen Bindung zur jeweiligen Minderheit hinzugerechneten Personen weicht je nach Minderheit in einem äußerst großen Maße ab. Wie sie sich entschieden hätten, wenn die Frage nach der kulturellen Bindung nicht vorgekommen wäre, wissen wir nicht. Es ist aber anzunehmen, dass ein Teil von ihnen dies bei der Frage nach der Nationalität als zweite oder als dritte Antwort angeführt hätte. Ein Teil von ihnen wäre aber in Ermangelung dieser Frage aus dem Kreis derer entfallen, die eine Bindung zur jeweiligen Nationalität verspüren. Man kann über den angenommenen Anteil der beiden Gruppen keine Schlussfolgerungen ziehen. Deshalb muss man die vergleichende Tabelle in Kenntnis dieser Tatsachen betrachten.
Ausführlicher zu den Zusammenhängen der Identitätsdeklarationen der einzelnen Nationalitäten im Jahr 2001 Ágnes Tóth, János Vékás: Lojalitás és szolidaritás. Államhatalmi homogenizálás vagy a keresztkötődések erősödése? [Loyalität und Solidarität. Homogenisierung durch die Staatsmacht oder Stärkung der Querverbundenheiten?]. In: Nóra Kovács, Anna Osvát, László Szárka (Hgg.): Etnikai identitás, politikai lojalitás. Nemzeti és állampolgári kötődések [Ethnische Identität, politische Loyalität. Nationale und staatsbürgerliche Verbundenheiten]. Budapest 2005. S. 123–149.

sehen wir nur im Fall der Slowenen eine Abnahme (79 %). Sie stellen die einzige nationale Minderheit dar, die nicht nur hinsichtlich der Zahlen des muttersprachlichen, sondern auch des nationalen Bekenntnisses im Vergleich zu 2001 abgenommen hat. Sie ist zur Minderheit mit der kleinsten Population in Ungarn geworden.

Die Gemeinschaften der Roma, der Deutschen und der Slowaken bilden die größten Minderheiten, während im Verhältnis zu 2001 die Kroaten und die Rumänen den vierten und den fünften Platz tauschten.

Bei der Angabe der Muttersprache nahm die Summe nach der Zugehörigkeit zu einer Nationalität in einem bescheidenen Maß zu (auf 109 % des Wertes von 2001), doch dieser Durchschnittswert verdeckt einen sehr wesentlichen Unterschied: Beinahe 6.000 Menschen mehr haben eine Roma-Sprache als ihre Muttersprache angegeben, die Zahl der Rumänisch-Muttersprachler nahm um beinahe 5.500 zu, und der Anstieg näherte sich auch bei den Deutschen der Zahl von 4.500 Personen an. Die anderen Nationalitäten mit geringerer Population haben diesen Durchschnitt nicht wesentlich beeinflusst, und beinahe bei der Hälfte der Minderheiten – bei den Ukrainern, den Slowenen, den Slowaken, den Russinen, den Kroaten und den Griechen – war auch in absoluten Zahlen ein Rückgang derjenigen Personen zu verzeichnen, die die Sprache der jeweiligen Minderheit als ihre Muttersprache angaben.

Hinsichtlich des muttersprachlichen Bekenntnisses sind die beiden Minderheiten mit der größten Population auch weiterhin die Roma und die Deutschen. Innerhalb der nächsten Größenordnung haben sich aber die Rumänen nicht nur der kroatischen und der slowakischen Minderheit angenähert, sondern diese sogar überholt. Der Tausch der Plätze lässt sich durch die Abnahme der Zahl der kroatischen und slowakischen Muttersprachler und durch die markante Zunahme der rumänischen Muttersprachler erklären.

Bei der Zunahme der Muttersprachler betrug der Anteil der Männer bei den Deutschen 16 % und bei den Roma 5,5 % mehr als bei den Frauen.

Die Gesamtzahl dieser beiden muttersprachlichen Gemeinschaften nahm im Vergleich zu 2001 bis zum Jahr 2011 um 12–13 % zu.

Hinsichtlich der Angaben der in den Familien und im Freundeskreis gebrauchten Sprache nahm die Zahl der Angaben je Minderheit im Vergleich zu 2001 um etwa ein Drittel zu, im höchsten Maß unter den Bulgaren (247 %), gefolgt von den Rumänen (219 %) und den Deutschen (180 %). Eine Abnahme erfolgte in dieser Hinsicht nur bei den Slowaken, Ukrainern und Slowenen.

TERRITORIALE ANGABEN – UNTERTEILUNG NACH KOMITATEN

Nach den Angaben der Volkszählung von 2011 machen den höchsten Anteil an der Gesamtbevölkerung eines Komitats die Roma im Komitat Borsod-Abauj-Zemplén aus (8,51 %; 2001: 6,26 %). Ihnen folgen in der Branau (ung. Baranya) die Deutschen (6,67 %; 2001: 5,58 %), danach die Slowaken in Békés (2,47 %; 2001: 2,58 %), die Kroaten in der Branau (1,86 %; 2001: 1,79 %) und die Rumänen in Békés (1,73 %; 2001: 1,34 %). Der Anteil der anderen Minderheiten an der Gesamtbevölkerung erreicht in keinem Komitat ein Prozent.

Die territoriale Zerstreuung nahm zwischen den beiden Volkszählungen weiter zu. In der Branau lebten 2001 noch 18,9 % der Ungarndeutschen, ihr Anteil ging bis 2011 auf 13,9 % zurück. Ihre Gesamtzahl nahm zwar auch von 22.720 auf 25.777 zu, doch war dies nur eine Zunahme von 113 % im Vergleich zum landesweiten Zuwachs von 54 %, während ihre Zunahme in den Komitaten, in denen Deutsche nur in geringerer

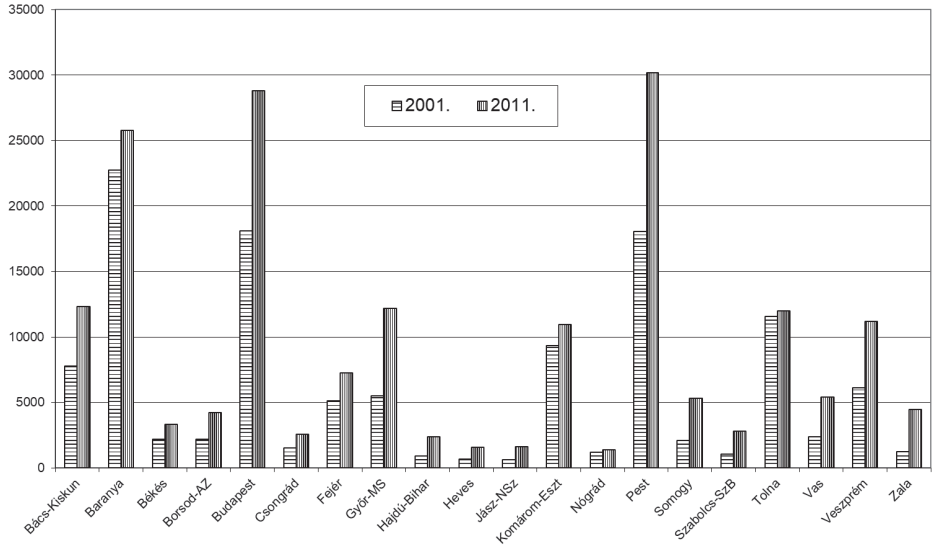


Abbildung 1: Zahl der Personen mit einer Verbundenheit zur deutschen Minderheit (Komitate und Anzahl Personen) in den Jahren 2001 und 2011

Zahl leben, sogar 200–300 % erreichte. Dieser Anstieg war im Komitat Zala am größten, von 1.249 Personen auf 4.437 (355 %), danach im Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg (von 1.049 Personen auf 2.797, 267 %), und es folgte das Komitat Hajdú-Bihar (von 902 Personen auf 2.398, 266 %). In der Zeit zwischen den beiden letzten Volkszählungen nahm die Zahl derer, die eine Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit äußerten, in keinem einzigen Komitat ab, der Zuwachs war in dem Komitat Tolna am geringsten (von 11.552 Personen auf 11.983, 104 %).

Im Komitat Békés hat man 2001 insgesamt 26,1 % der Slowaken erfasst, im Jahr 2011 entfielen auf dieses Komitat 25,2 % der Slowaken. Die Kroaten im Komitat Branau machten 2001 insgesamt 28,3 % ihrer Gemeinschaft aus, 2011 jedoch nurmehr 26,8 %. Das Gleiche kann man über die Rumänen im Komitat Békés sagen (2001 lebten 36 % in diesem Komitat, 2011 aber nurmehr 17,5 %), in ihrem Fall führte aber in erster Linie nicht die Binnenwanderung zu einem derart großen Rückgang des Anteils der in den traditionellen Siedlungsgebieten Lebenden, sondern die anhaltende Zuwanderung von im Ausland Geborenen, die bereits 2001 insgesamt 49 % jener ausmachten, die eine Bindung zum rumänischen Ethnikum angaben und die in erster Linie in Mittelungarn erfasst worden waren.

WIRTSCHAFTLICHE AKTIVITÄT

Zwischen den beiden Volkszählungen nahm der Anteil der wirtschaftlich aktiven Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung zu (von 40,3 % auf 45,4 %). In der Zwischenzeit wurde sowohl der Anteil der Beschäftigten (von 36,2 % auf 39,7 %) als auch der Arbeitslosen (von 4,1 % auf 5,7 %) an der Gesamtbevölkerung größer. Die Gegenseite zu dieser Veränderung verteilt sich im Großen und Ganzen gleich unter den Inaktiven zwischen den inaktiv Verdienenden (von 32,4 % auf 29,7 %) und den Unterhaltsberechtigten/Abhängigen (von 27,3 % auf 24,9 %).

	Roma			Kroaten			Deutsche			Rumänen			Serben			Slowaken		
Komitate	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%	2001	2011	%
Bács-Kiskun	6.763	11.327	167	3.215	3.502	109	7.781	12.341	159	350	1.797	513	795	943	119	1.663	2.018	121
Baranya	10.623	17.585	166	7.294	7.185	99	22.720	25.777	113	341	600	176	703	794	113	150	182	121
Békés	5.578	9.541	171	70	51	73	2.205	3.344	152	5.325	6.240	117	582	489	84	10.259	8.877	87
Borsod-AZ	46.635	58.376	125	41	48	117	2.198	4.210	192	271	652	241	45	102	227	2.250	2.306	102
Budapest	14.019	20.151	144	1.525	2.186	143	18.097	28.818	159	2.637	8.480	322	1.851	2.552	138	4.929	3.257	66
Csongrád	3.149	5.006	159	262	358	137	1.502	2.556	170	891	2.022	227	1.177	2.041	173	819	673	82
Fejér	4.317	6.497	150	157	353	225	5.103	7.252	142	350	974	278	156	325	208	278	329	118
Győr-MS	1.669	3.511	210	3.481	3.028	87	5.519	12.203	221	253	923	365	79	173	219	195	1.802	924
Hajdú-Bihar	11.742	18.546	158	36	34	94	902	2.398	266	977	2.592	265	47	132	281	129	182	141
Heves	12.629	19.467	154	24	41	171	658	1.576	240	244	634	260	30	39	130	720	558	78
Jász-NSz	12.305	19.089	155	30	32	107	631	1.609	255	225	620	276	42	68	162	135	144	107
Kom-Eszt.	2.670	4.371	164	76	109	143	9.336	10.930	117	284	803	283	79	104	132	5.100	3.537	69
Nógrád	9.950	15.489	156	17	20	118	1.200	1.384	115	115	269	234	13	14	108	3.485	2.860	82
Pest	12.465	20.719	166	721	980	136	18.041	30.176	167	1.165	5.649	485	1.306	1.620	124	8.331	7.463	90
Somogy	10.360	16.794	162	1.504	1.547	103	2.112	5.301	251	191	431	226	104	140	135	74	148	200
Szab.-SzB.	26.628	44.738	168	16	24	150	1.049	2.797	267	237	1.219	514	23	47	204	336	297	88
Tolna	5.440	9.072	167	170	178	105	11.552	11.983	104	253	424	168	164	172	105	143	119	83
Vas	1.577	2.685	170	3.124	3.197	102	2.387	5.428	227	155	336	217	48	53	110	64	103	161
Veszprém	2.423	5.336	220	131	131	100	6.102	11.176	183	367	610	166	67	136	203	156	279	179
Zala	4.778	7.283	152	3.836	3.770	98	1.249	4.437	355	150	366	244	39	94	241	50	74	148
Insgesamt	205.720	315.583	153	25.730	26.774	104	120.344	185.696	154	14.781	35.641	241	7.350	10.038	137	39.266	35.208	90

Tabelle 2: Zahl der mit der jeweiligen Minderheit Verbundenen nach Komitaten in den Jahren 2001 und 2011

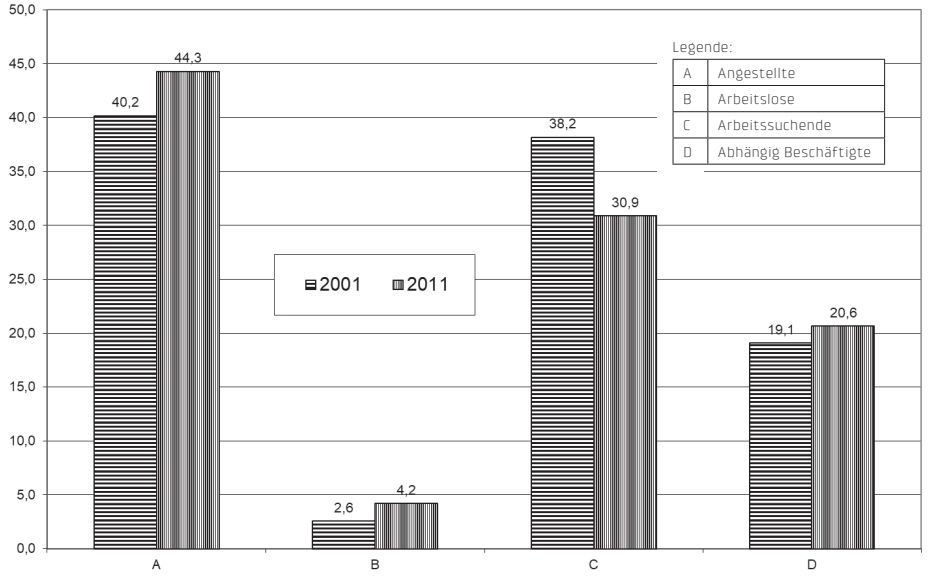


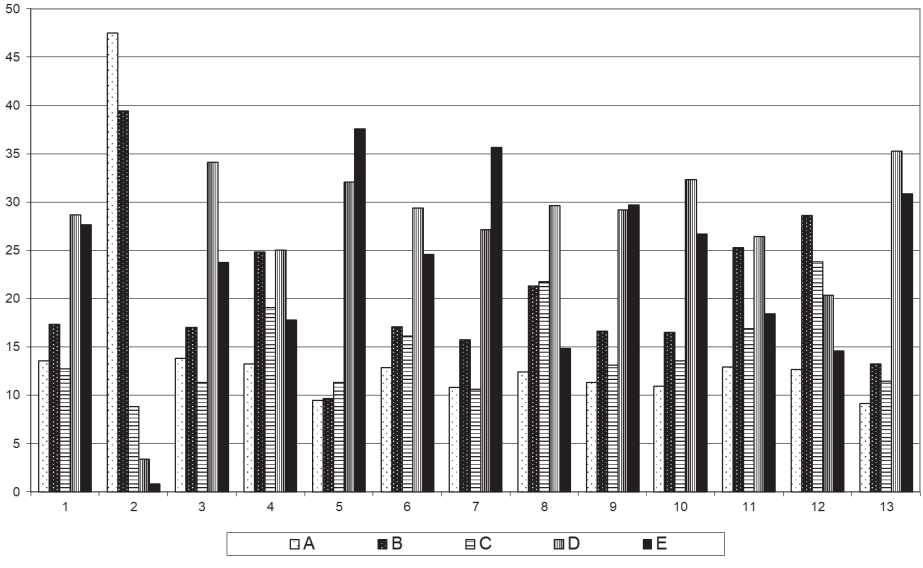
Abbildung 2: Verteilung der sich mit der deutschen Minderheit verbunden Fühlenden nach ihrer wirtschaftlichen Aktivität in den Jahren 2001 und 2011

Bei den Deutschen waren die Indikatoren der wirtschaftlichen Aktivität bereits 2001 günstiger als der ungarische Durchschnitt und blieben dies auch bis 2011. Der Anteil der Beschäftigten stieg bei den Deutschen von 40,2 % (48.337 Personen) auf 44,3 % (82.232 Personen), während der Landesdurchschnitt 36,2 % bzw. 39,7 % betrug. Obwohl sich die Zahl der Arbeitslosen während der beiden Volkszählungen verdoppelte (von 3.107 auf 7.779), blieb ihr Anteil innerhalb der deutschen Gemeinschaft (2001: 2,6 %, 2011: 4,2 %) dennoch etwas unter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung Ungarns (2001: 4,1 %, 2011: 5,7 %). Der über dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung liegende Anteil der inaktiv Verdienenden (in erster Linie Rentner) ist auf das hohe Durchschnittsalter der Deutschen zurückzuführen (2001: 38,2 % im Vergleich zu 32,4 % im Landesmittel, 2011: 30,9 % im Vergleich zu 29,7 % landesweit), ebenso wie der unter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung liegende Anteil der Abhängigen (in erster Linie Kinder), der 2001 bei 19,1 % lag (im Vergleich zu landesweit 27,3 %) und 2011 bei 20,6 % (im Vergleich zu 24,9 % landesweit)

BILDUNGSSTAND

Hinsichtlich ihres Schulabschlusses liegen die Indikatoren aller genannten Minderheiten, mit Ausnahme der Roma, über dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung Ungarns. Einerseits liegt der Anteil derer, die nicht acht Schulklassen absolviert haben, niedriger, während die Zahl der Schüler mit Abitur – und mit einigen Ausnahmen auch mit einem Hochschulabschluss – höher liegt.

Bei den Deutschen ist der Anteil der Abiturienten überdurchschnittlich hoch. Während 2011 bei den sich zu den Ungarn zugehörig Empfindenden im Alter ab 15 Jahren und älter 5 % über keine abgeschlossenen acht Volksschulklassen verfügten,



Legende:

1	Bulgaren
2	Roma
3	Griechen
4	Kroaten
5	Polen

6	Deutsche
7	Armenier
8	Rumänen
9	Russinen
10	Serben

11	Slowaken
12	Slowenen
13	Ukrainer
A	weniger als acht Klassen

B	acht Klassen
C	ohne Abitur
D	mit Abschluss der Sekundarstufe
E	höherer Abschluss

Abbildung 3: Verteilung der Minderheitenangehörigen nach ihrem höchsten Schulabschluss in den Jahren 2001 und 2011

betrug dieser Anteil bei denjenigen, die sich der deutschen Minderheit verbunden fühlten, nur 3,4 % – und davon waren 89 % schon 69 Jahre alt und älter.

Die Volksschule stellt für 27 % der sich den Ungarn zugehörig Fühlenden den höchsten Schulabschluss dar, während diese Ziffer bei den sich zu den Deutschen zugehörig Fühlenden nur bei 18,6 % liegt. Personen ohne Abitur, die nur über einen Mittelschulabschluss oder ein Berufsdiplom verfügen, stellen ebenfalls unter den sich den Ungarn Zugehörigen einen höheren Anteil dar – 21 % gegenüber den 17,9 % der Deutschen. Bis zum Abitur gelangen die Deutschen in einem etwas höheren Maße (32,7 % gegenüber 29,9 % der Ungarn), ein deutlicher Kontrast zeigt sich jedoch im hohen Anteil der über einen Hochschulabschluss Verfügenden unter denen, die sich mit den Deutschen verbunden fühlen (27,4 % gegenüber 17,1 % der Ungarn). 2011 verfügten von den sich den Deutschen zugehörig Empfindenden im Alter zwischen 25 und 29 Jahren insgesamt 42,9 % über ein Universitäts- oder ein Hochschuldiplom.

Diese Zahlen können erst dann wirklich bewertet werden, wenn wir wissen, dass zugleich unter den 15-Jährigen und Älteren, die sich den Roma zugehörig fühlen, beinahe ein Viertel die Volksschule nicht beendet hat und nur 1,2 % von ihnen über einen Hochschulabschluss verfügten.

DIE FAKTOREN DER REVITALISIERUNG AM BEISPIEL DER DEUTSCHEN[3]

Unter dem Gesichtspunkt der ethnodemografischen Statistik können drei Faktoren die Veränderung der Zahl der zu einer Identitätskategorie gehörenden Population beeinflussen: die Differenz zwischen Geburten und Todesfällen, die Differenz zwischen Ab- und Zuwanderung sowie die Differenz zwischen der Zahl der Assimilierten und der Dissimilierten.

In Ungarn unterscheidet sich die Zahl der lebendgeborenen Kinder von Frauen ab dem Alter von 15 Jahren und älter, die sich einer Minderheit verbunden fühlen (mit der Ausnahme der Roma), nur unbedeutend und erreicht nicht einmal die natürliche Reproduktionsrate. Im Fall der Deutschen entfielen 2001 auf 100 Frauen 150 Kinder, 2011 waren es 138 (der Landesdurchschnitt lag bei 153 bzw. 150 Kindern). Trotzdem stellten die Kinder (0–14 Jahre) 2001 insgesamt 8,5 % der sich den Deutschen zugehörig Fühlenden, und 2011 machten sie 10,1 % aus, was zwar eine leichte Verbesserung in der Alterspyramide der Deutschen zeigte, doch keiner der Werte erreicht auch nur den landesweiten Durchschnitt (16,6 % bzw. 14,6 %).

Im Zeitraum zwischen den beiden letzten Volkszählungen stieg die Zahl der im Ausland Geborenen, die sich der deutschen Minderheit zugehörig fühlen, von 9.756 auf 17.500 (179,4 %); dementsprechend lag ihr Anteil an den Ungarndeutschen im Vergleich zu 2001 (8,1 %) im Jahr 2011 schon bei 9,4 %. Das bedeutet, dass der Überschuss von 7.744 Personen unter den im Ausland Geborenen zum Anstieg der Zahl der Deutschen mit 11,8 % beitragen konnte.

Nach diesen Feststellungen kann die Annahme formuliert werden, dass zwischen den beiden Volkszählungen der Anstieg der Zahl derer, die sich der ungarndeutschen Minderheit zugehörig fühlen, zu etwa 85–90 % der Dissimilation entspringt. Im Rahmen dieser Analyse betrachten wir jene, die sich im Rahmen der Volkszählung von 2011 als mit der deutschen Minderheit verbunden deklariert haben, sich bei der Volkszählung von 2001 aber im Zusammenhang mit keiner einzigen Frage der Volkszählung als zu den Deutschen gehörend angesehen hatten.

Da in Ungarn die Volkszählung anonym erfolgt, ist es nicht möglich, die Antworten einer konkreten Person bei den Volkszählungen von 2001 und 2011 miteinander zu verknüpfen. Aus diesem Grunde haben wir zur Feststellung des Umfangs der Dissimilation folgende Methode angewandt: Wir haben im Fall der beiden Volkszählungen die Antworten jener Personen besonders berücksichtigt, die seit ihrer Geburt unter der identischen Adresse gewohnt haben. Wir haben gezählt, wie viele von ihnen im Jahr 2001 und wie viele von ihnen im Jahr 2011 über sich selbst gesagt haben, sie fühlten sich der deutschen Minderheit verbunden. Wenn in dem jeweiligen Jahrgang deren Zahl im Jahr 2011 höher war als 2001, dann kann dieser Unterschied nur der Dissimilation entspringen.

2001 erfasste man 19.351 Personen mit einer deutschen Bindung, die seit ihrer Geburt unter der gleichen Adresse lebten. Sie stellten 16,1 % der Gesamtanzahl derer dar, die eine Bindung zu den Deutschen angaben. Bis 2011 war die Zahl der nicht Umgezogenen, die eine deutsche Bindung angaben, auf 33.108 Personen gestiegen, so dass sie zu diesem Zeitpunkt schon 17,8 % aller Deutschen ausmachten. Die Zahl der vor 1945 Geborenen nahm aufgrund ihres Alters in dem Jahrzehnt zwischen den

3 Zu den sich hierauf beziehenden Forschungsergebnissen vgl. ausführlich Ágnes Tóth, János Vékás: A magyarországi németek disszimilációjának területi jellemzői [Die territorialen Charakteristika der Dissimilation der Ungarndeutschen]. In: Demográfia [Demografie] 59 (2016) H. 1, S. 89–119.

Altersgruppe (Jahre)	2001	2011	Veränderung 2011/2001 (Prozent)	Unterschied
	Volkszählung des Jahres (Personen)			
0–4		3.962		
5–9		3.756		
10–14	901	3.093	343,3	2.192
15–19	1.727	3.642	210,9	1.915
20–24	2.363	3.743	158,4	1.380
25–29	2.280	3.064	134,4	784
30–34	2.060	1.978	96,0	–82
35–39	1.445	1.606	111,1	161
40–44	839	1.189	141,7	350
45–49	687	1.010	147,0	323
50–54	777	1.103	142,0	326
55–59	940	1.168	124,3	228
60–64	855	922	107,8	67
65–69	688	718	104,4	30
70–74	774	693	89,5	–81
75–79	768	614	79,9	–154
80–84	857	514	60,0	–343
85 und älter	1.390	333	24,0	–1.057
Insgesamt	19.351	33.108		7.756

Tabelle 3: Zahl der 2011 ihre Verbundenheit mit den Deutschen Angebenden je nach Altersgruppe entsprechend der Volkszählung der Jahre 2001 bzw. 2011

beiden Volkszählungen um 1.765 Personen ab, jedoch nahm jeder Jahrgang der Jüngeren zu, insgesamt um 7.285 Personen. Diese letztere Zahl stellt die minimale Zahl der Dissimilierten dar. Wir betrachten diese Zahl aus dem Grund als ein Minimum, denn auch innerhalb dieser Altersklassen gab es Verstorbene, es gab Abwanderung und Assimilation, doch ihr Fehlen wurde durch weitere Dissimilierte ersetzt. Über diese Prozesse der Bevölkerungsbewegung existiert jedoch keine auch ethnische Elemente beinhaltende Statistik.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Mit dieser Methode kann festgestellt werden, dass im Fall der unter der gleichen Adresse Lebenden mit einer Bindung an die deutsche Minderheit 40,1 % des Zuwachses ihrer Anzahl nachweislich und weitere etwa 40 % – in Ermangelung anderer Faktoren – der Dissimilation entspringen.

Das Ausmaß und die Gründe für die Dissimilation sind je nach Mikroregion beziehungsweise je nach Siedlung sehr unterschiedlich.

Da die Gesellschaftsstatistik sich nicht zur Feststellung von Ursache-Wirkung-Zusammenhängen eignet, können wir an dieser Stelle nur auf die Erscheinung und deren Größenordnung aufmerksam machen. Zur Feststellung der verschiedenen Ursachen und deren Ausmaß müssten weitere Forschungen vor Ort durchgeführt

werden, in deren Rahmen die Wirkung der gesellschaftshistorischen Ereignisse, der Tätigkeit der zivilen Organisationen und der deutschen Minderheitenselbstverwaltungen, die Wirkungen der lokalen Institutionen, der Ergebnisse der Gebietsentwicklung sowie weitere zahlreiche Faktoren der Dissimilation in den Blick genommen werden müssten.

Übersetzt von Gábor Kerekes

ÁGNES TÓTH ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin des Forschungszentrums für Sozialwissenschaften in Budapest. Sie studierte an der József-Attila-Universität in Szegedin (ung. Szeged). Anschließend war sie als Bibliothekarin, dann als Archivarin und schließlich Direktorin des Komitatsarchivs Bács-Kiskun mit Sitz in Kecskemét tätig. Sie leitete den Lehrstuhl für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Universität Fünfkirchen (ung. Pécs). In ihren zahlreichen Publikationen befasst sie sich mit der Lage nationaler Minderheiten in Ungarn seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, insbesondere mit der Geschichte und den Zwangsmigrationen der Ungarndeutschen.
E-Mail: toth.agnes@tk.mta.hu

JÁNOS VÉKÁS ist Sozialwissenschaftler in Neusatz (srb. Novi Sad). Er studierte an der Geisteswissenschaftlichen und der Juristischen Fakultät der Universität Neusatz und war lange Jahre als Rundfunkjournalist tätig, ehe er bis zu seiner Pensionierung Mitarbeiter des Instituts für Minderhietenforschung in Budapest wurde. Er lebt und arbeitet in Novi Sad.
E-Mail: vekas53@gmail.com

Nationalities in Hungary, 2001–2011. Ethnodemographic Processes in the Light of Census Data
(Abstract)

This article investigates recent ethnodemographic processes in Hungary based on the census data from 2001 and 2011. The statistics inserted into the study provide the figures for the 13 officially recognized national and ethnic minorities in Hungary (Bulgarians, Roma, Greeks, Croatians, Poles, Germans, Armenians, Romanians, Rusyns, Serbs, Slovenes, Ukrainians) and their numerical development at the national level and in the various counties. The authors also demonstrate the economic activities and the level of education of the various groups, focusing on the German minority group, which grew by 154 per cent from 2001 to 2011. They try to explain the reasons for this development, one of them being the citizens' subjective choice of belonging to one or another minority group.

Institutionen

Die Sprachlernwerkstatt in Baja

Ein innovativer Lernort der Pädagoginnen- und Pädagogenausbildung

Von Monika Jäger-Manz, Institut für Nationalitäten- und Fremdsprachen
der József-Eötvös-Hochschule Baja

DIE »INITIATIVE SPRACHLERNWERKSTATT DEUTSCH« IN BAJA

Die auf reformpädagogischen Ansichten basierende Lernwerkstatt-Bewegung entwickelte sich nach 1980 in Deutschland und Österreich rasant. Anfang der 1990er-Jahre erreichte die Zahl der Lernwerkstätten schon 140. Die meisten Lernwerkstätten wurden in Grundschulen aufgebaut, aber es gab damals schon etwa 35 Einrichtungen an Hochschulen und Universitäten, wie zum Beispiel an der TU Berlin seit 1981, an der Universität in Kassel seit 1983, in Karlsruhe seit 1985 oder die Didaktische Werkstatt Sachunterricht an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg seit 1989.[1]

Die Idee, eine Lernwerkstatt in Frankenstadt (ung. Baja) an der József-Eötvös-Hochschule (ung. Eötvös József Főiskola) zu gründen, entstand als freie Initiative junger, neue Wege suchender Dozentinnen der Hochschule mit dem »Erkennen der Notwendigkeit einer neuen Art von Pädagogenausbildung«.[2] Das Ziel war, einen Ort zur innovativen Pädagogik mit Schwerpunkt »Sprachlernwerkstatt – Deutsche Sprache« ins Leben zu rufen. Die fachliche Hilfe zur Errichtung der Sprachlernwerkstatt erfolgte durch engagierte deutsche Lektoren und Gastlehrer aus Niedersachsen. Die finanzielle Unterstützung konnte durch Drittmittel gesichert werden, wobei als bedeutendster Sponsor das Niedersächsische Kultusministerium fungierte. Zur feierlichen Übergabe kam es am 30. September 1997. Die innovative Einrichtung befindet sich im Gebäude C, in den Räumen 56 (großer Seminarraum) und 57 (eingerichtete Küche und Materialraum zum handlungsorientierten Lernen) der József-Eötvös-Hochschule zu Baja.

1 Karin Ernst, Hartmut Wedekind: Lernwerkstätten. Eine Übersicht. In: dies. (Hgg.): Lernwerkstätten in der Bundesrepublik Deutschland und Österreich. Eine Dokumentation. Arbeitskreis Grundschule. Frankfurt am Main 1993, S. 9–33, hier: S. 13f.

2 Monika Jäger-Manz: Die »Lernwerkstatt Baja« im Dienste der Deutschpädagogen. In: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (Hg.): Deutsch revital. Pädagogische Zeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen 1 (2004), S. 80–82, hier: S. 80.

Der Start des Unterrichts mit den nötigen Fachbüchern und Materialien aus Deutschland konnte im Rahmen des Lernwerkstatt-Vereins verwirklicht werden. Obwohl sich die Räumlichkeiten und die Ausstattung nach mehrmaligem Umzug der Lernwerkstatt ständig ändern, bleibt das ursprünglich entwickelte Konzept auch nach so vielen Jahren konstant.

DIE LERNWERKSTATT BEI DER AUSBILDUNG VON PÄDAGOGINNEN UND PÄDAGOGEN MIT DEUTSCHEN NATIONALITÄTENFACHRICHTUNGEN FÜR DEN KINDERGARTEN UND FÜR DIE KLASSEN 1 BIS 6

»Im Mittelpunkt des Konzepts dieser – in Ungarn noch einzigartigen – Einrichtung stehen die deutsche Sprache sowie die Theorie und Praxis der Deutschförderung mit neuen, offenen Methoden.«[3] Das Konzept der Sprachlernwerkstatt baut in der Ausbildung Brücken zwischen Theorie und Praxis, wobei wissenschaftliches Wissen mit praktischem Handeln verknüpft erscheinen. Bei der offenen Arbeit an relevanten Themen existieren in den Seminaren beide Faktoren aufeinander bezogen.

In der Lernwerkstatt-Arbeit werden allgemeine didaktisch-methodische Themen wie Lernmotivation, -formen oder kindgemäße Methoden der Deutschförderung behandelt und ausprobiert. Das Konzept unterstützt die Studentinnen und Studenten darin,

- ihren eigenen Lern- und später ihren Förderungsprozess zu beobachten, dazu kritisch Fragen zu entwickeln,
- die eigenen Sprachmodellfunktionen und Sprachförderungskompetenzen bewusst zu erleben,
- eine aktive Auseinandersetzung mit den Lernformen, Förderungsinhalten und -prozessen der Deutschförderung zu erfahren,
- nach der Analyse beim Reflektieren auch Fehler in der Planung zuzulassen und zu erkennen sowie mögliche Alternativen zu entwickeln und zu erproben.

Von Beginn ihres Studiums an werden Studentinnen und Studenten aktive Mitgestalter ihrer pädagogischen Ausbildung, haben die Möglichkeit, nach einer theoretischen Einführung im Rahmen eines selbstgesteuerten Lernprozesses zuerst einfache, dann immer komplexere didaktisch-methodische Lernsituationen zu planen, zu reflektieren und auszuwerten. Friedrich Gervé stellt fest: »Eine solche Idee eines offeneren Lernens, das von den Lernenden […] getragen und von Lehrenden vorbereitet und begleitet wird, ist die Freie Arbeit.«[4]

In der Lernwerkstatt werden Seminare angeboten zu den Bereichen der Didaktik und Methodik der Deutschförderung, zur deutschsprachigen Kinderliteratur sowie zur pädagogischen Fachsprache der auf Deutsch geführten Bildungsbereiche in Kindergärten und Schulen wie unter anderem Bewegungserziehung, visuelle oder musikalische und rhythmische Erziehung. Die Ausbildung der Nationalitäten-Pädagogen muss also neben den didaktisch-methodischen Schwerpunkten auch auf die Befähigung der

3 Monika Jäger-Manz: Deutsch-ungarische Zweisprachigkeit an Bildungseinrichtungen Ungarns. In: Anemone Geiger-Jaillet (Hg.): Lehren und Lernen in deutschsprachigen Grenzregionen. Mehrsprachigkeit in Europa. Bern ²2010, S. 183–194, hier: S. 192.

4 Friedrich Gervé: Freie Arbeit. Grundkurs für die Aus- und Fortbildung. Weinheim, Basel 1998, S. 5.

Studentinnen und Studenten zur einsprachig deutschen Kommunikation der Erziehung und des Unterrichts großen Wert legen.

Durch die aktive Mitarbeit in der als »vorbereitete Lernumgebung«[5] bezeichneten Einrichtung erfahren Studentinnen und Studenten selbst ihre eigenen, individuellen Lernwege und sind nach einer Zeit in der Lage, altersgemäße Aktivitäten und motivierende Lernsituationen für die Kinder zu planen und zu verwirklichen. Sie übernehmen Verantwortung für ihre Lernprozesse und erleben dabei die Veränderung des Rollenverständnisses der Pädagogen. Hofer formuliert diesen Rollenwechsel wie folgt:

> Die Lehrenden weichen von ihrer üblichen Vortragendenrolle ab, erheben sich als Lernbegleitende. Lernende, die sich gegenseitig helfen, werden zu Lehrenden. So wird didaktische Kompetenz im Sinne einer Schlüsselqualifikation gefördert.[6]

Daraus ergibt sich auch, dass im Rahmen des offenen Unterrichts, mit dem Einsatz der Methoden der Stationen-, Projekt- und Werkstattarbeit die Individualisierung des Lernens ermöglicht wird: Studentinnen und Studenten werden auf leistungsdifferenzierte Strategien vorbereitet, mit deren Hilfe sie selbstständige Mitarbeit bei den Kindern erzielen können.

Die offene Arbeit mit Studentinnen und Studenten in der Lernwerkstatt bietet – nach Rückmeldungen der Dozentinnen und Dozenten der ungarischsprachigen Ausbildung, aber auch nach Meinungen der Praxisstellen – vielfältige Potenziale und Herausforderungen, wobei sie bei der Professionalisierung zukünftiger Pädagoginnen und Pädagogen einen wichtigen Beitrag leistet.

Die Gliederung des in der Lernwerkstatt vorhandenen Materials erfolgt durch Markierungen, um die Orientierung und die selbstständige Arbeit an dem gewählten Thema besser unterstützen zu können. Die fünf Bereiche, in denen die Interessenten in der Deutschlernwerkstatt Baja Informationen sammeln und ihr Studium, auch ihre pädagogischen Kompetenzen, bereichern können, sind die folgenden: Fachliteratur zur Grundschul- und Elementarpädagogik sowie zur Didaktik und Methodik der Deutschförderung und des Deutschunterrichts (DaZ/DaF), außerdem Literatur zu Themen der Zwei-/Mehrsprachigkeit allgemein und im Kindesalter, Deutsche Sprache (Kommunikation und Grammatik), Deutsche Kinderliteratur (Reime, Märchen, Geschichten, Kinderbücher), Ordner, Kopiervorlagen und Sachbücher zum Sachunterricht sowie Fachliteratur und methodische Hilfestellungen zu den Bereichen Literatur, Geschichte und Volkskunde der deutschen Nationalität in Ungarn. Studentinnen und Studenten erleben selbst offene Lernsituationen zur altersgemäßen Bearbeitung von ungarndeutschen volkskundlichen oder literarischen Themen. Sie erleben, erfahren und erproben Arbeitsvorgänge, die in der eigenen Praxis eingesetzt werden können.

Das Erleben der offenen Lernformen spornt einige anspruchsvolle und Herausforderung wahrnehmende Studentinnen und Studenten zur wissenschaftlichen Arbeit in diesem in Ungarn noch unerforschtem Bereich an. Durch das Studieren der vorhandenen Fachliteratur sowie durch Praxiserfahrungen sind in den letzten Jahren wertvolle Diplomarbeiten entstanden.

---

5 Nach Maria Montessori.

6 Christian Hofer: Lernen und Didaktik. Skizze eines konstruktivistischen Sprachenlernens. In: Barbara Schröttner, Christian Hofer (Hgg.): Looking at Learning. Blicke auf das Lernen. Hochschule. Sprache. Ort. Münster u. a. 2011, S. 113–125, hier: S. 121.

Stationenarbeit in der Lernwerkstatt Baja.
© Monika Jäger-Manz

FORTBILDUNGEN IN DER SPRACHLERNWERKSTATT BAJA

Die Lernwerkstatt an der József-Eötvös-Hochschule bot über 15 Jahre lang regelmäßig didaktisch-methodische Fortbildungen für Pädagoginnen und Pädagogen der deutschen Bildungseinrichtungen in Baja an. Auch landesweit und international wurden Fortbildungsveranstaltungen für ungarische und grenzüberschreitend für die im Donaudreieck lebenden kroatischen, serbischen und rumänischen Deutschpädagoginnen und -pädagogen organisiert. Bis heute finden Fortbildungen innerhalb der Sommerakademie für Deutschpädagogen an der Hochschule statt. Außerdem wurden lange Jahre im Rahmen des Goethe-Instituts Budapest ein- bis zweiwöchige Sommerkurse und 20-stündige Fortbildungen zur Organisation des Bildungsamtes veranstaltet. Diese fachlichen Programme setzen sich dreierlei Ziele: erstens das Sich-vertraut-machen der Pädagoginnen und Pädagogen mit den offenen, praxisorientierten Methoden der Deutschförderung und des Deutschunterrichts, zweitens die Hilfestellung bei der Vermittlung von Kinderliteratur und Volkskunde der Ungarndeutschen an Kindergärten und Schulen und drittens das Erstellen von Materialien für kindgemäße Themenbearbeitungen zur deutschsprachigen Kindererziehung und zum Deutschunterricht.

Die Sprachlernwerkstatt Baja erwies sich als eine zukunftsorientierte Innovation, deren Verbreitung sowohl an Bildungseinrichtungen wie Kindergärten und Schulen als auch an Hochschulen und Universitäten der Pädagoginnen- und Pädagogenausbildung die engagierte Arbeit der Kolleginnen und Kollegen voraussetzt.

MONIKA JÄGER-MANZ studierte Germanistik an den Universitäten Fünfkirchen (ung. Pécs) und Szegedin (ung. Szeged). Sie war zunächst als Gymnasiallehrerin tätig; seit 1994 wirkt sie als Dozentin an der Eötvös-József-Hochschule in Frankenstadt (ung. Baja), wo sie für die Ausbildung deutschsprachiger Kindergartenpädagoginnen und -pädagogen zuständig ist. Sie ist Gründerin der ersten Deutsch-Lernwerkstatt Ungarns in Baja und Mitstreiterin der Lernwerkstatt-Methode. Ihre Forschungsgebiete sind frühe Mehrsprachigkeit sowie Modelle und Methoden der deutschsprachigen Kindererziehung in Ungarn. Im Jahre 2006 erwarb sie ihre Promotion mit der Arbeit *Primäre sprachliche Sozialisation und Sprachgebrauch mehrsprachiger Kinder ungarndeutscher Herkunft in Südungarn. Eine empirische soziolinguistische Erhebung zur Mehrsprachigkeit der deutschen Minderheit im frühen Kindesalter.* Sie verfasste das erste bilinguale Kindergarten-Erziehungsprogramm mit Deutsch im serbischen Subotica (ung. Szabadka) und zahlreiche Untersuchungen zu Fragen der Mehrsprachigkeit.
E-Mail: monika.jager-manz@hotmail.com

Bildungswesen der Ungarndeutschen

Von Márta Müller, Eötvös-Loránd-Universität (ELTE), Budapest

RECHTLICHER HINTERGRUND

Das Bildungswesen der Nationalitäten in Ungarn (inklusive das der Deutschen) ist ein Teil des öffentlichen Bildungswesens Ungarns; seine rechtliche Grundlage bilden das Minderheitengesetz (Nr. CLXXIX, 2011 – im Folgenden: Mhg.)[1] und das Bildungsgesetz (Nr. CXC, 2011 – im Folgenden: Bg.)[2].

Das Minderheitengesetz regelt Rechte und Pflichten des ungarischen Staates, der Körperschaften und Angehörigen der Nationalitäten unter anderem im Hinblick auf die Nationalitätenselbstverwaltungen, auf ihre kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen und Vereine, Medien und ihre öffentlichen Bildungseinrichtungen (vgl. § 1 und 2 Mhg.). Die Erziehung und das Unterrichtswesen wird in § 19, Abs. (b) für alle historischen Nationalitäten Ungarns auf allen Ebenen des Bildungswesens gewährleistet.[3] Die Mehrkosten, die durch die öffentliche Bildung der Nationalitäten entstehen (vgl. teurere Lehrwerke, zusätzliche Unterrichtsmaterialien und Lehrkräfte), trägt der ungarische Staat (und nicht etwa die Eltern der Nationalitätenschüler; Kap. V, § 22). An selber Stelle des Mhg. werden die gesetzlich möglichen Formen des Nationalitäten-Bildungswesens bestimmt: Angehörige einer Nationalität dürfen an a) muttersprachlicher, b) zweisprachiger oder c) sprachunterrichtender öffentlicher Bildung teilnehmen.

Das Bg. macht jene Bildungsrechte, die in ihren Grundzügen bereits im Mhg. verankert sind, wirksamer geltend. Über die bereits erwähnten Aspekte hinaus wird in § 51 Abs. (6) Bg. darauf hingewiesen, dass Schüler mit Nationalitätenhintergrund bei der Aufnahme oder Übernahme in eine Nationalitätenschule unter denselben

1 Mhg. = Minderheitengesetz. Gesetz über die Rechte der Nationalitäten [Törvény a nemzetiségek jogairól] (Nr. CLXXIX/2011). In: Magyar Közlöny [Ungarisches Mitteilungsblatt] 2011/154 (19. Dez.), S. 37866–37950.

2 Bg. = Bildungsgesetz. Gesetz über die nationale Bildung [Törvény a nemzeti köznevelésről] (Nr. CXC/2011), <https://net.jogtar.hu/jogszabaly?docid=a1100190.tv>, 17.11.2019.

3 »Die Nationalitätengemeinschaften haben das Recht […] auf eine Kindergartenerziehung der zur Nationalität angehörenden Kinder, auf ihre Grundschulerziehung und Schulung, ihre Verpflegung in Nationalitätenschulheimen, ihre Erziehung und Bildung in Gymnasien, Fachmittelschulen und auf ihre Ausbildung in Fachschulen, auf ein Hochschulstudium […]« (vgl. § 16 [1] Mhg.).

Umständen gegenüber Schülern ohne Nationalitätenhintergrund bevorzugt werden sollen. Durch diese positive Vorteilsgewährung erfahren die Nationalitätenangehörigen affirmative Unterstützung und Schutz.

Im Folgenden werden die Entwicklungstendenzen der letzten Jahre hinsichtlich der einzelnen Ebenen des ungarndeutschen Bildungswesens vorgestellt.

ERZIEHUNG IM KINDERGARTEN

Beantragen in einer Ortschaft die Eltern von mindestens acht der gleichen Nationalität angehörenden Kindern beziehungsweise Jugendlichen (des gleichen Alters) eine minderheitenspezifische Bildung, muss für die Betroffenen die beantragte Bildungsform (Nationalitätenkindergartengruppe, -schulklasse oder zumindest -schulgruppe) durch die Träger der jeweiligen Bildungseinrichtung[4] organisiert werden (§ 22, Abs. [5] Mhg.).

Durch die Erziehung und die Beschäftigungen an den ungarndeutschen Nationalitätenkindergärten wird für die Kinder ein deutschsprachiges (resp. zweisprachiges) Milieu geschaffen, in dem die Kinder auf den Unterricht an einer Nationalitätengrundschule vorbereitet werden. Die Erziehung in einem Nationalitätenkindergarten muss entweder vollständig auf Deutsch oder ausgeglichen zweisprachig (deutsch-ungarisch) vonstattengehen (vgl. § 4, Abs. [3] der Richtlinien des Ministeriums für Humanressourcen über die Nationalitätenkindergartenerziehung und den Nationalitätenschulunterricht aus dem Jahre 2013, 17/2013 [III. 1.]). Die Kindergartengruppen werden entweder von zwei Pädagoginnen betreut, die selbst zweisprachig sind (mit entsprechender minderheitenspezifischer Qualifikation), oder von Pädagoginnen, von denen eine (nach der Methode »eine Person – eine Sprache«) mit den Kindern nur auf Ungarisch, die andere nur auf Deutsch spricht.

Die deutschsprachige Erziehung wird einerseits durch gesteuerte Beschäftigungen, andererseits durch Sprechanlässe im Laufe des Tages verwirklicht: bei der Begrüßung/Verabschiedung der Kinder, durch Instruktionen bei einzelnen Tätigkeiten (am Tisch, in der Garderobe, im Hof usw.), während der Spielzeit (während des Freispiels und des angeleiteten Spiels), im Stuhlkreis, bei Bastelarbeiten, in Form von deutschsprachigen Schlafliedern sogar in der Ruhezeit. Durch die Ausstattung der Nationalitätenkindergärten (Sprach- und Märchenecken, Sprachecken mit deutschsprachigen Büchern und CDs, Landkarte) ist die deutsche Sprache noch vor der Alphabetisierung der Kinder in ihrer (Lern-)Umgebung allgegenwärtig. Die deutsche Sprache umgibt die Kinder auch außerhalb des Kindergartens: im Sommercamp, in der »Waldschule«, während der Ausflüge, auf Spaziergängen und bei Besuchen in der örtlichen Bibliothek oder im Heimatmuseum.[5]

4 Zurzeit werden die Bildungseinrichtungen der Ungarndeutschen entweder vom ungarischen Staat oder von der lokalen Nationalitätenselbstverwaltung bzw. der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen getragen.

5 Zu weiteren Aspekten der Konzeption von deutschen Nationalitätenkindergärten vgl. Marianne Bauer, Marlene Preims, Gábor Frank, Ágnes Szauer: Ungarndeutsche Kindergärten zeigen Profil. Unsere kindergarteneigene Konzeption. Herausgegeben von UDPI, Autonome Region Trentino-Südtirol, Goethe Institut, 2012, <http://udpi.hu/doc/kiadvanyok/wurzeln_und_fluegel/wuf-kindergarten.pdf>, 17.11.2019; sowie: Leitsätze und mittelfristiger Entwicklungsplan für den ungarndeutschen Kindergarten (2012). Herausgegeben von UDPI, Autonome Region Trentino-Südtirol, Goethe Institut, Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, <http://udpi.hu/doc/kiadvanyok/wurzeln_und_fluegel/wuf-entwicklunsplan-kiga.pdf>, 17.11.2019.

Da in Ungarn die Kinder seit 2015 ab dem Alter von drei Jahren kindergartenpflichtig sind, ist die deutschsprachige Betreuung noch vor dem Schulantritt bereits durch die dreijährige Kindergartenerziehung gesichert. Dieser Umstand ist positiv zu bewerten, da die überwiegende Mehrheit der ungarndeutschen Familien ihre Kinder primär ungarisch sozialisiert.[6] Die frühe sekundäre sprachliche Sozialisation in den Kindergärten führt zwar nur zu einem Minimum an Deutsch – im Durchschnitt kann sich ein schulreifes Kind von sechs bis sieben Jahren in Kernsätzen, die sich auf seine Alltagsroutinen beschränken, auf Deutsch verständigen[7] –, doch wertschätzen die Eltern dies in dem Maße, dass in den letzten zehn Jahren ein Anstieg an deutschen und deutsch-ungarischen Nationalitätenkindergärten zu verzeichnen ist. Im Jahr 2019 bieten acht einsprachige (nur deutsche) und 243 zweisprachige (deutsch-ungarische) Nationalitätenkindergärten Erziehung in deutscher Sprache in Ungarn an.[8]

SCHULWESEN

An deutschen Nationalitätenschulen sollen über die Sachkenntnisse hinaus, die der Nationale Grundlehrplan (2012) für die einzelnen Bildungsebenen vorschreibt, jene spezifischen Inhalte vermittelt und Kompetenzen gefördert werden, die sich aus den historischen, sprachlichen, literarischen und kulturellen Spezifika der Deutschen in Ungarn ableiten. Träger der Schulen ist grundsätzlich und in der überwiegenden Mehrheit der Institutionen der ungarische Staat. Hiervon bilden die wenigen zweisprachigen und einsprachigen (deutschen) Gymnasien und Schulzentren der Deutschen in Ungarn eine Ausnahme, deren sächliche Umstände unmittelbar von der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen (Budapest) betreut werden, sowie zurzeit fünfzig Nationalitätengrundschulen, die in den letzten drei bis fünf Jahren in die Trägerschaft der jeweiligen lokalen deutschen Selbstverwaltungen übergegangen sind. Diejenigen Nationalitätenschulen dürfen die Trägerschaft wechseln, deren Einzugsgebiet sich auf eine Region oder auf das ganze Land erstreckt und in denen alle Schüler am Nationalitätenunterricht teilnehmen (vgl. § 25 Abs. [4] Mhg.). Hinsichtlich der Finanzierung sind derzeit die Nationalitätenschulen den kirchlichen Einrichtungen gleichgestellt; die Erfüllung der Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben wird unmittelbar durch den Staatshaushalt gesichert. Zwar ist das ungarndeutsche Schulwesen nicht exklusiv, weil es auch von Angehörigen anderer Nationalitäten oder der Mehrheitsnation wahrgenommen werden kann, doch schützt der Gesetzgeber die deutsche Nationalität in ihren Bildungsrechten auch in der Hinsicht, als dass sich an ungarndeutschen Schulen nur dann Nicht-Ungarndeutsche einschreiben können, wenn die Schule über freie Kapazitäten verfügt. Da die Zugehörigkeit zu einer Nationalität einen Teil der geschützten Persönlichkeitsrechte bildet und niemand gezwungen werden kann, sich hierüber öffentlich zu äußern, werden bei der Inskription die Eltern der Nationalitätenschüler gebeten, eine Erklärung zu unterschreiben, dass sie für ihre Kinder beabsichtigen, Nationalitätenunterricht in Anspruch zu nehmen.

6 Zum Wandel des Gebrauchs der Minderheitensprache vgl. Elisabeth Knipf-Komlósi: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Stuttgart 2011.

7 Vgl. die Grundsätze der Nationalitätenkindergartenerziehung. Beilage Nr. 3 der Richtlinien des Ministeriums für Humanressourcen über die Nationalitätenkindergartenerziehung und den Nationalitätenschulunterricht aus dem Jahre 2013, 17/2013 [III. 1.]. In: Magyar Közlöny 35/2013, S. 2907f., <http://doc.hjegy.mhk.hu/20135H20000017_3.PDF>, 17.11.2019.

8 Vgl. die Angaben des Informationssystems des ungarischen Bildungsamtes über das allgemeine Schulwesen, <https://www.oktatas.hu/kozneveles/intezmenykereso/koznevelesi_intezmenykereso>, 17.10.2019.

Nationalitätenschulen können dreierlei Formen des Minderheitenunterrichts anbieten. Im sogenannten muttersprachlichen Programm (a) werden alle Schulfächer – mit Ausnahme der ungarischen Sprache und Literatur sowie weiterer Fremdsprachen – auf Deutsch unterrichtet. Auf der Basis des muttersprachlichen Programms wird in der Audi Hungaria Schule in Raab (ung. Győr) beziehungsweise am Valeria Koch Schulzentrum in Fünfkirchen (ung. Pécs) unterrichtet. Diese Unterrichtsform erfordert eine Vielzahl an Lehrern, die deutschsprachigen Fachunterricht fachsprachlich und methodisch auf hohem Niveau erteilen können. Der durchgehend deutschsprachige Unterricht ist sowohl für die Lehrerschaft als auch für die Schüler mit hohem Arbeitsaufwand verbunden. Doch ist das Interesse für beide Schulen rege. Wenn eine Nationalitätenschule einen zweisprachigen Status hat (b), dann bilden Deutsch und Ungarisch sowohl die Unterrichtssprachen als auch selbständige Fächer. In mindestens 50 Prozent der Wochenstunden, das heißt in mindestens drei Schulfächern (deutsche Sprache und Literatur, Volkskunde, darüber hinaus oft Musik, Sport, Umweltkunde, Geografie, Geschichte), werden 10 bis 15 Stunden pro Woche auf Deutsch gehalten. Zweisprachige Schulen setzen sich zum Ziel, die Schüler zur ausgewogenen Zweisprachigkeit hinzuführen: Die mit mindestens 60 Prozent bestandene Abiturprüfung in deutscher Sprache und Literatur auf Oberstufe plus auf Deutsch bestandene Mittelstufenabiturprüfungen in zwei weiteren Fächern entsprechen der Niveaustufe C 1. Zu Anfang der 1990er-Jahre erlebte die zweisprachige Unterrichtsform eine wahre Hochkonjunktur, die Anzahl der Schulen ging aber nach 1997 stark zurück, weil das Bildungsamt die für den zweisprachigen Nationalitätenstatus nötigen Qualifikationsbedingungen verschärft hat. Im Schuljahr 2019/2020 gab es 34 zweisprachige Nationalitätengrundschulen und zehn zweisprachige Nationalitätengymnasien, oder zumindest Gymnasien, die einen Nationalitätenklassenzug haben. Jene Nationalitätenschulen, deren Unterrichtssprache Ungarisch ist und in denen die deutsche Sprache und Literatur ab der 1. Klasse nur in einer erhöhten Wochenstundenzahl unterrichtet wird, arbeiten mit einem sogenannten sprachlehrenden Programm (c). In diesen Schulen werden über Deutsch und Landes- und Volkskunde hinaus oft auch weitere Fächer – mindestens in 35 Prozent, aber höchstens in 49 Prozent der Wochenstunden – auf Deutsch unterrichtet. Das sprachlehrende Nationalitätenprogramm erfreut sich vor allem im Primarbereich und in der Sekundarstufe I großer Nachfrage; dies untermauert die Tatsache, dass im Schuljahr 2019/2022 nach Angaben des ungarischen Bildungsamtes 258 Grundschulen und elf Gymnasien sprachlehrend unterrichteten.

Die pädagogische Arbeit an den Schulen wird durch externe und interne Evaluationen gesichert. In Ungarn gab es seit dem Ende der 1980er-Jahre bis vor einigen Jahren keine regelmäßige, externe und deswegen objektive pädagogische Kontrolle. Die gegenwärtig vom Bildungsamt organisierte Schulaufsicht wurde im Jahr 2013 wieder eingeführt. Über die Schulaufsicht hinaus kann die jeweilige lokale Minderheitenselbstverwaltung und die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen – unter der Mitwirkung von zertifizierten ungarndeutschen Bildungssachverständigen – um Begutachtung des minderheitenspezifischen Teils der pädagogischen Arbeit an Schulen gebeten werden. Die Lizenz zum Nationalitätenunterricht darf aber nur vom Bildungsamt erteilt werden. Die interne Evaluation der Bildungseinrichtungen stützt sich auf die Ergebnisse gegenseitiger Hospitationen und Fragebogenerhebungen. Sie besitzt nur eine begrenzte Gültigkeit, doch kann sie durch Reflexionen zum besseren Verstehen und Gestalten der pädagogischen Arbeit

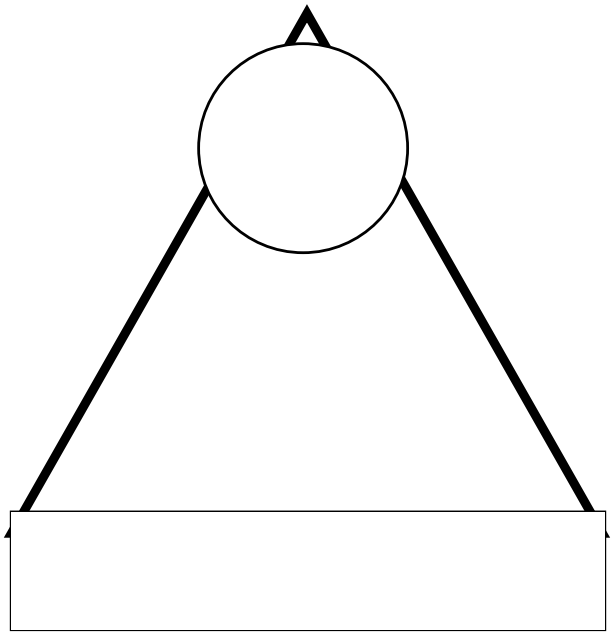


Abbildung 1: Stufenkonzept der zentral erlassenen und lokal erstellten Unterrichtsdokumente

führen. Mit einer die pädagogische Arbeit unterstützenden Funktion wurde 2005 das Ungarndeutsche Pädagogische Institut (UdPI, www.udpi.hu) gegründet: Es betreut – zusammen mit dem Goethe Institut Budapest – die Erstellung von Unterrichtsdokumenten (Lehrpläne, Lehrwerke, Lehrerhandreichungen) und organisiert Fortbildungen vor Ort und im Ausland.

Unter allen Schulfächern kommt der deutschen Minderheitensprache und Literatur – als Abiturpflichtfach – die größte Bedeutung zu. Die Gestaltung des Minderheitenunterrichts in deutscher Sprache und Literatur basiert auf zentral und lokal erstellten Dokumenten (vgl. Abb. 1).

Von den in Abb. 1 dargestellten Dokumenten beziehen sich das Kompetenzmodell (KM)[9] und der Rahmenlehrplan (RLP)[10] unmittelbar auf den Deutschunterricht. Davon ausgehend wird der lokale Lehrplan für Deutsch als Minderheitensprache an den Schulen zusammengestellt. Über ein Kompetenzmodell für den Unterricht einer Minderheitensprache verfügen unter allen Nationalitäten nur die Deutschen in Ungarn. Im KM findet man jene Kompetenzbeschreibungen (Kann-Beschreibungen), über die am Ende der 4., 6., 8., 10. und 12. Klassen die Schüler verfügen sollen, um versetzt zu werden. Das KM gliedert sich in vier Teilkompetenzen, die jeweils einen Aspekt des Deutschlernens abdecken: sprachliche Handlungskompetenz, landeskundlich-interkulturelle Kompetenz, linguistische Kompetenz

9 Vgl. Mária Flódung u. a.: Wurzeln und Flügel. Kompetenzmodell für den Deutschunterricht der bilingualen deutschen Nationalitätenschulen in Ungarn. Hg. von der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen. Budapest 2010.

10 Ebenda.

und sprachspezifische Methodenkompetenz. Entsprechen die Leistungen der Schüler den gesetzten Kann-Beschreibungen, dann stimmen ihre Sprachkenntnisse mit folgenden Niveaustufen überein:

Klassenstufe	Niveaustufe nach dem GERS
Klassenstufe 4	Stufe A 1
Klassenstufe 6	Stufe A 2
Klassenstufe 8	Stufe B 1
Klassenstufe 10	Stufe B 2
Klassenstufe 12 (Abitur)	Stufe C 1

Tabelle 1: Schnittstellen zwischen KM und GERS in Deutsch als Minderheitensprache (DaM)

Das KM beinhaltet keine konkreten Hinweise, kein Faktenwissen, sondern vier Kompetenzbereiche, in denen sich die Schüler entwickeln sollen und die eine konzentrisch aufsteigende inhaltliche Progression aufweisen. Die thematischen Schwerpunkte werden im RLP ausführlicher dargestellt, und schließlich müssen die Themenfelder des KM von den Pädagogen in den lokalen Lehrplänen ins Detail gehend erläutert werden. 1) Die sprachliche Handlungskompetenz ist textorientiert und umfasst jene Schüleraktivitäten, die mit kommunikativen Handlungsabsichten verbunden sind (zum Beispiel etwas sprachlich bewältigen können, sich nach etwas erkundigen, nach etwas fragen, um etwas bitten, zu etwas seine Meinung äußern). Besondere Bedeutung wird der Entwicklung einer angemessenen Kommunikationskultur in verschiedenen sozialen Dimensionen in Wort und Schrift beigemessen. 2) Die landeskundlich-interkulturelle Kompetenz gliedert sich in die Themenfelder persönliche Lebensgestaltung (Lebensplanung), gesellschaftliches Leben (Migration, Integration und Identität), Schule/Ausbildung/Beruf (Bildungsniveau, Arbeitsmarkt), kulturelles Leben und Medien, Wirtschaft/Technik/Umwelt (Wandel der Gesellschaftsformen, natürliche, soziale und künstliche Umwelt), Geschichte und Politik (Funktionen, Aufgaben, Verpflichtungen der demokratischen Einrichtungen) und deutsche Sprache (Zwei- und Mehrsprachigkeit). 3) Die vom KM geforderte linguistische Kompetenz lässt sich durch die Kenntnis jener formalen Mittel beschreiben, die zur Produktion und Rezeption wohlgeformter und sinnvoller Mitteilungen und Äußerungen nötig sind. Über die klassischen systemgrammatischen Ebenen hinaus (Lexik, Syntax, Morphologie, Orthografie und Orthoepik) verlangt sie von den Schülern auch die Kenntnis der grundlegenden grammatischen Termini. 4) Im Bereich der Methodenkompetenz werden jene Lerntechniken beschrieben, die zum erfolgreichen autonomen Sprachenlernen beitragen können, wie zum Beispiel die Organisation des Wortschatzes nach semantischen Relationen, Literaturrecherche und wissenschaftliches Schreiben oder Einsatz von Präsentationstechniken.

Die Schulbücher erhalten die Schüler von der ersten bis zur achten Klasse unentgeltlich dank Jahresausleihen von den Schulbibliotheken.

Ungarndeutsche Minderheitengrundschulen umfassen meistens acht Jahrgänge. Da aber leistungsstarke Schüler nach dem 4., 6. und 8. Jahrgang an ein Gymnasium wechseln können, sinkt die Anzahl jener Kinder, die in der Sekundarstufe I verbleiben, und das ist für die Unterrichtsqualität auch im Hinblick auf die deutsche Sprache nachteilig.

Der Output eines erfolgreichen Bildungsweges in der Sekundarstufe II in der ungarndeutschen Schullandschaft ist das Abitur. In Ungarn ist das Abitur seit 2005 zweistufig. Die Abiturprüfung auf Mittelstufe, die für einen erfolgreichen Schulabschluss notwendig ist, fordert jene Kenntnisse von den Prüfungskandidaten, die zur Allgemeinbildung nötig sind. Die Anforderungen in Deutsch überschreiten die Niveaustufe B 1 nicht, dagegen sollen im Oberstufenabitur[11] komplexere sprachliche Leistungen auf B 2- bis C 1-Niveau nachgewiesen werden.[12] Der schriftliche Teil des Abiturs in Deutsch als Minderheitensprache und Literatur ist eine Mischung aus Elementen zweier Prüfungstypen: Er beinhaltet fremdsprachliche Aufgabentypen (Textverständnis, Produktion eines funktionalen Textes) und muttersprachliche Aufgabentypen (Interpretation von Gedichten, vergleichende Darstellung zweier Werke). Am Ende des 12. Jahrgangs soll an Minderheitengymnasien in mindestens fünf Schulfächern die Abiturprüfung angetreten werden. Von diesen fünf Schulfächern sind vier Pflichtfächer (DaM, Ungarisch, Mathematik, Geschichte), das fünfte Prüfungsfach ist frei wählbar. In den meisten Fällen ist letzteres das Schulfach Landes- und Volkskunde der Ungarndeutschen: Die projektorientiert unterrichtete Volkskunde schließt mit einer schriftlich dargestellten Projektarbeit, in der der Abiturient nach philologischen Gepflogenheiten ein Projekt, das während der Schulzeit durchgeführt wurde, darstellen und bewerten muss. Die Abiturprüfung in Volkskunde wird an keiner Universität des Landes als Zulassungsprüfung akzeptiert, wohl auch aus dem Grund, dass sie sich einerseits nur auf die volkskundlichen Eigenheiten einer Minderheit beschränkt und andererseits nicht die Form einer traditionellen, als Klausur geschriebenen Prüfung hat.

Das Erlernen der deutschen Sprache auf höchstmöglichem Niveau fördern eine Reihe von Wettbewerben, die sich an Minderheitenschüler richten. Das Ungarische Bildungsamt veranstaltet jedes Jahr für die beiden Sekundarstufen komplexe Sprachwettbewerbe, bei denen über die Deutschkenntnisse hinaus auch die Kompetenzen in der deutschsprachigen Literatur und der Minderheitenliteratur sowie in der ungarndeutschen Volkskunde unter Beweis gestellt werden können. Jene, die im Rahmen solcher Wettbewerbe die ersten zehn Plätze belegen, bekommen bei ihrer Zulassungsprüfung im Fach Deutsch eine beträchtliche Anzahl an Zusatzpunkten. Die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen organisiert seit 15 Jahren Rezitationswettbewerbe für alle Altersstufen in den Kategorien Mundart und Hochsprache. An die Schüler der Sekundarstufe I richten sich die Jahreswettbewerbe des Vereins für Ungarndeutsche Kinder (VUK), im Laufe derer die Kinder in Dreiermannschaften eine Aufgabe lösen und einsenden müssen.[13]

---

11 Die Abiturprüfung auf Oberstufe ersetzt die vorherige Aufnahmeprüfung an Universitäten und Hochschulen.

12 Zu den Rechtsgrundlagen des Abiturs in Minderheitenfächern vgl. die Regierungsverordnung Nr. 100/1997 (VI. 13.) über die Prüfungsordnung der Minderheitenschulen sowie den Beschluss des Bildungsministeriums über die Anforderungen des Abiturs Nr. 40/2002. (V. 24.). Das Abiturzeugnis ist mit einer Sprachkundigenprüfung in folgenden Fällen äquivalent:
- Sprachprüfung Oberstufe: DaM/Oberstufe, mit mindestens 60 %, plus mindestens Mittelstufenabitur auf Deutsch in zwei weiteren Fächern auf Deutsch,
- Sprachprüfung Mittelstufe: DaM/Oberstufe, mit mindestens 20–59 % oder DaM/Mittelstufe, mit mindestens 80 % plus mindestens Mittelstufenabitur auf Deutsch in zwei weiteren Fächern,
- Sprachprüfung Grundstufe: DaM/Mittelstufe, mit mindestens 60 %, plus mindestens Mittelstufenabitur auf Deutsch in zwei weiteren Fächern.

13 Näheres zur Förderung der deutschen Sprache in Ungarn bei Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Sprachfördermaßnahmen zur Erhaltung der deutschen Sprache in Ungarn. In: Ulrich Ammon, Gabriele

Die Weitergabe der deutschen Standardsprache wird in Ungarn durch die Bildungseinrichtungen der Deutschen getragen. Zwar sind die Eltern der Minderheitenschüler auch selbst zweisprachig, doch überlassen sie die deutschsprachige Erziehung ihrer Kinder Pädagogen, die in der Förderung der Zweisprachigkeit fachlich versiert sind. Davon, dass gute zweisprachige Schulen zur Herausbildung einer ausgewogenen Zweisprachigkeit beitragen können, zeugt eine 2016 durchgeführte Erhebung unter Abiturienten zweisprachiger Minderheitengymnasien in Ungarn, aus der hervorging, dass 81 Prozent der Befragten die deutsche Standardsprache sehr gut bis gut beherrschen.[14] Es steht außer Frage, dass das Streben nach bestmöglichen deutschen Sprachkenntnissen nicht nur mit der Herkunft der Schüler zusammenhängt, sondern über sie hinaus auch bei den Nichtminderheitenschülern sich aus der wirtschaftlichen Attraktivität des Deutschen ableiten lässt. Die Zuneigung zur bundesdeutschen nationalen Varietät im Sprachunterricht geht mit der Beurteilung der Sprecher des Deutschen nicht eins zu eins einher: Bei Einstellungstests zeigt sich in allen Generationen eine positivere Attitüde gegenüber Österreichern als gegenüber Bundesdeutschen.[15]

HOCHSCHULWESEN

Zu den Gemeinschaftsrechten aller historischen Nationalitäten Ungarns gehört der Anspruch auf einen durchgehenden Bildungsweg vom Kindergarten bis hin zum tertiären Bereich (vgl. § 19, Abs. [b] Mhg.). Angehörige der deutschen Minderheit in Ungarn können in der Hochschulbildung in allen drei Zyklen (Bachelor- und Master-Qualifikation sowie Promotionsstudium mit eigener Forschung) einen minderheitenspezifischen Studiengang absolvieren.

Ein DaM-spezifischer Bachelor-Abschluss kann in Kindergarten- und Grundschulpädagogik an den Universitäten und Hochschulen von Budapest, Frankenstadt (ung. Baja), Ödenburg (ung. Sopron), Gran (ung. Esztergom), Sechshard (ung. Szekszárd), Jaßbring (ung. Jászberény), Waitzen (ung. Vác) und Szegedin (ung. Szeged) sowie in Germanistik in Budapest, Fünfkirchen und Szeged erworben werden.[16] Zu einem philologisch orientierten Master-Studiengang mit Schwerpunkt Deutsch als Minderheitensprache kann man an den Universitäten in Budapest und Fünfkirchen zugelassen werden. Deutsch als Minderheitensprache für Lehramt bieten Budapest, Szeged und Fünfkirchen an. Eine konstante Zunahme an Studienplatzbewerbungen hat unter den minderheitenspezifischen Studiengängen nur die Pädagogenausbildung (in der Primär- und Sekundarbildung): Seit 2015 nahm die Anzahl der Studierenden an der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) in Budapest in der DaM-Kindergartenpädagogik um 36 Prozent, in der DaM-Grundschulpädagogik um 62 Prozent,

Schmidt (Hgg.): Förderung der deutschen Sprache weltweit. Vorschläge, Ansätze und Konzepte. Berlin, Boston 2019, S. 483–500.

14 Da in den Curricula der Minderheitenschulen die Bundesrepublik Deutschland (im Gegensatz zu Österreich bzw. zu der Schweiz) in fast allen Schulfächern überrepräsentiert ist, wird unter dem Begriff »deutsche Standardsprache« von allen Befragten die bundesdeutsche nationale Varietät verstanden.

15 Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Einstellungen ungarndeutscher Erwachsener gegenüber dem Deutschen und seinen Sprechern in Deutschland und in Österreich. In: Zeitschrift für angewandte Germanistik (im Druck); Réka Miskei, Márta Müller: Einstellungen von jüngeren und älteren Ungarndeutschen zur deutschen Sprache und zu ihren Sprechern. In: Csaba Földes (Hg.): German Abroad. Beiträge zur interkulturellen Germanistik. Erfurt (im Druck).

16 Éva Márkus, Ágnes Klein: Német nemzetiségi tanítóképzés Magyarországon [Grundschulpädagogische Ausbildung der Ungarndeutschen in Ungarn]. In: Enikő Szőke-Milinte (Hg.): Pedagógiai mozaik [Pädagogisches Mosaik]. Budapest 2019, S. 174–190.

die der DaM-Lehramtsstudierenden für die Sekundarstufe II um 100 Prozent zu.[17] Ein PhD-Studium in Deutsch als Minderheitensprache existiert nur an der Budapester ELTE.

Um den Nachwuchs im Pädagogenberuf zu sichern, startete die Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen 2019 ein Stipendienprogramm, in dessen Rahmen sich DaM-Studierende jedweder Bildungsebene (von der Kindergartenpädagogik bis hin zur Sekundarstufe II) auf ein monatlich ausbezahltes Stipendium bewerben können. Die Annahme des Stipendiums setzt voraus, dass die auf diese Weise geförderten Lehramtsstudierenden sich für so viele Jahre als Lehrer an einer deutschen Minderheitenschule verpflichten, wie sie das Minderheitenstipendium beziehen.

Da die Ausbildung und auch die Fortbildung von Minderheitenpädagogen durch den ungarischen Staat garantiert werden muss (§ 23, Abs. [4] Mhg.), unterstützt der Staat die Anstellung bundesdeutscher und österreichischer Gastlehrer an den Universitäten und Gymnasien, die durch den DAAD, den ÖAD und die ZfA entsandt werden.

FAZIT

Die deutsche Minderheit in Ungarn nutzte den rechtlichen Rahmen, der 1993 allen historischen Nationalitäten des Landes den Auf- und Ausbau nationalitäteneigener Bildungswege und -institutionen ermöglichte, wirksam aus. Vom Kindergarten bis hin zum PhD-Studium sind Möglichkeiten geschaffen, sich im ein- und zweisprachigen Milieu mit der deutschen respektive ungarndeutschen Sprache, Literatur und Kultur auseinanderzusetzen.

Der Regierungsbeschluss über die zweisprachig oder nur auf Deutsch geführte Kindergartenbetreuung trug dazu bei, dass die Sprechanlässe im Laufe des Kindergartenalltags zunehmend zugunsten der sprachlichen Entwicklung der Kinder genutzt werden.

In den Schulen verbesserte sich in den letzten 10 bis 15 Jahren die Versorgung mit Lehrwerken für die auf Deutsch unterrichteten Schulfächer enorm. Ebenso hat sich die finanzielle Lage jener Bildungseinrichtungen, die aus der staatlichen Trägerschaft in die Trägerschaft lokaler Institutionen oder der Landesselbstverwaltung wechselten, optimiert. Der interne Evaluationsbetrieb der Schulen, die Schulaufsicht und die beratende und fortbildende Funktion des UDPI ermöglichten die bewusste Wahrnehmung und bei Bedarf Überprüfung und Veränderung der pädagogischen Arbeit. Als Desiderat der positiven Entwicklungen der letzten Jahre ist das Fehlen von standardisierten Messungen zu betrachten, denn ohne vergleichbare und valide Angaben über die (sprachlichen) Kompetenzen der Schüler erfährt man nichts Objektives über die Zweckmäßigkeit des Unterrichts. Ein nicht ausklammerbares Problem ist (und bleibt) die englische Sprache als Lingua franca, wenn ungarndeutsche Familien bei der Schulwahl zugunsten von Schulen entscheiden, in denen Englisch vor Deutsch präferiert wird. Ebenfalls schwer lässt sich die Frage des deutschsprachigen Fachunterrichts lösen, da in Ungarn über DaF und DaM hinaus kein Lehramtsstudium auf Deutsch angeboten wird, also kein deutschsprachiges Lehramt für Mathematik, Geschichte, Geografie und so weiter. Der deutschsprachige Fachunterricht wird an

17 Elisabeth Knipf-Komlósi, Márta Müller: Zwischen Vitalität und Aufgabe. Dynamische Aspekte in der Sprache der deutschen Minderheit in Ungarn. In: Jörg Meier (Hg.): Sprache. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. München 2018, S. 51–67.

zweisprachigen Minderheitenschulen von Pädagogen getragen, die über Germanistik hinaus ein anderes Fach studiert haben und bereit sind, sich in die deutsche Fachsprache und Methodik des jeweiligen auf Deutsch zu unterrichtenden Schulfaches einzuarbeiten.

Im Hochschulwesen sind minderheitenspezifische Studiengänge zwar gegeben, ihre Profile (Pädagogik und Germanistik) sowie die Anzahl der aktiven Bildungsstätten ist jedoch begrenzt. Die deutsche Sprache besitzt unter den Ungarndeutschen ein sehr hohes Prestige. Die in den letzten Jahren durch gemeinsame Workshops, Weiterbildungen, Stipendien und Projekte greifbar gewordene Hinwendung des deutschsprachigen Auslandes zu den Deutschen in Ungarn möge dazu beitragen, dass das mit viel Mühe errichtete Schulwesen, dessen Grundlagen noch in der Zeit vor der Wende gelegt wurden, auch in der Zukunft erhalten bleibt.

MÁRTA MÜLLER studierte Germanistik an der Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) in Budapest, wo sie 2008 promoviert wurde und 2017 ihre Habilitation im Bereich Linguistik erwarb. Sie arbeitet als Universitätsdozentin am Germanistischen Institut der ELTE. Ihre wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen im Bereich der Mehrsprachigkeit, der Linguistic landscapes, der Dialektologie, der Lexikografie, des Spracherwerbs und der Bildungspolitik.
E-Mail: muller.marta@btk.elte.hu

Quellen

Lucian Blagas *Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur*[1]

Eine Einführung

Von Rainer Schubert, Philosophisch-Theologische Hochschule Benedikt XVI., Heiligenkreuz

Obwohl in Rumänien hochberühmt, ist Lucian Blaga (1895–1961) im Ausland noch immer viel zu wenig bekannt. Dies liegt vor allem daran, dass er im Unterschied zu anderen rumänischen Kulturschaffenden wie Eugen Ionesco (1909–1994), Mircea Eliade (1907–1986) oder Emil Cioran (1911–1995) nicht aus seinem Heimatland emigriert ist, sondern bis zu seinem Tod 1961 in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) – obwohl nach dem zweiten Weltkrieg von den Kommunisten unterdrückt – in Rumänien verblieben ist. Umso bedeutsamer ist der Umstand, dass eine der wichtigsten kulturphilosophischen Schriften Blagas nunmehr in deutscher Übersetzung vorliegt: *Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur*. Unbeschadet der Tatsache, dass zum Begriff »Kultur« vor und nach Blaga wichtige Schriften verfasst wurden, gehört Blagas Text sicher zum Tiefsinnigsten, das je zu diesem Thema geäußert wurde. Es ist keine Kleinigkeit, dem mittlerweile so inflationär gebrauchten Begriff »Kultur«, der beinahe alles und daher beinahe nichts besagt, einen präzisen philosophischen Topos zuzuweisen.

Die Beantwortung der Frage nach dem Sinn von Kultur steht nämlich nach Blaga unweigerlich in Verbindung mit der Frage, was den Menschen als solchen ausmacht und ihm seine Einzigartigkeit im gesamten Universum garantiert. Traditionell beschäftigt diese Frage Dichtung, Metaphysik und Religion. So sagt Sophokles: »Vieles ist gewaltig, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.« Aristoteles bezeichnet den Menschen als »Sprache habendes Tier«, und die gesamte biblische Offenbarung richtet sich nach der »Gottebenbildlichkeit« des Menschen. Blaga gibt auf diese Frage nicht nur eine höchst eigenständige, sondern auch für den gegenwärtig lebenden Menschen äußerst wichtige Antwort, denn es ist vor allem die heutigentags alles dominierende Naturwissenschaft, und hier vor allem die Evolutionstheorie, die an

1 Im Original: Lucian Blaga: Geneza metaforei și sensul culturii. București 1937; ins Deutsche übersetzt von Rainer Schubert, erschienen im österreichischen Verlag new academic press, Wien 2019.

einer Degradierung der Einzigartigkeit des Menschen im Kosmos größtes Interesse hat. Um sich einen Einblick in den diesbezüglichen Problemzusammenhang aus der Sichtweise Blagas zu verschaffen, sei auf das Schlusskapitel des Buches verwiesen. Es trägt den Titel: »Die Einzigartigkeit des Menschen«.

Blaga spricht hier, wie auch schon in früheren Kapiteln, von einer »ontologischen Mutation«, die den Menschen zum Menschen macht und ihn in seine Einzigartigkeit gleichsam hineinkatapultiert. Es ist der rätselhafte Sprung, der sich aus der biologischen Mutation schlechterdings nicht erklären lässt. Zum Unterschied vom Tier ist der Mensch sich selbst ein Mysterium, das nicht graduell aus der Evolution der Lebewesen hergeleitet werden kann, sondern ihn prinzipiell aus der Gesamtheit aller anderen Lebewesen heraushebt. Zu diesem Mysterium gehört aber auch die ihrerseits rätselhafte Fähigkeit des Menschen, Mysterien zu enthüllen, das heißt nicht völlig abgetrennt von ihnen zu existieren, sondern in sie so hineingehalten zu sein, dass wir sie zwar abschwächen, aber nie restlos beseitigen können. Jeder Versuch, sie offenzulegen, erzeugt nur wiederum neue Mysterien. Der Mensch wird durch »transzendente Bremsen« an der endgültigen Enthüllung der Mysterien gehindert. Das Los, das dem Menschen zugefallen ist, sich immer wieder an Mysterien abzuarbeiten, ohne sie aber rational auflösen zu können, nennt Blaga die »schöpferische Bestimmung« des Menschen. In ihr sieht er das spezifisch Menschliche und das Wesen von Kultur. Die »schöpferische Bestimmung« ist dabei ein auf alle Menschen zutreffender Gattungsbegriff. Er bezieht sich nicht nur auf bestimmte Individuen. Das Hineingehaltensein ins Mysterium ist die Seinsweise des Menschen schlechthin, und »Kultur« charakterisiert seine grundlegende Existenzform. Davon zu unterscheiden ist nach Blaga die Zivilisation, die der biologischen Lebensbewältigung und der Absicherung des Lebens dient. Der zivilisierte Mensch und in graduell abgestufter Form das Tier kennen keine Mysterien. Sie stehen in direktem, unmittelbarem Kontakt zur Welt. Weder der tägliche Einkauf im Supermarkt noch irgendwelche instinktiven Reaktionen der Tiere sind schöpferische Akte. Die organisatorische Intelligenz von Mensch und Tier hat nichts zu tun mit der eigentlichen schöpferischen Bestimmung des Menschen. Blaga selbst sagt zusammenfassend so:

> Im Unterschied zum Tier existiert der Mensch nicht nur im Unmittelbaren und zur Absicherung des Lebens, sondern auch innerhalb eines anderen Horizonts: im Mysterium und dessen Enthüllung. Der Mensch, und nur er, haben folglich eine schöpferische Bestimmung, die ihn formt und sogar biologische Gesetze außer Kraft setzt. Was diese Bestimmung bedeutet und was sie ontologisch, metaphysisch und psychologisch impliziert, wurde in anderen Kapiteln dargestellt, sodass wir nicht mehr darauf zurückkommen müssen. Dennoch sei nochmals festgehalten: Um »Mensch« zu werden hat der Mensch außer einer *biologischen Mutation* auch eine *ontologische Mutation* durchgemacht. In Form eines biologisch *unerklärbaren* Durchbruchs zeigt sich in ihm eine neue Weise des Seins, die im Universum einzigartig ist: Das Sein innerhalb des Horizonts des Mysteriums und seiner Enthüllung. Diese Seinsweise unterscheidet den Menschen radikal vom Rest der Tierwelt. Metaphysisch gesehen könnte man hinzufügen: der Mensch ›schafft‹, um ein Mysterium zu enthüllen; sein schöpferischer Akt überschreitet das Unmittelbare, dieser wird aber durch ›transzendente Bremsen‹ beschränkt. Wir haben es also mit metaphysischen Eigenschaften zu tun, die auf keinen Fall dem Tier zugeschrieben werden können, welches höchstens zum Zweck der Verbesserung und des Ausgleichs von Mängeln der Umwelt nach Maßgabe seiner Lebensbedürfnisse produktiv ist.[2]

2 Lucian Blaga: Die Entstehung der Metapher und der Sinn von Kultur. Wien 2019, S. 186f.

Nun gibt es nach Blaga zwei Hauptmerkmale, welchen die Kultur unterliegt. Es sind dies die »Metapher« und der »Stil«. Beide Momente sind zwillingshaft aneinandergebunden. »Kulturschaffend sein« heißt, nach Blaga, sich metaphorisch auszudrücken. Das Metaphorische ist seinerseits abhängig vom »Stil«, den eine jeweilige Kultur hat. Um den ontologischen Rang hervorzuheben, der diesen beiden Merkmalen von Kultur in Blagas Philosophie zukommt, ist darauf hinzuweisen, dass nach ihm die Metapher kein schmückendes Beiwerk ist, das aus Gründen der stilistischen Nüchternheit notfalls auch weggelassen werden kann, vielmehr steht die metaphorische Ausdrucksform des Menschen in konstitutivem Zusammenhang mit seinem Wesen. Hineingehalten ins Mysterium, kann der Mensch gar nicht anders, als dieses indirekt, das heißt metaphorisch zu enthüllen. Für Blaga liegt sogar der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Tier in der menschlichen Fähigkeit, Metaphern zu bilden, eine Fähigkeit, die sich aus biologischer Notwendigkeit heraus nicht erklären ließe. Blaga steht nicht an, im Metaphorischen das Wesen des Menschen überhaupt zu sehen. Er sagt:

> Von Aristoteles ist die berühmte Definition überliefert: »Der Mensch ist das politische Tier«. Berechtigter aber als jede andere der Formeln scheint unsere zu sein, die gerade nicht zufällig auf irgendwelchen Pfaden des Denkens aufgelesen wurde: »Der Mensch ist das metaphorisierende Tier«. Der Akzent, der nach unseren Vorstellungen auf dem Adjektiv »metaphorisierend« liegt, entspricht ziemlich genau der Absicht, die Animalität als Bestandteil der Definition zu beseitigen. Dies würde dann bedeuten, dass man die Entstehung der Metapher als ein Hervorbrechen des menschlichen Spezifikums in seiner ganzen Bandbreite betrachten muss.[3]

In der innigen Verschwisterung von »Metapher« und »Stil« hat der Stil aber insofern Vorrang, als jede Metapher ihren Stil von Epoche zu Epoche ändert.

> In der Klassik hat die Metapher ein anderes stilistisches Gepräge als in der Barockzeit. Die byzantinische Literatur bietet der Meditation Metaphern von anderem Stil an als die Literatur Shakespeares. In der byzantinischen Dichtung wird die Metapher vorwiegend zur Verklärung und zur Vergeistigung des Objekts eingesetzt; im shakespeareschen Drama ist die Metapher oftmals eine Übertreibung, welche den besonderen Charakter und die Brutalität der Handlung unterstreicht.[4]

Gemäß der radikalen Zweiteilung von Biologie und Kultur, die Blaga, wie vorhin erwähnt, im Unterschied einer biologischen und einer ontologischen Mutation des Menschen erblickt, wird nun vom Autor auf ontologischer Ebene neuerlich eine radikale Zweiteilung jeweils im Metaphorischen und im Stil vorgenommen. Blaga unterscheidet im Bereich der Metapher die »verdeutlichende« von der »enthüllenden« Metapher. Im Bereich des Stils trennt er Erkenntniskategorien von stilistischen Kategorien, wobei er letztere »abyssale Kategorien« nennt. Worin bestehen die jeweiligen Dualismen?

Das duale Denken von zwei scharf zu unterscheidenden und nicht aufeinander reduzierbaren Ebenen durchzieht das philosophische Denken Lucian Blagas insgesamt. Es gibt nach ihm ein direktes und ein indirektes Erfassen von etwas. Ersteres

3 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 52.
4 Ebenda, S. 59.

bezeichnet er in seinem Buch *Die luziferische Erkenntnis*[5] als »paradiesische«, Zweiteres ebenda als »luziferische« Erkenntnis – beziehungsweise als Typ I (direkt) oder als Typ II (indirekt) in *Wissenschaft und kreatives Denken*.[6] In der vorliegenden Schrift geht Blaga von der sprachlichen Metapher aus und unterscheidet, wie eben erwähnt, Metaphern, die einen Gegenstand auf direkte Weise durch Ähnlichkeit »verdeutlichen« von Metaphern, die ein Mysterium »enthüllen«, das heißt etwas überhaupt in die Sprache heraufholen, was sich ihr gleichzeitig entzieht. Diese sich der Sprache entziehenden Objekte sind all jene, die sich nicht direkt veranschaulichen lassen. Sie können nicht durch Ähnlichkeit allein verdeutlicht werden, sondern bleiben beim Versuch, ihr Mysterium zu enthüllen, hinter jenem zurück. Trotz ihres anspielenden Charakters der Ähnlichkeit sind sie dem Objekt gegenüber auch wieder unähnlich. Bei der verdeutlichenden Metapher wird die Unähnlichkeit außer Acht gelassen; im Falle der enthüllenden Metapher hingegen spielt die Unähnlichkeit in der Ähnlichkeit eine entscheidende Rolle.

> Die verdeutlichenden Metaphern sind bloß expressiv, sie suchen nach äquivalenten Gegenständen auf der Grundlage von Analogie. Die enthüllenden Metaphern bilden ein Amalgam oder eine Verbindung zweier analoger-disanaloger Gegenstände, um auf diese Weise ein x bzw. die verborgene Seite eines Mysteriums zu enthüllen. Die verdeutlichenden Metaphern drücken in analoger Weise den Gegenstand »a« durch den Gegenstand »b« aus; »b« wird als metaphorischer Faktor aufgefasst, der sich ausschließlich spezifischen Äquivalenten im Verhältnis zu »a« verdankt. Die enthüllenden Metaphern versuchen ein »x« durch ein Amalgam zweier analoger-disanaloger Gegenstände (a und b) zu enthüllen. Diese Charakteristik der enthüllenden Metaphern dient uns als Ausgangspunkt zu untersuchen, worin die Substanz der kulturellen Schöpfung überhaupt besteht.[7]

Als Beispiel für eine verdeutlichende Metapher ließe sich nach Blaga die Ähnlichkeit von »Schwalben auf Telegraphendrähten« und »Noten auf Notenlinien« anführen. Hier verdeutlichen wir einen »Gegenstandskomplex durch den anderen, der dem einen in bestimmter Hinsicht ähnelt«.[8] Wir haben es hier mit keinem Mysterium zu tun. Der Zweck der »enthüllenden Metapher« besteht hingegen darin, ein sich der Anschauung entziehendes Objekt zu veranschaulichen.

> Wenn beispielsweise der Hirt im *Schäferlied* den Tod als »Braut der Welt« und sein Hinscheiden als eine »Hochzeit« bezeichnet, so enthüllt er vorstellungsmäßig eine *verborgene* Seite des Gegenstandes »Tod«. In diesem Fall bereichert die Metapher den eigentlichen Inhalt des Bezugsobjekts …[9]

Wie oben erwähnt, nimmt Blaga auch in Bezug auf den »Stil« eine große Zweiteilung vor, die wiederum mit der direkten Erkenntnis von Objekten und der indirekten Enthüllung von Mysterien zu tun hat. Diesmal bewegen wir uns im Bereich der Kategorien. Gemäß dem Typus I des direkten Empfangs von Objekten handelt es sich nach Blaga um Erkenntniskategorien, beim Typus II des indirekten Enthüllens von Objekten um die eigentlichen Kategorien des Stils oder, wie Blaga sagt,

5 Im Original: Lucian Blaga: Cunoașterea luciferică. Studiu filozofic. București 1933; deutsch: ders.: Die luziferische Erkenntnis. Übersetzt von Rainer Schubert. Wien 2012.
6 Im Original: Lucian Blaga: Știința și creație. București 1942: deutsch: Wissenschaft und kreatives Denken. Übersetzt von Rainer Schubert. Wien 2018.
7 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 88.
8 Ebenda, S. 43.
9 Ebenda, S. 48.

um sogenannte »abyssale Kategorien«. Mit dieser Unterscheidung eröffnet Blaga ein in gewisser Hinsicht noch tiefer liegendes Gebiet als bei der Unterscheidung von »verdeutlichenden« und »enthüllenden« Metaphern. Denn das Adjektiv »abyssal« drückt ja nichts Geringeres aus als »Abgrund«, »Abyssos«, wie es im Griechischen heißt. Wie weit reicht er, und wogegen muss sich hier die Schaffung von Kultur behaupten?

In diesem Zusammenhang kommt nämlich bei Blaga auch das »Unbewusste« ins Spiel. Was lässt sich darunter verstehen? Allgemein gesprochen, meint der Terminus »unbewusst« mehr als nur »unterbewusst«. Zum Unterschied vom Unbewussten lässt sich das Unterbewusste, und mag es noch so schwer sein, bewusst machen. Das Unbewusste hingegen lässt sich niemals in etwas Bewusstes konvertieren. Es entzieht sich der Sprache grundsätzlich und kann immer nur indirekt ausgedrückt werden. Freilich ist Blaga nicht der Einzige, der vom Unbewussten spricht. Bekanntlich wird das Unbewusste heutigentags von der Psychoanalyse dominiert und in erster Linie mit ihr in Verbindung gebracht. Da Blaga etwas gänzlich Anderes als die Psychoanalyse im Blick hat, ist eine Abgrenzung von ihr, wie sie in seinem Werk auch vorliegt,[10] von größter Wichtigkeit. Denn das Unbewusste hat in seiner Kulturphilosophie eine andere Bedeutung. Sie hat weder mit »Trieben« noch mit »Verdrängung« zu tun, weder mit »Neurose« noch mit »Therapie«. Sie geht aber auch den Kritikern des Begriffs »unbewusst« nicht in die Falle, die vom logischen Standpunkt aus vorbringen, über das »Unbewusste« könne nicht gesprochen werden, weil es eben unbewusst sei, und sprechen ließe sich nur über Bewusstes. Das Unbewusste hat bei Blaga aber auch keinerlei Beziehung zur Gehirnphysiologie, die zwar die Psychoanalyse ablehnt, jedoch meint, die nervösen Prozesse im Körper und im Gehirn seien unbewusst, bewusst nur deren körperliche Folgen.

> Die nervösen Prozesse im Gehirn sind unbewußt im strengsten Sinne des Wortes; man bemerkt von ihnen ebensowenig wie von der Tätigkeit der Leber oder der Nieren. […] Man könnte also eine sachliche und begriffliche Verbesserung erreichen, wenn man das Unbewußte nicht etwas Psychisches, sondern etwas Körperliches sein läßt.[11]

Die Dimension des Unbewussten im Sinne Blagas kann aber jeder Mensch nachvollziehen, der sich bewusst macht, dass jedes Sprechen über das Unmittelbare, das heißt über den Eindruck, den die Welt auf ihn macht, immer schon zu spät kommt, weil es sich um eine Vermittlung handelt, und eben nicht um »Un-mittelbares«. Das Unmittelbare ist das Mysterium schlechthin und lässt sich rational nicht einholen. Es lässt sich nicht ins Bewusstsein heben. Der Anfang ist immer schon vorbei, wenn wir meinen, anzufangen. Diese Nicht-Einholbarkeit des Anfangs ist der Abyssos des Unbewussten. Während die Wissenschaft geneigt, ja sogar gezwungen ist, diesen Abgrund zu überspringen, weil er nicht objektivierbar ist, gibt ihm Blaga eine positive Wendung und führt aus, dass genau diese Nicht-Einholbarkeit ein konstitutives Moment der schöpferischen Spontaneität des Menschen ausmacht. Das kulturelle Sein des Menschen, und nur des Menschen, bedeutet, positiv verstanden, schöpferisch am Anfang zu scheitern. Verständlicherweise fragt man sich zunächst, worin denn dieses Scheitern bestehen sollte, wenn es sich beispielsweise um höchst geglückte, ja vollendete Kulturschöpfungen handelt. Sie wären doch das genaue

10 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 162–165
11 Hubert Rohracher: Einführung in die Psychologie. Wien, Innsbruck ⁹1965, S. 424.

Gegenteil zu einem schöpferischen Scheitern. Unter Letzterem lässt sich eher vorstellen, dass ein Künstler, etwa ein Komponist, unzufrieden mit seinem Produkt, sein Notenblatt zerreißt und nochmals mit seiner Arbeit beginnt. Offensichtlich wäre dies nicht im Sinne Blagas. Das schöpferische Scheitern bezieht sich nicht auf Mängel eines kulturellen Erzeugnisses, sondern auf die Unmöglichkeit, selbst im Falle größter Kunstwerke, das Mysterium der menschlichen Existenz endgültig zu enthüllen. Trotz aller schöpferischen Spontaneität trägt das kulturelle Schaffen die Fußfessel des Mysteriums. Kultur muss dem Mysterium abgerungen werden. Dieser Ringkampf unterliegt aber gewissen Spielregeln. Diese bezeichnet Blaga als »abyssale Kategorien«. Sie sind positive Aussageweisen über die sich stets der Logik entziehenden Mysterien. Sie liegen jedem schöpferischen Tun des Menschen immer schon voraus und strukturieren es, ob der Mensch will oder nicht. Zum Unterschied von Erkenntniskategorien, welche die menschliche Rezeptivität organisieren und dementsprechend passiv sind, verstehen sich die abyssalen Kategorien als unbewusste Leitschienen jeglicher kulturellen Spontaneität des Menschen. Die abyssalen Kategorien sind verantwortlich dafür, dass jede Kultur Stil hat, mag er nun schlecht oder gut sein. Das Ensemble der eine Epoche oder einen abgrenzbaren Zeitraum bestimmenden abyssalen, das heißt stilbildenden, Kategorien nennt Blaga eine »stilistische Matrix«:

> Wie wir zeigen konnten, besitzt ein Stil einen Komplex unbewusster Faktoren als Substrat, für die sich unschwer je ein ›kategorialer‹ Ausdruck finden lässt. Wir haben einen solchen abyssalen Komplex kategorialer Faktoren als *stilistische Matrix* bezeichnet. Von Anfang an muss ein wesentlicher Unterschied gemacht werden. Die Kategorien, die eine stilistische Matrix zusammensetzen, sind sowohl ihrer Struktur als auch ihrer Funktion nach etwas gänzlich anderes als die Kategorien der Rezeptivität oder der Welt, die sich unmittelbar erkennen lässt. Die abyssalen stilistischen Kategorien drücken einer Sache immer schon im Vorhinein ihren Stempel auf, d. h. bevor sie eine konkrete Rolle in der menschlichen Erkenntnis spielen oder auch unabhängig davon, ob sie diese Rolle irgendwann spielen werden. Die stilistischen Kategorien bestimmen die Welt der vom Menschen hervorgebrachten *Werke* in ihrer Eigenschaft als Werke. Die anderen Kategorien der Erkenntnis bestimmen die »gegebene« Welt als Objekt der ›Erkenntnis‹.[12]

Nach Blaga gibt es also zwei unterschiedliche Garnituren von Kategorien. Man kann sie, gemäß seiner Kulturphilosophie, mit Stockwerk und Keller vergleichen. Insofern Erkenntnis beispielsweise auch schöpferisch beantwortet werden kann, sei es künstlerisch oder in Form kreativer Hypothesen, aber auch von Metaphern, gibt es kategoriale »Dubletten«, die allerdings nicht synonym zu verstehen sind.

> Wenn beispielsweise jeweils eine Kategorie der Räumlichkeit und der Zeitlichkeit in der bewussten Welt unserer Erkenntnisrezeptivität existiert, dann werden wir annehmen, dass es irgendwo im Unbewussten auch deren *Dubletten* von gleichem *Horizont* gibt, nämlich Funktionen, die durch anders strukturierte räumliche und zeitliche Anschauungen als die bewussten Funktionen zur Geltung kommen. Diese unbewussten Horizonte (räumlich und zeitlich) sind auf gewisse Art und Weise allen unseren geistigen Schöpfungen eingeprägt.[13]

Eine stilistische Matrix würde dann etwa über vier Hauptkategorien verfügen, auf die hier nur in gebotener Kürze verwiesen sei, weil sie im Buch ausführlich darge-

12 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 113.
13 Ebenda, S. 113f.

stellt werden: 1. räumlicher und zeitlicher Horizont, 2. Atmosphäre, 3. Ausrichtung, 4. Formen.[14] Was die Vierzahl dieser Hauptkategorien betrifft, mag Kant mit seiner Vierzahl an Kategorien Pate gestanden haben. Die kantischen Kategorien wären dann nach Blaga jene Erkenntniskategorien, denen er die vier Typen der abyssalen Kategorien gegenüberstellt. Dies entspricht ganz der tiefgreifenden Spaltung der nachkantischen Philosophie in Rationalität und Irrationalität, die sich heutigentags in der Spaltung zwischen analytischer Philosophie und Wissenschaftstheorie auf der einen Seite, auf der anderen in der Hauptsache im Gefolge der Philosophie Heideggers zeigt.[15] Blaga gibt dieser Spaltung aber eine völlig eigenständige Wendung, die sich, wie vorhin erwähnt, durch sein Gesamtwerk zieht.

Damit sind wir bei der eigens zu diskutierenden Frage angelangt: Hat Blagas Metaphorologie, wie sie in der vorliegenden Schrift entfaltet wird, ihresgleichen im deutschen Sprachraum, oder steht sie völlig isoliert da, wie viele auch in seinem Heimatland Rumänien glauben? Gibt es Metaphern-, Kultur- und Stiltheorien, die ein ähnliches Ziel wie Blaga verfolgen? Es geht also um die Anschlussfähigkeit und die Aktualität seiner Metaphorologie mit all ihren Konsequenzen.

BEMERKUNGEN ZUR THEMATISCHEN NÄHE ZU HANS BLUMENBERGS *PARADIGMEN ZU EINER METAPHOROLOGIE*

Auch Hans Blumenberg hat, wenn auch ein halbes Jahrhundert später, auf die enorme Bedeutung des Metaphorischen hingewiesen, und zwar nicht nur im traditionell angestammten Bereich der Dichtkunst, sondern wie auch Blaga, im Bereich der Kultur überhaupt, wozu auch Philosophie, Metaphysik und Wissenschaft zu rechnen sind. Das Metaphorische ist, wie bei Blaga, so auch bei Blumenberg kein luxuriöser Schmuck, auf den notfalls auch verzichtet werden kann. Die Besinnung auf das Metaphorische, die Metaphorologie, »sucht an die Substruktur des Denkens heranzukommen, an den Untergrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisationen […]«.[16]

Die enge Seelenverwandtschaft mit der Kulturphilosophie Blagas scheint aber der von Blumenberg ins Treffen geführte Ausdruck der »absoluten Metapher« zu sein, denn auch in diesem Fall geht es darum, dass der »Abyssos« (Blaga) nicht oder niemals restlos sich in etwas Begriffliches konvertieren lässt. »Daß diese Metaphern absolut genannt werden, bedeutet nur, daß sie sich gegenüber dem terminologischen Anspruch als resistent erweisen, nicht in Begrifflichkeit aufgelöst werden können […].«[17] Die absolute Metapher ist nach Blumenberg deswegen im »Abyssos« anzusiedeln, weil der Begriff nicht an ihn heranreicht und prinzipiell, das heißt »absolut« nicht heranreichen kann, da, mit Blaga gesprochen, der Mensch grundsätzlich ins Mysterium hineingehalten ist, jedoch dieses begrifflich nur in Grenzen, aber niemals restlos auszudrücken im Stande ist. Dazu Hans Blumenberg: »Denn dies ist doch die genaue Darstellung der Funktion der ›absoluten Metapher‹, die in die begreifend-begrifflich nicht erfüllbare Lücke und Leerstelle einspringt, um auf ihre Art auszusagen.«[18]

14 Vgl. dazu Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 114.
15 Vgl. dazu Wolfgang Stegmüller: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Band 1, Stuttgart 1976, S. XXXVIII–XLIV.
16 Hans Blumenberg: Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt am Main 1998, S. 13.
17 Ebenda, S. 12.
18 Ebenda, S. 177.

Sowohl Blaga als auch Blumenberg vertreten die Ansicht, dass die Metapher und der damit zusammenhängende Stil eine existenzielle und pragmatische Bedeutung haben. Es gilt, etwas zu bewältigen. Die Metapher springt nicht nur für den Mangel des Begriffs ein, sondern rettet den Menschen auch vor dem Absturz ins totale Schweigen. Der Mensch befindet sich, so Blaga

> […] in einer doppelt *prekären* Situation. Einerseits lebt er in einer konkreten Welt, die er mit den ihm zur Verfügung stehenden strukturbedingten Mitteln nicht ausdrücken kann; andererseits lebt er innerhalb des Horizonts des Mysteriums, das er nicht imstande ist zu enthüllen. Die Metapher stellt hier ein ontologisches, komplementäres Moment dar, durch welches versucht wird, dieses doppelte Scheitern zu korrigieren.[19]

Der ebenfalls existenziell denkende Blumenberg spricht ganz im Sinne des Zusammenhanges von »Metapher« und »Stil« von einem »Daseinsstil« bei der Wahl von Metaphern[20] und von den »pragmatischen Konsequenzen des tief eingewurzelten neuzeitlichen Daseinsgefühls der Entzweiung mit der Wahrheit, das sich in der Metaphorik der Überwältigung und Bewältigung niederschlägt.«[21] Und insgesamt würde Blaga Blumenberg zustimmen, wenn dieser sagt: Metaphern »haben Geschichte in einem radikaleren Sinn als Begriffe, denn der historische Wandel einer Metapher bringt die Metakinetik geschichtlicher Sinnhorizonte und Sichtweisen selbst zum Vorschein, innerhalb deren Begriffe ihre Modifikationen erfahren.«[22] Unbeschadet der Tatsache, dass es viele andere bedeutsame Abhandlungen über die Metapher gibt, so kommt Blumenbergs Metaphorologie derjenigen Blagas doch am nächsten und spricht für die Anschlussfähigkeit der Philosophie des Letzteren bei allen Unterschieden, die es selbstverständlich zwischen diesen beiden Denkern gibt. Unser durchrationalisiertes und daher metaphernfeindliches wissenschaftliches Zeitalter hätte eine Rückbesinnung auf die Bedeutung der Metapher dringend nötig. Blagas Metaphorologie ist daher von höchster Aktualität.

EIN LEHRREICHES BEISPIEL ZUR REHABILITIERUNG DER METAPHER

Um nicht dem Glauben zu erliegen, der Gebrauch von Metaphern käme nur in den höheren Sphären der Kultur – wie Religion, Metaphysik, Philosophie und Dichtung – vor, sei ein Beispiel aus dem medizinischen Alltag herangezogen, mit dessen Hilfe sich die Funktion der »enthüllenden« Metaphern und der dazugehörige Stil gut illustrieren lässt. Ein Patient klagt über Kopfschmerzen. Der Arzt bittet ihn, sie näher zu beschreiben: Sind sie stechend, ziehend, drückend, klopfend, hämmernd? Jeder Mensch steht irgendwann vor dem Problem, das Befinden seines eigenen Leibes in Worte zu fassen, und niemand wird leugnen, dass es oftmals sehr schwer ist, Gefühle wie beispielsweise sinnliche Eindrücke, Schmerzen oder gar Seelenzustände zu beschreiben. Wir wissen aber auch, dass eine treffende Beschreibung der eigenen Schmerzen eine richtige Behandlung durch den Arzt möglich macht, eine falsche Beschreibung hingegen eine verfehlte Therapie nach sich zieht, oder eine noch so richtige verbale Darstellung der eigenen Befindlichkeit den bisherigen Stand der Medizin schlechterdings übersteigt. Ohne viel nachzudenken sagt man dann, die Beschreibung des eigenen Zustandes sei subjektiv, die Messwerte, die sich

19 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 61.
20 Blumenberg: Paradigmen, S. 184.
21 Ebenda, S. 44.
22 Ebenda, S. 13.

am Bildschirm zeigen, wären objektiv. Was ist damit gemeint? Inwiefern handelt es sich hier in der Sprache Blagas um einen metaphorischen Prozess, um ein Hineingehaltensein in ein Mysterium, um dessen Enthüllung beziehungsweise um einen kulturellen Stil und abyssale Kategorien?

Wir gehen davon aus, dass Schmerzen eine Ursache haben. Diese kann bekannt, aber auch unbekannt sein. Auf jeden Fall wird sie auf der objektiven Ebene gesucht, das heißt auf derjenigen, auf welcher sich auch die Wirkung in einem nachprüfbaren Sinn zeigt, auf einem Messgerät etwa oder in einer für Drittpersonen wahrnehmbaren Reaktion des Patienten. Bevor der Schmerz aber objektiviert werden kann, bevor also seine nervösen Ursachen bekannt sind, muss die Sprache in Form von Metaphern aushelfen. Die Sprache erzeugt zwar nicht das Schmerzgefühl, ersetzt aber vorläufig die Leerstelle der bislang unbekannten Ursache und weist dem Nachdenken den Weg dorthin. Bei einem stechenden Kopfschmerz steckt kein wirkliches Messer im Kopf, jener fühlt sich aber an, als ob ein Messer in diesem steckte. Die Metapher enthüllt hier das Mysterium, das heißt den »Abyssos« der bisher unbekannten objektiven Ursache des Kopfschmerzes. Und ob der Stich als aktiv oder passiv erlebt wird, das heißt vom eigenen Willen ausgehend oder als von außen zugefügt, darüber entscheidet der Stil der Kultur, in der man lebt. Dort wo das »Ziehen« von Schmerzen eine entscheidende Rolle spielt, nämlich in der Akupunktur, lässt sich jedenfalls in grober Einteilung sagen, dass die chinesische Kultur unter einem ziehenden Schmerz etwas anderes versteht als die europäische. Auf jeden Fall handelt es sich im Sinne Lucian Blagas um »enthüllende« und nicht nur um »verdeutlichende« Metaphern, denn erstere erzeugen einen Inhalt, während letztere einen schon bestehenden Inhalt lediglich verdeutlichen. So gesehen ist also jeder Mensch, der seine leibliche Befindlichkeit beschreibt, ein kulturschaffendes Wesen. Der eigene Leib ist ein Mysterium, das sich jeder direkten Beschreibung entzieht.

Um die seelische (= subjektive) Bedeutung der Metapher besonders verdient gemacht hat sich Günther Anders in jenem Kapitel seines Buches *Die Antiquiertheit des Menschen*, wo es um die »Rehabilitierung der Metapher« geht. Er zeigt dort, wie falsch es wäre, eingeschüchtert von der objektivierenden Übermacht der Naturwissenschaft, in falscher Bescheidenheit von der »nur« metaphorischen Rede über das Seelische zu sprechen:

> Wenn der Kranke uns vorstöhnt, sein Schmerz sei »stumpf«, dann verstehen wir genau, was er empfindet, und was er sagen will; und der médecin imaginaire, der diese Mitteilung als »unwissenschaftlich« oder als »nur metaphorisch« abtäte, und der dem Kranken vorwürfe, eine Bezeichnung zu verwenden, die einem anderen Sinnesgebiet zugehöre und sich einer »metabasis eis allo genos« schuldig zu machen, wäre eine Figur für eine Posse über das wissenschaftliche Zeitalter.[23]

Das Metaphorische gehört zur Wirklichkeit des Seelischen, ja gehört nicht nur dazu, sondern ist sie selbst. Auf Metaphern zu verzichten käme einer Realitätsverweigerung des Menschlichen gleich und würde gerade dem Wissenschaftler eine seiner wichtigsten Orientierungshilfen entziehen. Auch wenn Lucian Blaga den Menschen noch grundsätzlicher als Günther Anders als das »metaphorisierende Tier« denkt, so würde er Letzterem doch zustimmen, wenn dieser sagt, dass »wir im Faktum der Metaphorik gerade einen der wesentlichsten Züge der Seele selbst in

23 Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. Band 1, München 1983, S. 78.

der Hand« halten.[24] Günther Anders vertritt sogar die Auffassung, dass das Metaphorische der klassischen Dreiteilung von Geist-Seele-Leib vorausliegt und nicht einem dieser drei Bereiche entspringt, sondern schon eine »vor-spezifische« Bedeutung habe. »Nicht nur, was ein ›stumpfer Schmerz‹ ist, sondern sogar auch, was ein stumpfes Messer ist, verstehen wir nur deshalb, weil wir vor-spezifisch verstehen, was ›stumpf‹ ist.«[25]

ZUR AKTUALITÄT DER METAPHOROLOGIE BLAGAS

Entgegen der weit verbreiteten Ansicht, ein philosophisches Werk sei überholt, wenn es nicht jüngsten Datums ist, muss in diesem Fall mit Nachdruck das Gegenteil vertreten werden. Das Problem des Metaphorischen ist bei weitem nicht ausgestanden, sondern wird als Kehrseite des hyperrationalen Zeitalters immer virulenter. Daher bietet Blagas Werk aus dem Jahre 1937 Einblicke, die ungebrochen erhellend sind, wenn es um die »Entstehung der Metapher und den Sinn von Kultur« geht. Dass der Mensch durch die dominierende Ratio der Neuzeit den notwendigen und wesenskonstitutiven Bezug zum Metaphorischen zu verlieren droht, zeige sich nach Blaga unter anderem in der Dichtung, wo das an sich und unbedingt existierende Mysterium des kulturellen Seins in ein erkünsteltes Geheimnis durch mutwillige Tabuisierung von Objekten umgewandelt wird.

> In der Dichtung etwa sind diese im Laboratorium erzeugten Mysterien einem Paul Valéry nicht immer fremd. Von der natürlichen Bedeutung kosmischer Mysterien im Stich gelassen, schneidert er sie oftmals »methodisch« zurecht. Wenn Paul Valéry sagt: *Haupt ohne Rest und ganz geschlossne Krone, ich bin in dir die Spur Veränderung* (aus dem Gedicht *Der Friedhof am Meer*, im Original *Le cimetière marin*, übersetzt von Rainer Maria Rilke), so lässt sich kaum verstehen, dass vom »Mittag« die Rede ist, wenn wir nicht vorher schon einen genauen Hinweise darauf hätten, was das Objekt, das durch die Bilder verdunkelt wird, eigentlich bedeutet.[26]

Vom französischen Lyriker Stéphane Mallarmé wird die souveräne Selbstironie überliefert, die er in seiner Antwort einem ungeduldig um die Aushändigung eines Manuskripts bittenden Journalisten zum Ausdruck bringt: »Warten Sie wenigstens, bis ich noch ein bißchen Dunkelheit angebracht habe.«[27]

Nach Blaga zeigen sich die »interessantesten und üppigsten Blüten des Metaphorischen«[28] aber im Mythos. Daher gilt auch hier, dass die Ratio künstlich in den Mythos zu kippen droht, weil es den authentischen Mythos aus der Zeit vor dem Aufkommen des Logos nicht mehr gibt. Die Ratio wird dabei selbst zum Mythos, der damit den Charakter des wahrhaften Mysteriums wie bei der gekünstelten Metapher verliert. Man vergleiche zu diesem Zweck die Kritik von Thomas Szasz am »Mythos der Psychotherapie« und die »medizinische Behandlung in Metaphern«.[29] Hier geht es nicht, wie bei Günther Anders, um die berechtigte »Rehabilitierung der Metapher« gegenüber der wissenschaftlichen Ratio, sondern umgekehrt um die künstliche Mythisierung durch Metaphern. Der Ausdruck »Mythos« gehört dann nach Blaga

24 Vgl. ebenda.
25 Vgl. Anders: Die Antiquiertheit, S. 78.
26 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 56f.
27 Zitiert nach Hugo Friedrich: Die Struktur der modernen Lyrik. Hamburg 1962, S. 91.
28 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 61.
29 Vgl. Thomas Szasz: Der Mythos der Psychotherapie. Wien 1982.

> […] zu den Requisiten des Genius der Banalität. Zu den Philosophen von Rang, die dieser massiven Abwertung und Banalisierung Vorschub geleistet haben, muss man unbedingt Nietzsche zählen. Selbstverständlich konnte er nicht die verheerenden Wirkungen seiner Initiative vorhersehen. Historisch belegt ist, dass Nietzsche der Erste war, der mit Entschlossenheit die Vorstellung »Atom«, »Substanz«, »Ursache« etc., d. h. sowohl die Grundbegriffe der Wissenschaft als auch die Kategorien des menschlichen Verstandes, die es seit eh und je gibt, als bloße Mythen des menschlichen Geistes auffasste, als gelegentlich unvermeidbare, manchmal verdammenswerte, gelegentlich auch für Übertreibungen geeignete Mythen. Das Kriterium, nach dem Nietzsche die Mythen beurteilte, war jenes der biologischen Zweckmäßigkeit.[30]

Dem Mythos muss nach Blaga sein eigentlicher Sinn wieder zurückgegeben werden. Es sei nach Blaga unmöglich, »am selben Tag das Atom und den ›Mythos‹ überhaupt auf eine Stufe zu stellen.«[31] Mythen seien die ursprünglichste Enthüllung des Mysteriums des menschlichen Seins. Begriffe können hier nicht mithalten.

> Die Mythen sind Gebilde mit enthüllender Absicht und die ersten großen Zeugnisse einer Kultur. In dieser ihrer Eigenschaft werden sie für immer den Stempel stilistischer Determinanten tragen; sie werden innerlich von den abyssalen Kategorien eines Volkes modelliert. Gerade wie auch die anderen Erzeugnisse einer Kultur entspringen sie der stilistischen Matrix eines Volkes oder einer Gruppe von Völkern.[32]

Wenn aber der Mythos heutigentags rational konstruiert wird und sich der authentische Mythos früher Jahrhunderte nicht einfachhin wiederholen, sondern nur nachahmen lässt, wie ist dann das Mysterium »Welt« zu verstehen, wenn beide Wege versperrt sind, der eine durch Künstlichkeit, der andere durch bloße Imitation? Blaga gibt darauf eine umfassende Antwort, die sein gesamtes philosophisches Werk beherrscht. Es ist der »Große Anonyme«, der den Menschen einerseits kulturschöpferisch sein lässt, ihn andererseits daran hindert, Mysterien in etwas Rationales umzuwandeln.

> Der Große Anonyme hat den Menschen mit einer schöpferischen Bestimmung ausgestattet, aber mittels transzendenter Bremsen sich ihm in den Weg gestellt, Mysterien zu ersetzen. Die Schaffung von Kultur verstehen wir daher als eine Art Kompromiss, den der mögliche Konflikt zwischen dem »menschlichen Sein« selbst und dem »Großen Anonymen« erfordert.[33]

Der »Große Anonyme« ist nach Blaga weder ein rationaler Gedanke noch eine nachahmende Wiederholung von etwas Gewesenem. Er ist das schlechthin Unbekannte. Er ist der Abgrund, dem alle Gedanken abgerungen werden müssen. Die Welt lässt sich aufgrund ihrer Rätselhaftigkeit nur metaphorisch, das heißt immer nur in verschobener und nie in direkter Weise ausdrücken. Darin besteht der Sinn von Kultur. Der Kreis schließt sich, und der Titel des Buches wird klar. Der Text möge auf das Interesse des deutschsprachigen Lesers stoßen.

30 Blaga: Die Entstehung der Metapher, S. 63.
31 Ebenda, S. 64.
32 Ebenda, S. 77.
33 Ebenda, S. 160.

RAINER SCHUBERT, geboren 1948 in Wien, studierte an der Universität Wien Psychologie, Logistik und Philosophie. Nach seiner Dissertation im Fach Philosophie (*Heidegger und das Problem der Technik*, 1977) war er Vertragsassistent am Institut für Philosophie der Universität Wien und langjähriger Kursleiter in der Erwachsenenbildung. Von 1994 bis 1999 war er Österreichischer Lektor an der Polytechnischen Universität Temeswar (rum. Universitatea Politehnica Timișoara). Zwischen 1999 und 2007 war er Kulturattaché an der Österreichischen Botschaft Bukarest und gleichzeitig Leiter des dortigen Österreichischen Kulturforums. Von 2007 bis 2009 unterrichtete er als Universitätsprofessor für Philosophie an der Babeș-Bolyai-Universität (UBB) in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca), seit 2011 ist er als Professor für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. Heiligenkreuz tätig. Zu seinen Publikationen gehören zahlreiche technikphilosophische Schriften, etwa der 2009 erschienene Band *Räumlichkeit online. Der Mensch im Internet*.
E-Mail: rainer.schubert@inode.at

Die Ungarndeutschen unter Überwachung in den Jahren 1945 bis 1956[1]

Von Katalin Gajdos-Frank, Jakob-Bleyer-Heimatmuseum in Wudersch/Budaörs

Im Doktoratsstudium an der Budapester Andrássy-Gyula Deutschsprachigen Universität lautete mein Forschungsthema: »Die deutsche Minderheit in Ost- und Mitteleuropa im 20. Jahrhundert im Fokus auf ihr Schicksal in Ungarn in den ersten elf Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg«. Das Augenmerk der daraus resultierenden Dissertation galt der nach dem Zweiten Weltkrieg gegenüber den Deutschen in Ungarn praktizierten Politik, die ich mit Hilfe der Dokumentenbestände im Historischen Archiv der Staatssicherheitsdienste (ung. Állambiztonsági Szolgálatok Történeti Levéltára) erforscht habe. Die analysierten Dokumente mit Bezug zur Geschichte der Internierung der Ungarndeutschen und den Internierungslagern sowie die Maßnahmen der politischen Verfolgung nach 1948 machen deutlich, dass die Diskriminierung der deutschen Minderheit in Ungarn das gesamte Nachkriegsjahrzehnt andauerte.

In meiner Dissertation werden Fallstudien über aktenkundig gewordene ungarndeutsche Flüchtlinge und Internierte vorgestellt, die Ungarn erst 1956, während der Revolution, verlassen konnten. Obwohl viele Ungarndeutsche während und nach der Vertreibung (1946–1948) meist nur zu ihren Verwandten zurück flüchteten, ihr bewegliches Vermögen mitnehmen wollten oder einfach auf eine Besserung ihrer Lage hofften, fielen ihre Fälle meistens in den Aufgabenbereich der Staatssicherheit. Die strengen Maßnahmen gegen die Ungarndeutschen wurden Schritt für Schritt ausgeweitet: Neben dem Dienst in der deutschen Wehrmacht oder der deutschen Staatsbürgerschaft reichte bald auch die Mitgliedschaft beim Deutschen Volksbund als Internierungsgrund. Ab Herbst 1946 wurde die Internierung zentralisiert. Das Lager Süd-Buda war ab 1946 die Zentrale der Budapester Hauptkommandantur der Ungarischen Staatspolizei. Die Internierten wurden im Sommer 1949 aus Süd-Buda

1 Der Text basiert zum Teil auf der von der Verfasserin an der Budapester Andrássy-Gyula Deutschsprachigen Universität 2012 eingereichten Dissertation »Die Sowjetisierung Ungarns. Die Überwachung der Ungarndeutschen durch die Staatssicherheitsdienste zwischen 1945 und 1956«, die 2016 in ungarischer Sprache unter dem Titel »Megfigyelve. Az állambiztonsági szolgálatok jelentései a magyarországi németekről 1945 és 1956 között« [Überwacht. Berichte der staatlichen Sicherheitsdienste über die Ungarndeutschen zwischen 1945 und 1956] in Wudersch (ung. Budaörs) erschien.

nach Kistarcsa überführt, denn nach 1949 wurde das Internierungslager Kistarcsa zur Zentrale. Als Sammellager brachte man die Internierten zuerst nach Kistarcsa; von hier brachten die Behörden die Personen nach Recsk, Kazincbarcika oder nach Tiszalök.[2]

Die »neue Ordnung« hielt auch die ungarndeutschen Kriegsgefangenen für ihre Gegner: Im Dezember 1950 kehrten viele Ungarndeutsche aus sowjetischer Gefangenschaft zurück. Ihre Familien wurden bereits nach 1946 vertrieben, und diese jungen Männer durften nicht zu ihren vertriebenen Familien emigrieren, sondern wurden vom ungarischen Staat, genauer von den Staatssicherheitsdiensten, interniert. Die Mehrheit der ungarndeutschen Kriegsgefangenen wurde im Lager Tiszalök untergebracht und bis 1953 – wegen ihrer Vergangenheit und Abstammung – zur Zwangsarbeit gezwungen.[3]

Das ab Juli 1950 errichtete, im Mátra-Gebirge liegende Lager war von der Außenwelt isoliert: Von den nach Recsk gebrachten Personen erfuhren die Familienmitglieder in der Folge nichts mehr. In Recsk lebten ungefähr 1.300 bis 1.600 Internierte, darunter auch viele Kriegsgefangene, die vor allem im Jahr 1952 aus der Sowjetunion zurücktransportiert und nach Recsk gebracht wurden. Als Fallbeispiel kann das des Ungarndeutschen M. Klébl[4] gelten, der festgenommen, am 19. Dezember 1949 zunächst in das Sammellager nach Kistarcsa gebracht und später in Recsk interniert wurde. Im Mai 1951 konnte eine kleine Gruppe aus dem Lager fliehen. Die Geflüchteten wurden bald festgesetzt; nur einem ungarndeutschen Internierten, G. Michnay,[5] gelang es, in den Westen zu flüchten. Michnay wusste, dass zahlreiche Ungarn insgeheim die Sendungen des seit 1950 in München ansässigen Radio Free Europe (RFE) hörten. Nach seiner Flucht, als er schon in München war, gab Michnay bei RFE die Namen seiner im ungarischen Lager Recsk internierten Freunde bekannt. Somit erfuhr Westeuropa mit Hilfe von Michnay von dem »ungarischen GULAG«, von dem Internierungslager in Recsk, und die ungarischen Familien wussten nun, wo sich ihre zuvor von den Staatssicherheitsdiensten verschleppten, verschwundenen Familienmitglieder befanden. Klébl hatte vom Vorhaben der Internierten gewusst, und wegen Verweigerung der Anzeigepflicht über Gefangenenbefreiung wurde er am 26. Februar 1953 vom Budapester Kriegsgericht zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Michnay war bereits 1951 in Deutschland; Klébl konnte erst während der Revolution im Jahr 1956 emigrieren.

Im ersten Jahrzehnt nach Kriegsende sind viele ungarndeutsche Flüchtlinge aktenkundig geworden. Es ging hier vor allem um Personen, die entweder zu ihren vertriebenen Familien nach Deutschland oder vor der Internierung flüchteten. In einem Steckbrief-Dossier über F. Haidler[6] ist zu lesen, dass dieser 1950 vor dem

2 Barbara Bank: Az internálás és kitelepítés dokumentumai. [Dokumente der Internierung und der Deportation] In: György Gyarmati (Hg.): Trezor 3. Az átmenet évkönyve. [Trezor 3. Das Jahrbuch des Übergangs]. Budapest 2004, S. 107–130.

3 Als Beispiel kann die Geschichte von Josef Ringhoffer, geboren 1927 (Name der Mutter: Mária Weinperl), herangezogen werden. Er wurde zur Waffen-SS rekrutiert, später von den Sowjets festgenommen, und nach seiner sowjetischen Kriegsgefangenschaft internierten ihn die Staatssicherheitsdienste 1950 in Tiszalök.Nach der Amnestieverordnung konnte er 1953 in die BRD aussiedeln. Historisches Archiv der Staatssicherheitsdienste (im Folgenden: ÁBTL), V-70214, Ringhoffer József; vgl. dazu: Josef Ringhofer: Bilddokumentation eines Leidensweges 1951–1953. Stuttgart 1993.

4 ÁBTL, O-16719, 51.szám.

5 ÁBTL, V-77962, Michnay Gyula.

6 ÁBTL, O-10037, »F. Haidler«, 1950.

ungarischen Militär geflohen sei und steckbrieflich gesucht werde. Die ÁVH (Államvédelmi Hatóság; Staatssicherheitsbehörde) beobachtete auch Haidlers Familie, und dem Dossier lässt sich entnehmen, dass Haidlers Eltern nach Ungarn zurückgekehrt waren. Diese Beobachtungsarbeit war so »erfolgreich«, dass später auch Haidlers Bruder aktenkundig wurde. Er war nach Österreich geflüchtet, die Eltern waren in Ungarn geblieben. Sie waren nur darüber informiert, dass jemand ihrem Sohn in Wien hatte helfen wollen, und schrieben diesem Herrn einen Brief. Die ÁVH las den Brief mit. Da dieser Brief aber auf Deutsch, und zwar in schwäbischem Dialekt, geschrieben worden war, mussten die Behörden ihn übersetzen. Die unverständliche Übersetzung beweist allerdings, dass in den Reihen des Staatssicherheitsdienstes zu dieser Zeit offensichtlich noch nicht viele Ungarndeutsche angestellt waren.

Wegen der illegalen Grenzüberschreitung des Bruders und wegen der angeblichen amerikanischen Spionage Haidlers verhörte die Staatssicherheit die Eltern später mehrmals in Budapest. Die gestellten Fragen und die Meinung der Agenten zeigen, dass das Verhör in einem aggressiven Ton ablief. Die Einschüchterung durch den Staatssicherheitsdienst und die Tatsache, dass die Kinder in Österreich waren, bewogen die Eltern schließlich dazu, nach Österreich flüchten zu wollen. Im Sommer 1956 gingen sie zu Fuß nach Győr, wo sie ein Grenzsoldat aufhielt. Da sie keine Papiere vorzeigen konnten, wurden sie festgenommen und verhört. Im Dossier gibt es keine weiteren Angaben darüber, was mit den Eltern nach der Verhaftung passierte. Der Abschluss des Steckbrief-Dossiers von Haidler erwähnt lediglich, dass die Familie Ungarn im November 1956 verließ.

Die Mitarbeiter der Abteilungen der ÁVH verfügten auch nach der Amnestieverordnung von 1953 über eine besondere Macht, zunächst bis 1956. Obwohl Ministerpräsident Imre Nagy in seiner Rede am 28. Oktober 1956 während des Volksaufstandes die Auflösung der Staatssicherheitsdienste verkündet hatte, spielten nach Oktober 1956 die politische Polizei und die Agenten der Staatssicherheitsdienste wieder eine entscheidende Rolle in der sozialistischen Politik des Landes bis zur Wende. Das beweisen die im Archiv der ungarischen Staatssicherheitsdienste gefundenen, mehr als 158 Dossiers über Radio Free Europe. Ich fand sogenannte A-Dossiers[7] (mit Informationen und Beschreibungen), Bt-Dossiers[8] (über die Agenten), K-Dossiers[9] (Meldungen, Ergebnisse bezüglich der Überwachung), sogenannte M-Dossiers (Meldungen der Informanten und Agenten) und viele V-Dossiers (Untersuchungsdossiers, überwachte Personen).

Interessant ist zum Beispiel das Dossier über einen »Doppelagenten« mit dem Agentennamen »Viktor West«: Er arbeitete ab 1957 bei RFE in München und gleichzeitig auch als Agent für den ungarischen Staatssicherheitsdienst. In einem anderen Dossier war Radio Free Europe das »Zielobjekt«: Der Agent mit dem Decknamen »Csillag« (der früher in einem ungarischen Gefängnis gearbeitet hatte) erhielt die Aufgabe, in das RFE-Archiv in Wien einzubrechen; diese Aktion wurde jedoch nicht durchgeführt. In einem V-Dossier kann man über einen jungen Mann lesen: F. Mayer[10] war noch Gymnasiast, schrieb jedoch im Jahr 1966 einen interessanten Brief an Péter Cseke (Radio Free Europe) und an den ungarischen kommunistischen

7 Zum Beispiel ÁBTL, A-3174, »A fasiszta magyar emigráció« [Die faschistische ungarische Emigration].
8 Zum Beispiel ÁBTL, Bt-59/2, Bt-59/3 »West Viktor«.
9 Zum Beispiel ÁBTL, K-308, »Csillag«.
10 ÁBTL, V-153869, F. Mayer.

Ministerrat über die Ereignisse in Ajka im Herbst 1956. Seine Briefe unterzeichnete Mayer im Namen des »Bakoyer Revolutionsausschusses« (Bakonyi Forradalmi Bizottság) und im Namen des sogenannten »Vereins der Freunde der Freiheit« (Szabadság Barátainak Szövetsége). Die ungarische Staatssicherheit dachte (wegen der Unterschriften) an internationale, geheime Aktionen und nahm Mayer deshalb fest.

Anhand der zur Forschung freigegebenen Dokumente können die zwischen 1945 und 1956 aktenkundigen Ungarndeutschen in verschiedene Kategorien eingeteilt werden: Deutsche in Ungarn wurden erstens wegen antidemokratischer Aussagen aktenkundig. Hier findet man keinen inhaltlichen oder zahlenmäßigen Unterschied zwischen den Akten zu Ungarn und Ungarndeutschen.

Zweitens wurden viele Ungarndeutsche wegen ihrer Herkunft und Vergangenheit aktenkundig. In diesem Punkt sind die Unterschiede offenkundig, zumal die ungarndeutsche Minderheit in beiden Diktaturen instrumentalisiert worden war. Aufgrund der Ergebnisse der Volkszählung aus dem Jahr 1941 wurden die Ungarndeutschen von den Nationalsozialisten als »Volksdeutsche« betrachtet und zur Waffen-SS zwangsrekrutiert.[11] Für die neue Ordnung, für die ungarische Regierung und vor allem für die kommunistische Partei spielte die Zugehörigkeit der Ungarndeutschen zu den deutschen Minderheiten eine entscheidende Rolle bei der Vertreibung nach 1946. Die Sowjets betrachteten die Ungarndeutschen als »Deutsche«, die zur »Malenkij robot« (»kleinen Arbeit«) im Winter 1944/45 beziehungsweise in sowjetische Gefangenschaft verschleppt oder – zusammen mit der neuen politischen Macht in Ungarn – nach dem Krieg als Feinde der neuen politischen Ordnung interniert respektive in Arbeitslager transportiert wurden. Beweis dafür ist, dass ein Großteil der in Ungarn Internierten Ungarndeutsche waren und ein »Schwaben-Kulake« in den Akten der Staatssicherheitsdienste negativer bewertet wurde als ein ungarischer »Kulake«.

Drittens erfolgte eine Aufnahme in die Akten aufgrund der Mitarbeit im Agentennetz, wozu Ungarndeutsche vor allem wegen ihrer Fremdsprachenkenntnisse überredet oder gezwungen wurden. Hier findet man keinen Unterschied zwischen den ungarischen und ungarndeutschen Akten; man findet nur zahlenmäßig weniger Mitarbeiter ungarndeutscher Abstammung in den Reihen der Staatssicherheitsdienste. Da diese Minderheit nach 1945 – durch Verschleppung, Vertreibung, Enteignung – kollektiv bestraft wurde, meldeten sich nicht viele Ungarndeutsche zur Arbeit im Geheimdienst.

Zur vierten Kategorie gehörten die wegen »Verbrechen« gegen die Demokratie verhafteten Ungarndeutschen. Als »Verbrechen« galten in dieser Hinsicht vor allem Fluchtversuche, »Attentate« und illegale Grenzüberschreitungen. Die ungarndeutschen »Täter« erhielten jedoch eine eindeutig strengere Bestrafung als die ungarischen.

Im Juli 1953 fertigte der Staatssicherheitsdienst eine Statistik an: Von den 2.692 Internierten waren 1.130 Personen Ungarn, 1.037 Personen Deutsche. Der Anteil der ungarischen Internierten betrug 42 Prozent, der Anteil der deutschen Internierten circa 39 Prozent.[12] Erst in den 1960er-Jahren wurde die Atmosphäre liberaler. Den-

11 Wobei hier die Zahlen der Rumänen, Jugoslawen und Österreicher außer Acht gelassen wurden, obwohl anzunehmen ist, dass zahlreiche Flüchtlinge aus diesen Ländern auch »Volksdeutsche« waren; in Rumänien Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, in Jugoslawien Banater oder Batschkaer Schwaben und in Österreich Soproner oder Burgenländer.

12 ÁBTL, A-479.

noch wurde trotz der Reformen nach 1968 die kommunistische Nationalitätenpolitik nicht merklich minderheitenfreundlich. Erst 1989 wurden die nationalen und ethnischen Minderheiten in der Verfassung als »staatsbildende Faktoren« bezeichnet. Für viele Minderheiten, darunter für die deutsche, war es sprachlich, kulturell und auch wirtschaftlich gesehen jedoch viel zu spät geworden.

KATALIN GAJDOS-FRANK studierte Germanistik an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest und promovierte anschließend an dortigen Andrássy-Gyula Deutschsprachigen Universität. Wissenschaftlich befasste sie sich mit der Geschichte der Deutschen in Ungarn nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Seit 2011 leitet sie das Jakob-Bleyer-Heimatmuseum in Wudersch (ung. Budaörs). Außerdem gehört sie seit 2014 dem Vorstand der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen an.
E-Mail: k.gajdos-frank@heimatmuseum.hu

The Hungarian Germans under Surveillance from 1945 to 1956
(Abstract)

This text presents main features of the politics of Hungarian state authorities towards the Hungarian Germans from 1945 to 1956, based on documents from the Historical Archive of the Security Services in Budapest. After the period of forced migrations (until 1948), the new communist regime treated the remaining Germans with repressive measures, for instance internments in camps, for which the author gives some examples. These practices were made public by refugees towards the West who managed to get involved in the broadcast activities of Radio Free Europe in Munich. The author determinates four categories why Hungarian Germans appeared in the security records: 1. for »antidemocratic statements«; 2. for their origin and past; 3. for being themselves involved into secret service activities; 4. for »crimes against democracy« under communist rule.

Fokus: Rijeka – Europäische Kulturhauptstadt 2020

Vielfältige Erinnerungen an eine heterogene Stadt

Rijeka, Kulturhauptstadt Europas 2020

Dieses Jahr trägt Rijeka, die Hafenstadt and der nordadriatischen Küste Kroatiens und gleichzeitig die drittgrößte Stadt des Landes, zusammen mit der irischen Stadt Galway den Titel »Europäische Kulturhauptstadt«. Unter dem offiziellen Motto »Hafen der Vielfalt« werden nicht nur die vibrierende Kulturszene der Gegenwart, sondern auch ausgewählte Zeitabschnitte aus der komplizierten und wechselvollen Geschichte der Stadt – seit 1719 Freier Königlicher Hafen – in den Mittelpunkt rücken.

Im Rahmen meiner Habilitationsschrift beschäftige ich mich seit Jahren mit der Geschichte dieser faszinierenden Stadt, im Speziellen mit einer ereignisreichen Zeitetappe. Von 1868 bis 1918 stand Rijeka (dt. veraltet St. Veit am Pflaum, it./ung. Fiume, sl. Reka) unter direkter Herrschaft des Königreichs Ungarn, ab 1870 provisorisch als *corpus separatum* verwaltet. Das Provisorium erwies sich als dauerhaft und blieb bis zum 29. Oktober 1918 bestehen, als der letzte Gouverneur Fiumes die Stadt verließ. Diese Periode, obwohl immer wieder durch Manifestationen der Unzufriedenheit seitens der kroatischsprachigen – und in den letzten Jahren auch zunehmend der italienischsprachigen – Einwohner der Stadt unterbrochen, zeichnete sich dennoch durch ein überwiegend friedliches Zusammen- und Nebeneinanderleben von Vertretern zahlreicher Nationalitäten, Sprachen, Kulturen und Konfessionen beziehungsweise Religionen aus.

»Rijeka ist eine ungarische Stadt, die von italienischsprachigen Kroaten bewohnt wird«, lautete ein damals populäres Sprichwort. In der Realität war die sprachliche Situation jedoch deutlich komplexer, denn neben den zwei lokalen Amtssprachen – Ungarisch und Italienisch – wurde nicht nur Kroatisch gesprochen, sondern eine bunte Fülle von weiteren Sprachen und Dialekten. Unter den autochthonen Einwohnern war die Fiumaner Mundart, die durch eine spezifische Mischung einer Variante der venetischen Sprache mit Elementen des lokalen kroatischen Dialekts (Nordtschakawisch/Sjevernočakavski), bei gelegentlicher Verwendung von kroatisierten deutschen Wörtern entstanden war, verbreitet.

Obwohl Rijeka als zweisprachig (kroatisch, italienisch) oder als dreisprachig (kroatisch, italienisch, ungarisch) galt, kommt die Stadt in zahlreichen Beschreibungen von Zeitzeugen als vier- oder mehrsprachig vor. So schrieb der ungarische Reisende Géza Kenedi in den 1880er-Jahren:

> Ueberall hört man die melodischen Klänge der italienischen Sprache, vermischt mit dem Idiom der Ungarn, Slaven und Deutschen; ferner der Franzosen, Engländer und anderer Völker, die der überseeische Verkehr hier führt.[1]

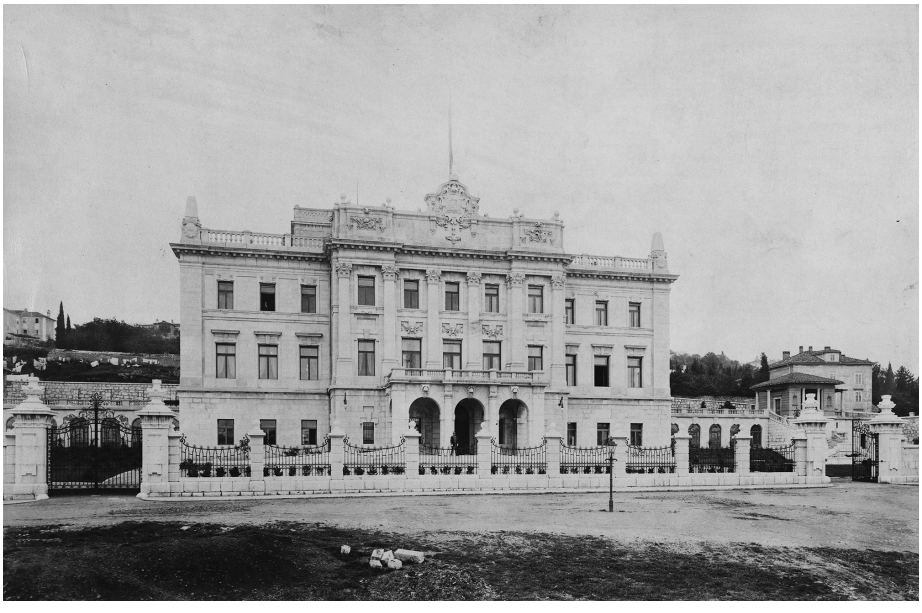
Deutsche Muttersprachler bildeten die fünftgrößte Gruppe bei den Volkszählungen 1900 und 1910, hinter den Kroatisch-, Italienisch-, Ungarisch- und Slowenischsprachigen, aber die deutsche Sprache wurde im Alltag von einem deutlich größeren Kreis verwendet.

Die deutschen Spuren in Rijeka sind zahlreich, auch wenn sie heute meistens gut versteckt sind. Zu ihnen zählen etliche herausragende Persönlichkeiten, die in der Stadt gelebt und gewirkt haben, deutschsprachige Vereine, Zeitungen und weitere Publikationen auf Deutsch. Deutsch war auch die Unterrichtssprache am k. k. Gymnasium in den 1850er-Jahren des Bach-Absolutismus und bis 1918 an der k. k. (ab 1869 k. u. k.) Marineakademie, die seit 1857 in Fiume ansässig war. Zur Gründung einer Grundschule mit deutscher Unterrichtssprache kam es jedoch nicht. Einen diesbezüglichen Antrag des »Vereins zur Errichtung und Erhaltung einer deutschen Privat-Elementar-Schule« aus dem Jahr 1876 lehnte der ungarische Ministerpräsident Kálmán Tisza höchstpersönlich ab.

Deutsch war eine der Gottesdienstsprachen der evangelischen Kirchengemeinde, die zunächst als Triester Filiale in den 1850er-Jahren gegründet worden war und sich in den 1880er-Jahren als selbständige Gemeinde konstituierte – und damit auch eine der Sprachen des evangelischen Religionsunterrichts an den örtlichen Schulen. Im städtischen Vereinsleben spielte der 1883 gegründete Naturwissenschaftliche Club eine wichtige Rolle, und in der Industrie waren Deutsche und Österreicher – oft als Führungskräfte oder als Ingenieure – zahlreich vertreten. Deutschsprachige Architekten wie Alois/Alajos Hauszmann, Leopold/Lipót Baumhorn oder das Wiener Architektur-Büro Fellner & Helmer hinterließen durch ihre imposanten Bauten in der Stadt wichtige Spuren. Der junge Gustav Klimt verantwortete, in Zusammenarbeit mit seinem Bruder Ernst und mit Franz Matsch, die allegorischen Bilder, die die Decke des Fellner & Helmer-Theaters bis heute schmücken. Im deutschsprachigen Raum ist der wohl bekannteste Sohn der Stadt Ödön von Horváth, der allerdings lediglich seine ersten Lebensmonate in Rijekas Nachbargemeinde Sušak verbrachte.

Der Zerfall der Habsburgermonarchie war nur der erste Umbruch von vielen im 20. Jahrhundert: Die autonomistischen Bestrebungen wurden zunehmend stärker. Nach einer kurzen Übergangsphase unter der Regierung des Italienischen Nationalrats besetzte Gabriele D'Annunzio am 12. September 1919 mit seinen Freischärlern die Stadt, wo er in den folgenden 15 Monaten ein protofaschistisches Experiment durchführte. Im Anschluss daran wurde der Freistaat von Fiume gegründet, der 1924 Italien angegliedert wurde. Dort blieb die Stadt (vom heutigen Stadtteil Sušak abgetrennt) bis nach dem Zweiten Weltkrieg, um 1947 zu einem Bestandteil Jugoslawiens zu werden. Mit der 1991 erlangten Selbständigkeit Kroatiens kam jedoch die industrielle Krise und die Auflösung des Schiffbaus, was zu erheblichen wirtschaftlichen und demografischen Änderungen führte.

1 Géza Kenedi, Wilhelm Gerlai: Nach und durch Ungarn. V. Bändchen. Von der Donau zum Quarnero. Zürich [ca. 1885], S. 41.



Die von Alajos/Alois Hauszmann entworfene Hauptfassade des Gouverneurspalastes in Fiume/Rijeka um 1897–1899. © Fortepan / Budapest Főváros Levéltára. Signatur: HU.BFL.XV.19.d.1.11.020

In diesem Heft der *Spiegelungen* widmen wir Rijeka/Fiume drei Aufsätze:

In ihrem wissenschaftlichen Aufsatz betrachtet Ilona Fried aus Budapest die Zeit der Doppelmonarchie aus ungarischer Sicht zusammen mit den wichtigsten Elementen der jetzigen Erinnerungskultur und lässt Zeitzeugen dieser vielfältigen Stadt zu Wort kommen.

Ebenfalls im wissenschaftlichen Teil befindet sich der Aufsatz von Ivan Jeličić aus Rijeka/Budapest, in dem er sich mit einem bisher wenig untersuchten Aspekt beschäftigt: der – weitgehend unterdrückten – Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Rijeka.

Im Feuilleton reflektiert Renate Lunzer aus Wien die widersprüchlichen Erinnerungskulturen und Wahrnehmungen in Triest und in Rijeka bezüglich der Herrschaft D'Annunzios aus einer Distanz von 100 Jahren und wirft dabei Fragen über die Mythologisierung und Remythologisierung historischer Ereignisse und Akteure auf, denen auch über Rijeka hinaus Aktualität zukommt.

Die Autoren wurden im Vorfeld gebeten, ad libitum Momente oder Motive aus der Geschichte der Stadt aufzugreifen und diese jeweils aus einer ungarischen, italienischen/italianistischen beziehungsweise kroatischen/jugoslawischen Perspektive zu präsentieren. Deshalb sind diese Texte als Reflexionen und Impulsgeber gedacht, ohne Anspruch auf Vollständigkeit der möglichen Standpunkte und Interpretationen. Hoffentlich spornen sie auch Sie an, mehr über diese Stadt zu erfahren oder sie dieses Jahr sogar zu besuchen! Wenn Sie nach der Lektüre noch mehr Wissensdurst nach Rijeka verspüren, kann ich an dieser Stelle bereits ankündigen, dass für das nächste *Spiegelungen*-Heft weitere Texte über die Stadt geplant sind.

Angela Ilić

»Out to Sea, Hungarians!«

History, Myth, Memories. Fiume 1868–1945

Von Ilona Fried, Eötvös Loránd University, Budapest

INTRODUCTION

This article follows more than twenty years after my first publications about Fiume (Rijeka in Croatian), the first syntheses of the last hundred-plus years, and it gives me the opportunity to rethink and synthetize my past research without essentially changing some of my original ideas and to enrich them with some more recent ones. I discuss Fiume as having reflected different, sometimes antagonistic social processes ranging from liberal tendencies and multiethnic coexistence to nationalistic divergent forces, but on the whole, later disruptions were caused not so much by internal forces as by external, international processes. As an Italianist, in this article I have sought to reconstruct some of the characteristics of Fiume during the years 1868–1945, mostly in relation to Italian and Hungarian culture, society and history, with the hope that the main aspects would be covered by other scholars with a Croatian perspective. Nevertheless, I have followed most carefully all the studies I could get a hold of and include them in my research.[1]

THE BIRTH OF THE MYTH OF THE HUNGARIAN SEA

The title of the article stems from a quotation, published by Lajos Kossuth in 1846, which has become part of the collective Hungarian public imagination.[2] Kossuth,

1 I refer to studies by art historians such as *inter alia* Daina Glavočić et al.: Arhitektura historicizma u Rijeci [The Architecture of Historicism in Rijeka]. Rijeka 2002 and to meetings in which I participated such as that organized by the universities of Rijeka and Zagreb and Eötvös Loránd University in Budapest in 2003. See Irvin Lukežić (ed.): Rijeka i mađarska kultura / Rijeka (Fiume) es a magyar kultúra. Međunarodni znanstveni skup, Državni arhiv u Rijeci, 3.–4. listopada 2003. Zbornik radova [Rijeka/Fiume and Hungarian Culture. Proceedings of the International Academic Conference at the State Archives in Rijeka on 3rd and 4th October 2003]. Rijeka 2004 and Csaba Kiss Gy. (ed.): Fiume és a magyar kultúra [Fiume and Hungarian Culture]. Budapest 2004. See also Ivan Jeličić: The Waizen Family and Young Leo Valiani in Fiume. In: Leo Weiczen Valiani. Fiuman, European, Revolutionary, Historian. A Special Issue of Časopis za povijest zapadne Hrvatske / West Croatian History Journal 10 (2015), pp. 25–41; Ilona Fried: Leo Valiani and Arthur Koestler – A Friendship for Life. Letters between 1942 and 1953. In: ibid., pp. 131–142. See also Andrea Ricciardi: Leo Valiani. Gli anni della formazione. Tra socialismo, comunismo e rivoluzione democratica [Leo Valiani. The Formative Years. Between Socialism, Communism and Democratic Revolution]. Milano 2007.

2 Among my main monographs, see Emlékek városa. Fiume [City of Memories. Fiume]. Budapest 2001; Fiume. Città della memoria [Fiume. City of Memories]. Udine 2005; Fiume. Budapest 2004.

one of the leading Hungarian politicians of the Age of Reforms (1825–1848), wrote about the necessity of constructing a railway to connect Fiume with Hungary. The slight adaptation of the original title could be considered to be the birth of the myth of the Hungarian sea for a landlocked country with no coast in modern times.[3] Fiume, connecting the Balkans, Central Europe and the Italian peninsula and situated on a narrow flatland at the foot of the Julian Alps, became the Hungarian sea. For centuries, it had no viable roads through the mountains surrounding the Kvarner Bay but only narrow paths. This sort of isolation from the mainland also meant defence, so that it managed to avoid Turkish rule. Later on, Fiume came under the seigneury of the Habsburgs and in 1717 it obtained the status of a free port from Charles III, like Trieste.[4] Empress Maria Theresa placed Fiume under Croatia in 1716, but three years later she attached Fiume directly to the Crown of Hungary as »corpus separatum«. The intention behind this decision was to develop Hungarian agriculture, promoting commerce with its products through the port. During the Napoleonic Wars, French troops occupied the region and it was only in 1822 that the town's former status was restored. The Hungarian Diet (Parliament) discussed the question of constructing a railway. In the 1830s and 1840s two outstanding politicians, the adversaries István Széchenyi and Lajos Kossuth, both elaborated such plans in order to promote commerce for the growing Hungarian economy and the enlargement of the port also began. Nevertheless, the construction of the railway was postponed for a while because of the Hungarian revolution of 1848–1849. During the revolution, Fiume became part of Croatia. The local population aimed to restore its old status, probably seeing better prospects for the town's development. After the Austro-Hungarian Compromise of 1867, there followed a Croatian-Hungarian Settlement, a pact that meant that the town of Fiume was to belong as »separatum coronae adnexum corpus« to the Crown of Hungary until further disposals. This pact remained in force for fifty years until the end of the Austro-Hungarian Monarchy in 1918.[5]

A GROWING ECONOMY AND A MULTIETHNIC SOCIETY

The number of inhabitants in the town grew rapidly. The new residents arrived mainly from the Italian regions of Marche and Veneto, while others came from Germany, Austria and Hungary – some of them of Jewish origin, mainly from Hungary and East-Central Europe. All of them could easily find a job or start an enterprise and attain a decent standard of living. They got to like the town and many of them settled there permanently. Hungarians arrived mainly after 1868; many of them were state employees or merchants. Some of them stayed in Fiume only provisionally, while others settled there. In the first decade of the 20th century, Fiume also became an important port for the growing emigration to America.

3 See »Tengerhez magyar! El a tengerhez!« [To Sea, Hungarian! Out to Sea!]. In: Hetilap 1846, Nr. 8, 27.1.1846, quoted by NF [Ney Ferenc] as »Tengerre magyar!« [Out to Sea, Hungarians!], which became a byword. Fried: Fiume. Città della memoria, p. 27, Fried: Emlékek városa, p. 365.

4 Following the decrees of 1717, 1719–20, 1725 and 1729–30. See Aladár Fest: Fiume története [The History of Fiume]. In: János Sziklay, Samu Borovszky (eds.): Magyarország Vármegyéi és Városai. Fiume és a Magyar-Horvát Tengerpart [The Counties and Cities of Hungary. Rijeka and the Hungarian-Croatian Coast]. Budapest 1896, pp. 49–93.

5 See also William Klinger: Un'altra Italia [Another Italy]. Ed. by Diego Redivo. Fiume, Trieste, Rovigno 2018, pp. 197–206; Raoul Pupo: Fiume città di passione [Fiume, City of Passion]. Bari, Roma 2018; Dominique Kirchner Reill: Nationalists Who Feared the Nation. Adriatic Multi-Nationalism in Habsburg Dalmatia, Trieste, and Venice. Stanford 2012.

In the 19th century, the majority of the population spoke Italian. By the end of the 19th century and the beginning of the 20th, Fiumians quite often spoke three or four languages: Italian, Croatian, German and increasingly Hungarian. Those speaking Italian mainly spoke the town's dialect.

Although the Hungarian population increased in number, it remained proportionally much smaller than the main nationalities in town: in 1891 the ethnic groups among a population of 30,000 people were divided as following: 44 % Italian, over 36 % Croatian, 9.4 % Slovenian, 5 % German and 3.6 % Hungarian. In 1910, out of a population of 49,806 people (1,314 of them soldiers), 24,212 were Italian, 48.6 %, 12,926 Croatian, 25.9 %, 6,493 Hungarian, 13 %, 2,387 Slovenian, 2,135 German, 425 Serbian, 240 English, 238 Czech-Moravian, 192 Slovakian, and 137 Romanian, along with 291 from other nationalities.[6]

The town was a melting pot for different cultures: those settling in Fiume soon acquired a Fiumian identity that was shared until the last decades of the 19th century; there did not seem to be much consideration of ethnic origin. According to a law from 1882, one could obtain Fiumian citizenship after two years' permanent living in the town, and with it the right to vote – although this was connected, in conformity with state laws, to ownership of property or education, and women were excluded. For instance, the family of Mayor Michele Maylender (1863–1911), a lawyer and the founder of the Autonomist Party (1896), arrived about ten years before his birth from Hungary.[7] He became one of the leading figures of local public life in the late 19th century.

Beside its peculiar features, Fiume was a rather characteristic multiethnic town of the Austro-Hungarian Monarchy, the majority of the population belonging to the Empire's smallest ethnic group: Italian. Fiumian culture readily assimilated new arrivals. It was a rather atypical situation: the governmental centre was about 500 kilometres away, while the town was surrounded by Croatia, which stood under the jurisdiction of the Hungarian Crown and had a population that mainly lived from agriculture and supplying the town's newly founded industries with workers. Between 1868 and 1914, Fiume experienced an extremely prosperous period within Hungary, with a growing economy and vigorous cultural and social achievements, and it became the third-fastest developing town in Hungary after Budapest and Miskolc. Its population increased from 13,000 in 1868 to 50,000 by 1914. Large investments were financed or co-financed by the state, such as transport, the opening of the new railroad connecting Budapest and Fiume (via Zagreb) in 1873, the enlargement of the port, storehouses at the port, shipping companies etc. These achievements maintained the loyalty of the town towards the Hungarian state. Of the private enterprises, the most important was the Whitehead torpedo factory, which opened in 1874. The main industries after 1868 were the oil refinery, the rice husking and starch factory, the wood and furniture trade, the wheat elevator, the shipbuilding industries, the

6 See data referring to 1910 in Révai nagy lexikona. Az ismeretek enciklopédiája [Révai's Great Lexicon. The Encyclopedia of Knowledge]. Vol. 7: Etelka – Földöv. Budapest 1913, pp. 552–558, here: p. 555, cited in Fried: Emlékek, pp. 68–69.

7 The Autonomist Party claimed greater autonomy for the town instead of the centralizing tendencies of the Hungarian government headed by Dezső Bánffy. Maylender was elected mayor in 1897 and was in office for a short time. He was reelected in 1901. In his later years, he withdrew from politics and worked on a five-volume study on the Italian academies, which was published posthumously under the title Storia delle Accademie d'Italia [History of the Italian Academies]. 5 vol. Bologna, Trieste 1926–1930. In 1911, Maylender returned to politics and was elected deputy for Fiume at the Hungarian Parliament but suffered a sudden death in the Parliament building.

cocoa and chocolate factory, the brick factory, the tobacco factory, the cognac distillery, a pasta factory, the Smith and Meynier paper factory, the Ossoinack barrel and chest factory, and a tannery.[8] In 1911, Hungarian engine- and shipbuilders were incorporated and the armament industry developed. The biggest Hungarian warship of World War I was built there. By 1913–14, the port of Fiume became the tenth-busiest port in Europe. In those years its annual growth was superior even to that of Trieste, which nevertheless remained the most important port for Hungarian commerce.

Tolerance seemed to be a central issue for religious groups. Fiume, a rather secular commercial town, had a majority Catholic population. The census of 1910 indicated a total 49,806 inhabitants, of whom 45,130 were Catholics, 1,696 Jewish, 1,123 Calvinist, 995 Orthodox and 311 Lutheran.[9] The Jewish population expanded particularly in the 1870s and 1880s, mostly Hungarian-speaking newcomers joining those with a mainly Italian and Spanish background. Due to the specific policy of the Habsburg Empire and then of Austria-Hungary, the Catholic clergy in Fiume was mainly Croatian. Under Austria-Hungary, Fiume belonged to the diocese of Senj, a situation that went against the grain for the Italian population. In 1920, the Pontifical Delegate Celso Costantini noted »the religious indifference and apathy of the town«.[10]

As for its social background, Fiume, like Trieste, had no nobility to speak of, but a capitalist middle class to direct it. Only a slight élite emerged, some among them English and French property owners. Social differences were not strongly felt. People had similar activities in their leisure time, moved about in a relatively limited space, and inevitably met.[11] Boatswains for instance, although at the top of the working-class hierarchy, had the habit of going to the opera on Saturday. Hungarian governors were mostly aristocrats, and many of the top-level employees also lived somewhat apart from the rest of the inhabitants. [12]

Given these multilingual and multicultural foundations and common economic interests, Italian and Hungarian customs came somewhat closer to another over the years. Aladár Fest, when talking about the way of living, assumed that Italians were more withdrawn than Hungarians, who seldom received visitors and preferred meeting friends outside their homes on public occasions. Young men were not welcome in the homes of young girls unless they were fiancés or already considered such. Italians on the other hand thought of Hungarians as more reserved and less sociable. Memories show Fiumian people to be open-minded, full of temperament,

8 Aladár Fest, Sámuel Holek: Fiume ipara [Fiume's Industry]. In: Fiume és a magyar-horvát tengerpart, pp. 261–274.

9 See Fried: Fiume. Città della memoria, p. 102.

10 See Antonio Scottà (ed.): I territori del confine orientale italiano nelle lettere dei vescovi alla Santa Sede 1918–1922 [The Territories of Italy's Eastern Border through the Letters of the Bishops to the Holy See 1918–1922]. Trieste 1994, p. 332, quoted in Fried: Fiume. Città della memoria, p. 102. See also my interview with the Jesuit monk Sergio Katunarich. In: ibidem, pp. 347–348. Katunarich emphasizes the religious tolerance prevalent in the city: »The ecumenical spirit was not yet in fashion, but it would have found its natural habitat in Fiume.« (Lo spirito ecumenico non era ancora di moda, ma Fiume avrebbe trovato il suo terreno naturale.)

11 Anna Millo has noted the same about Trieste. See Anna Millo: L'élite del potere a Trieste. Una biografia collettiva 1891–1936 [The Influential Elite in Trieste. A Collective Biography 1891–1936]. Milano 1989.

12 Ágnes Ordasi has published articles on different aspects of Fiumian microhistory. See e. g. Egan Lajos naplója – Impériumváltások Fiumében a kormányzóhelyettes szemével (1918–20) [Lajos Egan's Diary – Imperial Transitions Through the Eyes of the Deputy Governor (1918–20)]. Budapest 2019.

with a love of entertainment. They were most fond of going to inns in the environs at the weekends. The town numbered 165 inns in 1896, 10 hotels and restaurants and 17 cafés. Furthermore, there were 17 jeweller's, 37 barber's and 265 tailor's shops.[13]

Little is related about women, although the wives of the leading people had an important role in public life heading different institutions and societies for beneficiary purposes. There were also amateur writers among them. A profession open to women was, of course, teaching. Gemma Harasim, a talented primary school teacher went to university in Florence as early as 1907. She strongly criticized the Hungarian education system in her articles published in *La Voce* there. She stopped teaching after her marriage to Giuseppe Lombardo Radice, a well-known intellectual and later antifascist. There were a lot of – mainly Croatian – women among factory workers, principally in the tobacco factory. Society was more open compared to its contemporary Italian counterpart; it was quite normal for women to go to a café to meet friends there, which was quite unlikely to happen in Italy. Hungarian law allowed divorce from 1896 onwards, so until 1924, as long as Hungarian law remained in force, people could settle in Fiume, acquire citizenship and obtain a divorce.

The governor appointed by the king was in charge of the naval affairs of the whole coastline; Hungarian laws and the Hungarian educational system were in force. The town was directed by the local council, headed by the mayor elected by the town, but nominated by the government, and the official language of the city administration was Italian. There was thus a certain dualism in administration on the town and the national government levels. Most schools were in the hands of the local authorities. The economic prosperity, the good education system and health service, urban development, and the boom in the construction industry in the decades following the Hungarian-Croatian Settlement filled both the Fiumians and the distant Hungary with pride. Since he did not speak Hungarian, on festive occasions Mayor Giovanni de Ciotta (1824–1903, in office 1872–1896) expressed his sympathies by donning the ceremonial attire traditionally worn by Hungarian noblemen. This apparently harmonious relationship changed by the 1890s, when the Hungarian government introduced more nationalistic politics and tried to cut down on the autonomy of Fiume.[14] As a reaction, tendencies towards a broader autonomy in the town increased.

POLITICAL CONFLICTS AND NATIONALISM

The growing nationalism in Hungarian politics by the 1890s was more or less parallel to divergent nationalistic forces elsewhere. The existence of the new-born nation states, among them Italy in 1870 and Serbia in 1882, also had an effect on the ethnic groups of the Dual Monarchy. Actually, in Fiume the autonomist, irredentist movements arrived later than in other parts of the Dual Monarchy – also compared to Trieste – and were less strongly felt.[15]

13 Fest, Holek: Fiume ipara, pp. 261–274.

14 See also Péter Techet: Verzahnung kirchen- und nationalpolitischer Frontlinien in Fiume/Rijeka: ›Liberale‹ Ungarn und Italiener zur Zeit des ungarischen ›Kulturkampfes‹ (1894/1895). In: Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik, Stephan Lehnstaedt (Hgg.): Österreich-Ungarns imperiale Herausforderungen. Nationalismen und Rivalitäten im Habsburgerreich um 1900. Göttingen 2020, pp. 295–312.

15 See Ilona Fried: Colloqui milanesi con il Senatore Leo Valiani (1993–1997) [Talks in Milan with Senator Leo Valiani (1993–1997)]. In: Metodi e Ricerche. Rivista di Studi Regionali [Methods and Research. Regional Studies Review] 18 (1999) 2, pp. 11–16.

Some societies and associations were founded aiming at strengthening national identities, although quite often they had to conceal such aims under the cover of other activities such as sports, for the sake of obtaining permission from the authorities. In 1904–1905, Giovine Fiume (Young Fiume in Italian) was founded by young Italian irredentist students. Irredentism may have come through contacts with students they met at universities in Vienna or in Graz. One of the key issues for young irredentists and nationalists was the Italian Risorgimento. They considered themselves heirs of the ideas of Giuseppe Mazzini. Frano Supilo, a leading Croatian autonomist, was so influenced by Mazzini that he established contacts in Italy.[16] He published his first political pamphlets in Italian in Fiume and from 1900 his newspaper *Novi List* in Fiume, until it was banned by the government. [17] The Autonomous Party of Fiume, in stark contrast to the Hungarian government, published its paper *La Difesa* in Sušak (Sussak in Italian), the Croatian town directly across the small river Fiumara (later Eneo in Italian, Rječina in Croatian). Because of the lack of land and high rents in Fiume, some enterprises and also private people moved to Sušak. Nevertheless, there were contacts and communication between the different societies. Hungarian teachers at the grammar school such as Sándor Kőrösi and Aladár Fest were among the first scholars to study the town's history. Fest himself was on the editorial board of the monumental collection of documents on the history of Fiume collected by Giovanni Kobler.[18] Later, history became one of the chief issues for proving either the Slavic or the Italian origin of the population in the town. In any case, it seems as if everyday coexistence had been much easier even in periods in which political tensions were growing stronger. Remembering the town, Leo Valiani, a great historian, noted that Fiume had not been deeply involved in politics; the only important political question had been if Fiume was to be autonomous.[19] Roberto Bazlen, recalling the history of Trieste, declared how the Habsburg domination and oppression – in the case of Fiume one could say that of Hungary – were nothing to compare to what the rest of the 20th century had in store.[20]

The centralizing tendencies of the Hungarian government by the late 19th century were also introduced via the educational system. The law in the Dual Monarchy declared that »any citizen has the right to take part in elementary and secondary education in their mother tongue,«[21] which was important due to the high number of non-Hungarian subjects in Hungary, but the number of schools teaching in the languages of the different ethnic groups diminished throughout the country from the 1880s onwards. As language was considered one of the key issues for national identity, the government openly practised an assimilative policy in Fiume too, introducing Hungarian, originally only an optional choice among foreign languages,

16 Leo Valiani: La dissoluzione dell'Austria-Ungheria [The Dissolution of Austria-Hungary]. Milano 1966. Revised ed. Milano 1985, pp. 40–49.

17 See Sergio Cella: Giornalismo e stampa periodica a Fiume (1813–1947) [Journalism and Periodicals in Fiume (1813–1947)]. In: Rivista di Studi Fiumani 5 (1957) 1–2, p. 35; Ordasi Ágnes: Egy betiltott kisebbségi lap. A fiumei *La Difesa* története (1898–1901) [A Banned Minority Newspaper. The History of *La Difesa* in Fiume (1898–1901)]. In: Pro Minoritate (2019) 5, pp. 59–85.

18 Giovanni Kobler: Memorie per la storia della liburnica città di Fiume [Remembrances for the History of the Liburnian city of Fiume]. Fiume 1896.

19 Fried: Colloqui milanesi con il Senatore Leo Valiani.

20 Roberto Bazlen: Intervista su Trieste. In: Scritti. Il capitano di lungo corso. Note senza testo. Lettere editoriali. Lettere a Montale [Interview About Trieste. In: Writings. The Sea Captain. Notes Without Text. Editorial Letters. Letters to Montale]. Ed. by Roberto Calasso. Milano 1984, pp. 242–246.

21 Fried: Emlékek városa, p. 135; Fried: Fiume. Città della memoria, p. 155.

as the language of instruction in the grammar school (only for boys) instead of Italian. In spite of the importance the town attributed to the use of their languages, after 1875 the policy gradually changed. The government began to nominate far more Hungarian teachers than local ones, and they took the governance of schools away from the town, putting them in the hands of the ministry. The town's Croat grammar school moved to Sušak in 1896, that is, to Croatia. From 1881 onwards, a Hungarian curriculum was introduced in schools, with slight modifications due to the special conditions of the town.[22]

Nevertheless, at the turn of the century, everyday conflicts rarely amounted to more than a skirmish. Contacts with Hungary mostly deteriorated during World War I, after Italy entered the war. The Hungarian government even deported suspects to two camps in Hungary, to Sülysáp (today's Tápiósüly), where 129 of them died of malnutrition and epidemics and to Kiskunhalas, where no death toll was recorded.[23]

ARTISTIC AND CULTURAL LIFE

Secondary school teachers played an important role in the social and cultural life of the town. They were authors of school textbooks, translators, members of social, cultural and scientific societies. The headmaster of the secondary grammar school Aladár Fest became also one of the editors in chief of the newspaper *Magyar Tenger* (Hungarian Sea in Hungarian) published from 1893 in Hungarian and in Italian in Fiume. The high standard of the Hungarian education system was later acknowledged by Silvino Gigante, an irredentist who after 1924 became a headmaster and thanks to his good knowledge of Hungarian also a translator of Hungarian literary works such as those of Ferenc Molnár and Ferenc Körmendi.[24] As in Trieste, there was no university in Fiume, so young people attended universities in Budapest or, from the early 20th century, increasingly in Italy. Either way, students of law were obliged to take the Hungarian exam before being able to practise their profession. Of the Italian universities, students chose Florence, Padova and Bologna.

There were great works of town planning and construction of both public and private buildings, attracting several architects in the town, including Alajos Hauszmann, one of the most prestigious Hungarian architects, commissioned with planning the Governor's Palace (1896). In 1919–1920, during Gabriele D'Annunzio's occupation of Fiume, it became the headquarters for the »Comandante«. He used to hold his speeches from its terrace. As for theatre and music, the public preferred mainly Italian operas (sometimes patriotic ones), whereas Hungarian companies played mainly prose. Giovanni de Zaytz / Ivan Zajc (1832–1914) was a native of the town of Czech and German descent and after a typical career in the Austro-Hungarian Monarchy, he became a leading figure of Croatian music.

Balls, sporting events, meetings and public readings of the various societies and associations played an important role in social life. The nearby town of Abbazia

22 Fried: Emlékek városa, pp. 135–142; Fried: Fiume. Città della memoria, pp. 155–165.

23 István Végső: Olasz áldozatok Halason? [Italian Victims in Halas?], <https://nagyhaboru.blog.hu/2015/11/11/olasz_aldozatok_halason>, 17.3.2020.

24 Gigante was the translator of *inter alia* Ferenc Molnár: I ragazzi di via Pál [The Paul Street Boys]. Milano 1938, and of Körmendi, also of the greatest success of Ferenc Körmendi: Un'avventura a Budapest [An Adventure in Budapest]. Milano 1932.

(today's Opatija) became a popular resort where the imperial family also spent their Easter holidays, and concerts were frequently held there.

Newspapers and journals became widespread in the second half of 19th century, especially the Italian-language *La Bilancia*, founded in 1867, which was the longest-lasting paper in the town, first as a weekly, then as a daily. People also had the habit of reading papers in the cafés of Fiume. Newspapers from Hungary, Austria and all over Europe arrived, and they continued to arrive after the town became part of Italy. In those days, they expressed a more open spirit than those of Fascist Italy. Papers from Budapest also figure in a novel by Franco Vegliani, the plot being set in Fascist Italy and focusing on the anti-Slav politics of the regime.[25]

The second half of the 19th century saw a growing number of literary productions – we know about works in Italian or even in the Italian dialect of Fiume. Some of them centred on Hungary and Hungarian history. The town and the region appeared in a novel written by the great Hungarian Romantic writer, Mór Jókai, who was a frequent visitor to Fiume, as reflected in his works. The novel *A Player Who Wins* is set there and at scenic Porto Re (Kraljevica in Croatian). Jókai caught the idea of the bridge Fiume represented among different languages and cultures. He also completed a prologue for a theatre performance in Fiume, (1881) in which he emphasized the town's economic importance, and saw the growing economy as a guarantee for the disappearance of the tensions and fighting among ethnic groups; unfortunately the fulfilment of his forecast was shortlived.

Perhaps the main figure of the transmission of cultures between Fiume and Hungary by the end of the 19th century was Vittorio de Gauss (1857–1932),[26] a descendant of an old patrician family, a biologist who became a Hungarian writer, journalist, translator, and took up a »Hungarian« name: Viktor Garády. He published a huge number of books, mostly for the dissemination of culture and science. The Hungarian Dr. Géza Kenedi published several volumes on Fiume. There were a number of translators of Fiumian origin, most of them functionaries of the towns, among them Ernesto Brelich or the notary and vice-mayor Niccolo Gelletich. Hungarian literature was also translated into Italian, including works by Jókai.

AFTER THE FALL OF THE AUSTRO-HUNGARIAN MONARCHY

After World War I, Fiume belonged to about six different states. As the London Treaty of 1915 did not mention Fiume, after the fall of the Austro-Hungarian Monarchy it was considered to belong to Croatia. In 1919–1920, D'Annunzio headed about two thousand soldiers who occupied Fiume for about 15 months, declaring the Kvarner Republic.[27] In 1921, the town voted for the establishment of a Free State

25 Franco Vegliani: Processo a Volosca [Process in Volosca]. Milano, Venezia 1958. New Ed.: Palermo 1989, pp. 114–115. On Hungarian works of literature and correspondences regarding Fiume, see also Ilona Fried: Fiume; and anthologies edited by Csaba Kiss Gy.: Magyar írók az Adrián [Hungarian Writers at the Adriatic]. Budapest 2007 and Adriai képek [Adriatic Pictures]. Budapest 2008. See also Balázs Ablonczy: A kikötő lakói. Fiumei magyarok a két világháború között [The Inhabitants of the Port. Fiumian Hungarians Between the Two World Wars]. In: Rubicon (2018) 3–4, pp. 174–181.

26 Ilona Fried: Kulturni identitet granice. Vittorio Gauss – Viktor Garády [The Cultural Identity of the Border. Vittorio Gauss – Viktor Garády]. In: Rijeka i madarska Kultura, pp. 47–56; Ilona Fried: Egy kulturális identitás. Vittorio de Gauss – Garády Viktor [A Cultural Identity. Vittorio de Gauss – Garády Viktor]. In: Fiume és a magyar kultúra, pp. 97–117.

27 From the recent studies on D'Annunzio's occupation of Fiume see Giordano Bruno Guerri: Disobbedisco. Cinquecento giorni di rivoluzione. Fiume 1919–1920 [I Disobey. Five hundred Days of Revolution. Fiume 1919–1920]. Milano 2019.

guaranteed by international law, but it was opposed by nationalists and fascists (more than half a year before the fascists took over in Italy). As for the Hungarians, most of them left the town after 1918; those who remained became Italian citizens. In 1924, the town became part of Italy, but without its hinterland it practically lost its importance in Italian economic life. In 1943, after the German occupation it became part of the Adriatisches Küstenland, and in 1945 Yugoslav troops entered and took vengeance on the »enemy«, first on the autonomist leaders of the Free State of Fiume, then leading functionaries during Fascism (a number of people outside Fiume) and finally on the civilian population.

MEDIATORS IN CULTURE AND MEMORIES OF THOSE WHO LEFT

During the »ventennio« (as the two decades of Fascism are often referred to in Italian), some of the previous irredentists who spoke good Hungarian and knew about Hungarian culture played a key role in the cultural transfer between Hungarian and Italian culture. Apart from Silvino Gigante mentioned earlier, Enrico Burich and Gino Sirola also translated Hungarian literature in Italy. The latter published two anthologies of Hungarian poems.[28] At that time, especially Hungarian prose fiction and plays were very popular in Italy. In Hungary, Antonio Widmar, (Antal Vidmar) of Fiumian origin, working in D'Annunzio's Foreign Office during the occupation of Fiume, an employee of the Italian Embassy in Budapest from 1924 to 1943, became the most important mediator between the two literatures, translating Pirandello into Hungarian and Hungarian authors into Italian.

According to some figures, about 25,000 of the Italian inhabitants (but not only the Italians) fled in the late 1940s and early 1950s; some speak of even higher numbers. For most people leaving behind properties and belongings, the »esodo« (exodus in English), as it is called in Italy, meant the end of their past culture. Many of them never returned; the town took on special features in their memories.

In many of these memories, there was a rich, tolerant, well-to-do town which offered a good standard of living; they conserved it as a symbol of Mediterranean liveliness. People I interviewed, including Antoniazzo Bocchina, an art historian, emphasized that the two »most fascist« people, Riccardo and Silvino Gigante both had Hungarian wives (Riccardo actually a Jewish wife). Sergio Katunarich, a Jesuit friar wrote and spoke about Fiume as a town with endless possibilities for making one's fortune. Rosemarie Wildi Benedikt, a teacher, spoke about how she, the daughter of a director, played with all the other children where they lived, some of them from much lower social backgrounds and of different ethnic origin. The politician Miklós Vásárhelyi, secretary to Imre Nagy during the Hungarian revolution of 1956, replied when I asked if he was sorry that his family had moved back to Hungary in 1928, »Well, we ought to live in a Mediterranean town«. In an article, he wrote about the »Town of Dreams«. Over the years, in many memories it became the ideal town to live in.[29]

One of the most important writers, Enrico Morovich, recalls the period of the Austro-Hungarian Monarchy as the happiest time in Fiume. After World War I, »the new border divided Fiume from Sussak and from all the surrounding places and

28 Gino Sirola: Accordi magiari [Magyar Chords]. Trieste 1928; Gino Sirola: Amore e dolore di terra magiara. Antologia di poeti ungheresi. Introduzione di Babits Michele [Love and Pain of the Magyar Land. An Anthology of Hungarian Poets. Introduction by Mihály Babits]. Firenze 1932.

29 Fried: Emlékek városa, pp. 261–265; Fried: Fiume. Città della memoria, pp. 328–332.

took it away from the islands and from Dalmatia, not to mention Zagreb or Ljubljana, which we originally also considered to be the hinterland of our town.«[30]

The memories of the great Italian Germanist Ladislao Mittner describe old Fiume in the light of all future events. He wrote his article in 1975, conscious of what had happened so far. He considered his hometown full of contrasts and therefore of stimulus in the first quarter of the 20th century. His father – of German origin – was a Hungarian who arrived in Fiume, was fascinated by the town, and married his mother, herself of Italian origin but with many Croat relations too:

> One of my uncles, the extraordinary and erudite scholar of German studies, Enrico Burich was one of the key figures of Fiumian irredentism. Another uncle of mine, Adolf Hromatka, a very open-minded and lovable man, was the owner of the only German bookshop in Fiume, but as he had a Czech name, the »true Austrians« did not consider him a true Austrian. So the newly converted irredentist teacher, […] the »kaisertreu« bookseller […] and the family doctor, a stubborn panslavist, kept on having heavy discussions in order to assume the impossibility for mutual understanding and for this purpose they used the good old Fiumian dialect, or even worse, they took a terribly funny mixed language, the mixture of all the existing languages, the dialect used in the old town or even more on the outskirts. It was not pleasant at all to live at the crossing of four nationalities ready to lacerate one another. But contrasts sometimes favour, or in some rare cases even deserve attempts at pacification. In my family, on my father's and on my mother's side all together we could count at least eight teachers. My grandfather, Enrico [Burich] senior, wrote a Croatian grammar for Italians, my father an Italian one for Hungarians, I followed them on this road with a German grammar for Italians.[31]

This year, Rijeka, cultural capital of Europe, will fulfil its century-long role as a mediator among nationalities and cultures.

30 Enrico Morovich: Il mio ungherese [My Hungarian]. In: Un italiano di Fiume [An Italian from Fiume]. Milano 1993, p. 73.

31 Ladislao Mittner: Appunti autobiografici [Autobiographical Notes]. In: Belfagor 30 (1975) 4, pp. 389–394, here: p. 390: »Uno dei miei zii, il valente e dotto germanista Enrico Burich […] fu uno dei promotori dell'irredentismo fiumano. […] Un altro mio zio, Adolf Hromatka, molto affabile ed estroso, era il proprietario della sola libreria tedesca di Fiume; ma aveva un nome boemo e dai ›veri austriaci‹ non era considerato vero austriaco. Continue ed accanite discussioni si accendevano fra il neoprofessore irredentista, […] il libraio ›kaisertreu‹, [...] ed il medico di famiglia, panslavista ostinato; per comprendere che non potevano comprendersi essi si servivano del buon vecchio dialetto fiumano, a meno che non si servissero di un orrido e spassoso miscuglio di tutte le parlate che risuonavano nella città vecchia e più ancora, nei sobborghi. Non era piacevole vivere al crocevia di quattro nazionalità che già si preparavano a sbranarsi fra loro; i dissidi favoriscono però, e talora impongono, tentativi di conciliazione. Erano, nella mia famiglia, che fra il ramo paterno e materno annoverava almeno otto insegnanti […]. Mio nonno, Enrico senior, scrisse una grammatica croata per italiani, mio padre un'italiana per ungheresi; io li seguii su questa via con una grammatica tedesca per italiani.«

ILONA FRIED is Professor of Italian Literature at the Department of Italian Studies, Faculty of Arts, Eötvös Loránd University, Budapest. Her main research area is modern Italian literature, theatre and cultural studies. She has published more than 260 papers and articles and six monographs in Hungarian, Italian, English and other languages. She has edited 14 volumes of proceedings of international meetings she has organized on Italian literature, theatre and historical studies. She is the editor-in-chief of the Italian review *Italogramma*, a member of several international societies, and serves on the editorial boards of academic reviews.
Email: fried.ilona@btk.elte.hu

»Out to sea, Hungarians!« History, Myth, Memories. Fiume 1868–1945

(Abstract)

I discuss Fiume (Rijeka in Croatian) as having reflected different, sometimes antagonistic social processes: from liberal tendencies and multiethnic coexistence to nationalistic divergent forces. On the whole, however, later disruptions were caused not so much by internal forces but mainly by external, international processes. As an Italianist, in this article I seek to reconstruct some of the characteristics of Fiume during the years 1868–1945, mostly in relation to Italian and Hungarian culture, society and history.

Is there Space for Remembering Habsburg World War One in Rijeka?

Considerations on the Monument to the Heroic Sailor in Sušak

Ivan Jeličić, Institute of Political History, Budapest

INTRODUCTION

There are many layers of memory, sometimes diverging and sometimes overlapping, that mold cultural memory in present-day Rijeka.[1] Some elements are shared with and similar to cultural memory patterns in the rest of Croatia – such as the general lack of memory relating to the First World War, or the accentuated memory of the Croatian War of Independence – while others, including the much-promoted and nurtured memory of the partisans' victory and liberation of the town in the Second World War, receive greater emphasis in Rijeka, as in nearby Istria. The latter can be considered a founding element and instrument used to legitimize the city's belonging to Croatia: at the end of the war, Istria and Rijeka were incorporated into Croatia and thus Yugoslavia, thanks to the victory of the People's Liberation Struggle (NOB – Narodnooslobodilačka borba in Croatian).

However, there are various examples of divergence in the memory cultures of the different inhabitants of present-day Rijeka, influenced by their familial or personal memories, political affiliation(s) and/or sympathies, as well as different national (or regional) identification(s).[2] Aside from memories relating to the Second World War or

This article is part of the project NEPOSTRANS – Negotiating post-imperial transitions: from remobilization to nation-state consolidation. A comparative study of local and regional transitions in post-Habsburg East and Central Europe, financed by the European Research Council (ERC), Consolidator Grant agreement 772264. I would like to thank Anikó-Borbála Izsák for providing me the quoted articles from *A Tengerpart* and Luka Semenski from the Zagreb City Library for the quoted *Ilustrovani List* article. Special gratitude to Cody J. Inglis for linguistic editing and useful advice on improving the text.

1 In this article, I use the name Rijeka when referring to the town after the Second World War or when I write about the larger metropolitan area. For the Habsburg period, I use Fiume, as it was city's official name, was used broadly, and marks the distinction from Sušak. I am not making a national claim concerning the city or its inhabitants. Since 1947, Rijeka has comprised interwar Italian Fiume, interwar Yugoslav Sušak, and western suburbs that belonged to Cisleithanian Istria in the Habsburg era, which I do not discuss here.

2 On Rijeka's symbols for national communitites see Vanni D'Alessio: Divided Legacies, Iconoclasm and Shared Cultures in Contested Rijeka/Fiume. In: Borut Klabjan (ed.): Borderlands of Memory. Adriatic and

the Croatian War of Independence, which will not be discussed here, additional divergences emerge that stem from memories of the interwar period and the development of an international border between Fiume and Sušak, settlements previously parts of the same state – the Kingdom of Hungary – but under different administrations.[3] In this case, the contrapositions are set by the alleged national and historical rights of (local) Croatians and (local) Italians to the territories, resulting in the recognition of their own and the non-recognition of the other's national claims as genuine representatives of Fiume (which existed as a separate administrative entity within the Kingdom of Hungary) or Fiume/Rijeka as well as its surroundings, including Sušak, from late 1918 onward.[4] Furthermore, the entrance of D'Annunzio can and is interpreted through a national lens, emphasizing either »occupation« or »expedition/venture«,[5] regardless of D'Annunzio's own, larger political ambitions. The Croatian–Italian national dichotomy neglects various other interwar groups present in the city, such as Fiumian socialists who craved for the city to become a republic in its own right, the Autonomist-Democrats (Fiumians who opposed annexation to Italy), or the (former) administrative representatives of the Hungarian state, not to mention politically indifferent people who struggled with everyday material issues regardless of their ethnicity.

As Borut Klabjan argues, literature on memory studies and memory landscapes has proliferated in recent years, yet it has focused mainly on national sites. However, cultural memory in borderlands, particularly in the northern Adriatic – barring research on Trieste – has not been fully addressed.[6] Furthermore, everyday life during the First World War, and consequently wartime cultural memory, are topics yet to be researched in depth in the northern Adriatic.[7] The same holds for the Rijeka region, since the only studies on these topics are outdated and suffer from national precon-

Central European Perspectives. Oxford et al. 2019, pp. 89–117. On the disputed Habsburg legacy see Péter Techet: Post-habsburgische Erinnerungspolitik als unreflektierte Nostalgie oder als antinationalistisches Gegennarrativ im heutigen Rijeka? In: Zibaldone 68 (2020), pp. 119–132.

3 For more on Sušak see Željko Bartulović: Sušak 1919–1947. Rijeka 2004. On Fiume see Raoul Pupo: Fiume città di passione [Fiume, Stadt der Leidenschaft]. Bari 2018. For the immediate afterwar period see Dominique Kirchner Reill: The Fiume Crisis. Life in the Wake of the Habsburg Empire. Cambridge, MA, forthcoming 2020.

4 Danijela Bauk: Grad je luka, luka je grad. Od malog porta do luke različitosti [The City is the Port, the Port is the City. From a Small Port to the Port of Diversity], <http://www.novilist.hr/NL/GRAD-JE-LUKA-LUKA-JE-GRAD-Od-malog-porta-do-luke-razlicitosti>, 3.3.2020; Ilaria Rocchi: Il plebiscito di cent'anni fa [The Plebiscite from a Hundred Years Ago], <https://lavoce.hr/panorama/il-plebiscito-di-cento-anni-fa>, 3.3.2020.

5 See the different approaches of the Croatian-language daily *Novi List* and the Italian-language daily *La Voce del Popolo* in Davor Mandić: Izložba u DAR-u. Nema sumnje da je D'Annunzijeva okupacija kraj »luke različitosti« [Exhibition at DAR (State Archives Rijeka). There is No Doubt that D'Annunzio's Occupation is the End of the »Port of Diversity«], <http://www.novilist.hr/Kultura/Izlozbe/Izlozba-u-DAR-u-Nema-sumnje-da-je-D-Annunzijeva-okupacija-kraj-luke-razlicitosti>, 9.1.2020; Ilaria Rocchi: L'impresa che divide [The Enterprise that Divides], <https://lavoce.hr/panorama/limpresa-che-divide>, 9.1.2020.

6 Klabjan: Borderlands of Memory, p. 1–9. See this volume, without a specific contribution on the First World War. Further, on Trieste, see Borut Klabjan: Nacionalizacija kulturne krajine severnega Jadrana na začetku 20. stoletja: primer Verdijevega spomenika v Trstu [The Nationalization of the Cultural Landscape of the Northern Adriatic at the Beginning of the 20th Century. The Case of the Verdi Monument in Trieste]. In: Acta Histriae 23 (2015) 1, pp. 113–130; and idem.: Erecting Fascism: Nation, Identity, and Space in Trieste in the First Half of the Twentieth Century. In: Nationalities Papers 46 (2017) 6, pp. 958–975.

7 Two studies regarding some aspects of the First World War in Istria have been published recently: Mihovil Dabo, Milan Radošević: U sjeni Velikog rata. Odraz ratnih zbivanja na život istarskog civilnog stanovništva [In the Shadow of the Great War. Reflections of the War on the Life of the Istrian Civilian Population]. Pula 2019; and Davor Mandić: Istra u vihoru velikog rata. Sudbina evakuiraca 1914.-1918. [Istria in the Whirlwind of the Great War. The Fate of Evacuees between 1914 and 1918]. Pula 2013.

Kriegsdenkmal in Sušak/Kroatien. Aus: Das interessante Blatt 3.2.1916, S. 10.
© ANNO/Österreichische Nationalbibliothek

ceptions.[8] It seems that the Rijeka region in the First World War is a blind spot, since neither the local impact of the First World War nor its cultural memory have been studied, fitting a pattern in Croatian historiography that neglected this period.[9]

Within this concise outline, I will address an aspect of the cultural memory, or rather lack of memory, of the First World War in Sušak, Fiume, and present-day Rijeka. Departing from Jan Assmann's definition of cultural memory as a »body of reusable texts, images, and rituals specific to each society in each epoch, whose ›cultivation‹ serves to stabilize and convey that society's self-image,«[10] I will focus on the

8 Edoardo Susmel: La città di passione . Fiume negli anni 1914–1920 [The City of Passion. Fiume during the Years 1914–1920]. Milano 1921; Antonio Luksich-Jamini: Cinquantenario fiumano della guerra 1915–1918 [The 50th Anniversary of the War of 1915–1918 in Fiume]. In: Fiume XIII (gennaio–giugno 1967), pp. 42–82.

9 On cultures of memory and the end of the First World War in Croatia, see Tihomir Cipek, Olivera Milosavljević: Kultura sjećanja 1918. Povijesni lomovi i svladavanje prošlosti [Culture of Memory 1918. Historical Fractures and Overcoming the Past]. Zagreb 2007. For an overview of Croatian historiography on the First World War in Croatia, see Vijoleta Herman Kaurić: The First World War in Croatia – More or less known facts. In: Review of Croatian History 10 (2014), pp. 7–22. The Ivo Pilar Institute began work in 2020 on the project *The First World War in the Culture of Memory. Forgotten Heritage Center*, <https://www.pilar.hr/2020/01/prvi-svjetski-rat-u-kulturi-sjecanja-zaboravljena-bastina/>, 20.2.2020.

10 Jan Assmann: Collective Memory and Cultural Identity. In: New German Critique 65 (1995), p. 132.

historical context, symbolical meanings and function of the monument to the Heroic Sailor and the figures it depicts.[11]

The Heroic Sailor, a monument erected in Sušak during the First World War, enables one to grasp the values of the local society, connect it with the larger national and imperial frameworks, and, at the same time, discuss the boundaries of loyalties among imagined national groups. Following the Heroic Sailor's fate, I will display the complexity of Fiume–Sušak relations and the impact of the transition and regime transformation of 1918. Finally, I will address the legacy of the monument, contributing to the understanding of elements that shape contemporary cultural memory in Rijeka.

THE MONUMENT TO THE HEROIC SAILOR

The monument – which depicts a wooden, life-size Austro-Hungarian Navy sailor inside a pavilion resembling a tower of Trsat Castle – was inaugurated in Sušak on 16 January 1916. At the inauguration, Sušak was decorated with Croatian flags and an enormous crowd attended the ceremony, including school children and almost every civil and military representative in Fiume and Sušak. The Croatian Ban was represented by the Grand Count (*veliki župan*) of Modruš-Rijeka County (*županija/vármegye*) Vinko Zmajić Svetoivanski; the district commander (*kotar/járás*) and male co-president of the local association of Croatian disabled veterans, Konstantin Rojčević; the mayor of Fiume, Antonio Vio; the mayor of Sušak, Anton Sablić; some municipal representatives from Fiume and Sušak; representatives of Bakar and other Croatian Littoral authorities; General Nikola Ištvanović, commander of the 5th Marine Corps; a representative of the navy; and the female co-president of the local association of Croatian disabled veterans, Josipa/Joza Kopajtić Bakarska. The only individuals conspicuously missing were the Governor of Fiume and the Croatian Littoral, Count István Wickenburg and Admiral Anton Haus, who apologized for his absence. The unveiling of the monument was accompanied by the *k. u. k.* 96th Karlovac Regiment that performed the imperial hymn »Gott erhalte« (in Croatian, known as »Kraljevka«) and the Croatian national anthem. It all took place in a square recently named after General Svetozar Boroević, considered a war hero and defender of the Austro-Hungarian Monarchy on the Italian Front. The inauguration ceremony was followed by a concert in one of Sušak's hotels, and the entire event resulted in 5,000 crowns in total donations to charity.[12] Postcards of the monument were sold, and the plan was, once the Heroic Sailor was fully covered, to place it in a war museum while the pavilion would be left to the Sušak municipality.

11 At the founding meeting of the Sušak association of Croatian disabled veterans, the statue was mentioned as the Heroic Sailor and the same adjective is used in Jakov Karmelić's article, as well as in the published photograph. See Družtvo za pripomoć hrvatskim ratnim invalidima na Sušaku [Society for Assistance to Croatian Military Disabled Persons in Sušak]. In: Riečki Novi List, 5.11.1915, p. 2; Jakov Karmelić: Zaboravljeni spomenik pomorcu [The Forgotten Monument to the Sailor]. In: Sušačka revija (1993) 1, pp. 38–41. The transcription of the entire original article is available here: Spomenik junačkom mornaru [Monument to the Heroic Sailor], Sušak, zima 1916 17–18, <http://croinfo.net/forum/index.php?topic=2745.0>, 9.1.2020. Sometimes the statue was referred to as the Iron Sailor. See »Željezni mornar« na Sušaku [The Iron Sailor in Sušak]. In: Riečki Novi List, 14.11.1915, p. 2.

12 Lo scoprimento di un padiglione commemorativo a Sussak [The Unveiling of a Memorial Pavilion in Sušak]. In: Il Popolo, 16.1.1916, p. 1; Lo scoprimento del padiglione commemorativo [The Unveiling of the Memorial Pavilion]. In: Il Popolo, 18.1.1916, p. 1; Odkriće spomen-kipa na Sušaku [The Univeiling of the Commemorative Statue in Sušak]. In: Jutarnji list, 20.1.1916, p. 6; Otkriće ratnog spomen-kipa na Sušaku [The Univeiling of the Commemorative War Statue in Sušak]. In: Ilustrovani List, 29.01.1916, p. 98.

Behind the Heroic Sailor stood the initiative of the Association for Aiding the Croatian War Disabled of Sušak. The association, established at the beginning of November 1915, had the institutional backing of the local authorities: the founding member was Sušak's mayor, and the constituent meeting was held in Sušak's municipal council.[13] The aim of the association was to engage women: there were female and male directors on the board,[14] and the money raised was sent to the nationwide board for the education and treatment of disabled Croatian-Slavonian veterans in Zagreb.[15]

Such activities were neither a local phenomenon nor a Croatian specificity. The Heroic Sailor was part of the nailed object (*Wehrmann in Eisen*) commemoration practices developed during the First World War in Germany and in Austria-Hungary. As in other parts of the Dual Monarchy, citizens could buy nails of different metals and plates and hammer them into wooden statues, contributing money for the war disabled and their family members.[16] As noted by Kathryn Densford, the function of these statutes was to obtain home front support for Austria-Hungary's war effort. Furthermore, these monuments served to promote patriotism, dynastic loyalty combined with other forms of local loyalty, and to reinforce and maintain the traditional, male-dominant society from which men were now physically missing.[17]

The Sušak monument does not differ in its characteristics from other Austro-Hungarian nailed statues. The Heroic Sailor monument and the unveiling ceremony displayed Croatian nationalism, Habsburg loyalty, local historical and maritime traditions, support for the war effort, and in turn perpetuated traditional gender roles.

At the inauguration ceremony, the tower housing the statue was decorated with Croatian, Slavonian and Dalmatian emblems; Croatian flags hung on the buildings around the monument, and the military played the Croatian national anthem. Among other slogans, the attendees shouted: »Long live Croatia!«[18] The emphasis on »Croatia« was not so surprising; after all, Sušak was located within Croatia-Slavonia – an autonomous political unit within the Kingdom of Hungary – and the money was to be given to disabled Croatian veterans. However, the ceremony was not purely Croatocentric.

Obviously, Emperor-King Franz Joseph was an important reference. Initially, the plan was to inaugurate the monument on 2 December, the anniversary of Franz Joseph's ascension to the throne in 1848,[19] but we can assume that the tower was not completed on time.[20] Although the anniversary was missed, the figure of Franz Joseph and the associated dynastic loyalty were still recalled: the military played the imperial hymn and cheers of »Long live the King!« rang out. Additionally, as the photograph shows, the elderly face of the Heroic Sailor was perhaps carved to resemble the *Kaiser*,

13 Družtvo za pripomoć hrvatskim ratnim invalidima na Sušaku. In: Riečki Novi List, 5.11.1915, p. 2; Sjednica obćinskog zastupstva na Sušaku [Meeting of the Municipal Council in Sušak]. In: Riečki Novi List, 12.11.1915, p. 1.

14 See Družtvo za pripomoć hrvatskim ratnim invalidima na Sušaku. In: Riečki Novi List, 31.10.1915, p. 2.

15 Družtvo za pripomoć hrvatskim ratnim invalidima na Sušaku. In: Riečki Novi List, 23.11.1915, p. 2.

16 Jay Winter: Sites of Memory, Sites of Mourning. The Great War in European Cultural Hsistory. Cambridge 1998, pp. 82–85.

17 Kathryn E. Densford: The Wehrmann in Eisen. Nailed statues as barometers of Habsburg social order during the First World War. In: European Review of History/Reveue européenne d'histoire 24 (2017) 2, pp. 305–324.

18 Odkriće spomen-kipa na Sušaku. In: Jutarnji list, 20.1.1916, p. 6.

19 Družtvo za pripomoć hrvatskim ratnim invalidima na Sušaku. In: Riečki Novi List, 5.11.1915, p. 2.

20 On the progress of the construction work see Gradnja kule za »željeznog mornara« na Sušaku [Construction of the Iron Sailor Tower in Sušak]. In: Riečki Novi List, 30.11.1915, p. 1.

though there is no explicit mention of this resemblance in the sources. Nevertheless, the form of the statue had an intended significance for its audience.

As *Ilustrovani List* commented, for the people of the Croatian Littoral the sailor was the closest fighter for King and Homeland; the Viennese illustrated periodical *Das interessante Blatt* made the same comment. The German-language magazine further explained that the sailor was pointing with one of his hands to the Adriatic, either as a threat toward the unfaithful allies (that is, Italy) or as a protective gesture towards the sea.[21] It was, of course, their sea, as it was their homeland for whom the people were shouting, be they Habsburg, Austro-Hungarian, Croatian, or all of these together. The naval character of the monument was not specific to Sušak; it was the same case with Pula (Pola in Italian and German, Pulj in Slovenian), where a Lighthouse in Iron was erected nearby, and Trieste (Trst in Croatian and Slovenian, Triest in German), where a Sailor in Iron holding a gun was placed.[22] In all three cases, a maritime tradition was evoked in order to bond people at home with their fellow citizens at the front.

Additionally, the Heroic Sailor was contained within a pavilion that resembled a tower of Trsat Castle. The castle, situated above Sušak, was once owned by the Frankopan-Zrinskis, a noble family with strong symbolic value for the (regional) Croatian national movement.[23] The pavilion thus testifies to the monument's adaptation to its immediate landscape – that is, being situated literally and symbolically within it – and its use and reinterpretation of local historical tradition in service of the war effort. Thus the Heroic Sailor was not only a local monument for Sušak; it was a reference point for the larger Croatian-Slavonian coastal region.

Moreover, as the representatives of Fiume attending the ceremony testify, the monument was also recognized by the particularly Fiumian, although not exactly Croatophile, elite. In fact, a few days after the inauguration, *Il Popolo* [The People], a Fiumian Italian-language daily, reported a race to hammer a nail into the monument, informing the Italian-speaking residents of Fiume that anyone could take part in the fundraiser.[24] Similarly, *A Tengerpart* [The Seacoast], a Hungarian-language daily in Fiume, informed its readers that the monument could be viewed freely every day.[25] Another Italian-language daily, *La Bilancia* [The Libra] reported on the Grand Count's speech at the ceremony, recounting the »heroic acts of our glorious troops,« the »victory of our weapons,« and describing the crowd's cheers as »[cries] of love for homeland and our Sovereign.«[26] Also, the aforementioned *A Tengerpart* reported the Grand Count's speech, praising »the bravery of our soldiers«.[27] It was not just the

21 Eiserne Denkmäler. In: Das Interessante Blatt, 3.2.1916, p. 10.

22 Densford: The Wehrmann in Eisen, pp. 308–309.

23 For instance, the regional Sokol chapter in the Sušak area bore the name of this family: Sokolska župa Zrinsko-Frankopanska [Zrinski-Frankopan Sokol Chapter]. Ivan Ivančić: Predratni rad Sokolskog Društva u Sušaku [Pre-war Activities of the Sokol Society in Sušak]. In: Ivan Ivančić (ed.): Spomenica izdalo »Sokolsko društvo Sušak-Rijeka u Sušaku« [Memorial Publication issued by the Sokol Chapter Sušak-Rijeka in Sušak]. Sušak 1929, pp. 5–18.

24 Il padiglione commemorativo a Sussak [The Commemorative Pavilion in Sušak]. In: Il Popolo, 19.1.1916, p. 1.

25 A susáki fatengerész [The Wooden Sailor of Sušak]. In: A Tengerpart, 20.1.1916, p. 1.

26 «[…] ricordando le eroiche gesta delle nostre gloriose truppe […] dopo la vittoria delle nostre armi« and »La folla che assisteva alla festa fece eco entusiasticamente a questo grido d'amore alla patria e al nostro Sovrano« In: Lo scoprimento del monumento a Sussak [The Unveiling of the Monument in Sušak]. In: La Bilancia, 17.1.1916, p. 2.

27 A susáki tengerészszobor leleplezése [The Unveiling of the Sailor Monument in Sušak]. In: A Tengerpart, 18.1.1916, p. 2: »…katonáink vitézségéről emlékezett«.

King and the homeland which unified Fiume and Sušak, but also its troops and weapons. Since Fiume did not have any other monuments of this kind, it is legitimate to ask whether the population, regardless of their national identification, related to that statue of the »Croatian« Heroic Sailor as a statue for all Austro-Hungarian soldiers. Certainly, those excluded from the unveiling ceremony – who either felt that way or self-excluded – were the Hungarian state authorities: the governor did not attend the inauguration[28] and the Hungarian anthem was not played.

Finally, the monument served to include women in the home front efforts while maintaining their traditional gender roles. The association for aiding disabled Croatian veterans in Sušak had a female and a male section, providing women representation, yet subordinating them to men in the leadership hierarchy. In fact, it could be argued that Josipa Kopajtić Bakarska was appointed as the female president of the association purely because of her husband's economic and social prestige rather than for her previous social engagement.[29] The ceremony perfectly depicts this traditional division of roles: men hammered the nails, while the female president received a bouquet of flowers from the male president of the aid association. Lastly, the adjective of the statue was not randomly chosen; men, and in particular the warriors, needed to be nothing less than heroic.

Despite all the overlapping meanings of the monument, the Heroic Sailor did not survive the 1918 transition. On the night of 23 October 1918, the day when clashes broke out between Fiume Hungarian state police in Fiume and the pro-Croatian Jelačić Regiment, the monument was so disfigured that the municipal authorities ordered its removal.[30] Several decades later, some people confessed the act; they had been young members of the Sušak Croatian high school sport association *Viktorija*: »It was Austro-Hungarian, and we were against Austria-Hungary.«[31] The youths deprived the sailor of its symbolic Croatian character and overlooked its function as a symbol of aid and grieving for other Croatians who had fought in the war. Yet the excessive hatred towards the sailor was not shared by all social and generational groups. That same day, the nobleman Sigismund/Sigismondo/Žiga Copaitich/Kopajtić,[32] the husband of Josipa Kopajtić Bakarska, filed an official protest against the damage.[33] Furthermore, in his aforementioned confession, one of the youths that destroyed the monument recalled a *mlekarica* (a woman from the Croatian-speaking countryside who carried milk to be sold in town) cursing the Italians for damaging the statue. In this case, it is not clear whether the confession was a retrospective projection of the Croatian–Italian / Sušak–Fiume interwar contraposition or related a genuine event in October 1918. If it was the latter, it could be argued that

28 There could be an objective reason for the governor's absence, as he was reported sick. Il governatore riprenderà tra qualche giorno il suo ufficio [The governor will reassume his office in a few days]. In: Il Popolo, 16.1.1916, p. 1.

29 Josipa Kopajtić was the daughter of Josip Gorup, a very wealthy Slovene industrialist. For her short biography see Irvin Lukežić: Sigismund pl. Kopajtić Bakarski – pomorski privrednik, domoljub i vizionar. Prilog poznavanju privredne elite sjeverozapadne Hrvatske [The Nobleman Sigismund pl. Kopajtić Bakarski. Naval Businessman, Patriot and Visionary. A Contribution about the Economic Elite of Northwestern Croatia]. In: Bakarski Zbornik 16 (2017), pp. 7–182, here: p. 159.

30 Odstranjen mornar [Sailor Removed]. In: Primorske novine, 24.10.1918, p. 2.

31 Karmelić: Zaboravljeni spomenik pomorcu, p. 40: »To je bilo austro-ugarsko, a mi smo bili protiv Austro-Ugarske«.

32 Lukežić: Sigismund pl. Kopajtić Bakarski, pp. 7-182, in particular pp. 10-15, p. 33, pp. 51-52, p. 55, pp. 61-62, p. 67, p. 80, p. 87, p. 115, pp. 122-23, p. 130, pp. 132-33, pp. 136-38, p. 140, p. 149, pp. 156-57, pp. 166-172.

33 Protest. In: Primorske novine, 24.10.1918, p. 2.

in 1918, for some locals the monument was not an oppositional symbol to new Croatian national identification, but rather stood in opposition to (Hungarian-)Italian Fiume. The same can be said of the alleged orientation of the statue pointing not to the Adriatic, but at Fiume.[34]

Some biographical details of the figures present at the 1916 inauguration ceremony also display unsurprising contradictions and continuities between the old empire and new nation-states. General Nikola Ištvanović (Ivanska, 1857 – Zagreb, 1944) was among the four high-ranking Austro-Hungarian military officers that participated in the National Council of Slovenes, Croats, and Serbs on 29 October 1918, and was appointed commander-in-chief of the army defending Slovenia from the advancing Italian forces. While he easily translated his Habsburg loyalty into support for the emerging South Slav state, Ištvanović was not considered reliable by the political leadership of the State of Slovenes, Croats and Serbs, and was soon retired, although the decision was quickly revoked.[35] Kostantin Rojčević, the district commander, became a fiduciary of the SCS National Council in October 1918 and was mentioned in 1923 as a Serb, close to Pašić's Radical Party, seeking career advancement.[36] Antonio Vio (Fiume, 1875 – Bolzano, 1949) was one of the founding members of Fiume's Italian National Council, which requested the city's annexation by Italy and held the post of mayor until October 1919.[37] Vinko Zmajić (Bakar, 1870–1920) did not continue his political-institutional career, since he retired from the position of Grand Count at the end of 1917.[38] Sušak's mayor in 1916, Ante Sablić (1865–1941), was still a member of Sušak's Advisory Board in 1919 after being replaced as mayor during the war, served on the board of directors of a Sušak publishing institute, and, interestingly, was an honorary consul of the Republic of Austria.[39] A sharp rupture between the old and the new world did not take place, in this case: figures celebrating the Habsburg war effort in 1916 were leaders or supporters of national liberation two years later. Indeed, for their sake, it was then better to remove traces of their ambiguous pasts.

Regarding the monument: in 1923, the Sušak city advisory board decided to remove the tower-like pavilion, since it was a symbol of the Austro-Hungarian navy,[40] while the statue, according to testimonies, was placed in storage outside the town. The site lost its symbolic importance, though the square maintained a symbolic naming: the Austro-Hungarian Field Marshal Boroević was substituted by a new national hero, Ante Trumbić. Just a few meters away, a new monument was erected in 1938 to honor King Peter the Great, the Liberator. It was not the first monument of someone belonging to the Karađođević dynasty in Sušak. In 1935, a monument to the recently killed King Alexander the Unifier was erected in front of the new city council building.[41] What was thus stressed in interwar Sušak was loyalty to the new dynasty, while

34 Karmelić: Zaboravljeni spomenik pomorcu, p. 40.

35 Vlatka Dugački, Krešimir Regan: Zaboravljeni vojskovođa Nikola pl. Ištvanović [The Forgotten General Nikola pl. Ištvanović]. In: Radovi. Zavod za hrvatsku povijest 50 (2018) 1, pp. 153–183.

36 Izborna borba [Election Struggle]. In: Narodno Jedinstvo, 10.2.1923, p. 2.

37 Salvatore Samani: Antonio Vio. In: Salvatore Samani: Dizionario biografico fiumano [Biographical Dictionary of Fiume]. Dolo Venezia 1976, pp. 139–141.

38 Odlikovanja umirovljenih velikih župana [Retired Grand Counts Decorated]. In: Hrvatsko pravo, 1.12.1917, p. 5.

39 Bartulović: Sušak 1919–1947, p. 475, note 1085; Irvin Lukežić: Nebo nad Kvarnerom [The Sky above the Kvarner]. Rijeka 2005, p. 204 and pp. 420–421.

40 Bartulović, Sušak 1919.-1947. p. 475, note 1088.

41 Julija Lozzi Barković: Međuratna arhitektura Rijeke i Sušaka. Usporedba i europsko okruženje [The Interwar Architecture of Rijeka and Sušak. A Comparison and the European Context]. Rijeka 2015, pp. 235–239.

the First World War experience was neglected, at least as part of the official memory.[42] As in the case of the Heroic Sailor, these monuments no longer exist, since they were removed during the Italian occupation of the territory during the Second World War, and were not returned in socialist Yugoslavia. Who cared about that imperial and imperialistic war? Who cared about that former despotic dynasty when a revolutionary war had forged a new socialist state?

FORGETTING THE DEFEATED AND REMEMBERING THE VICTORIOUS

Regarding national polarization and the various layers of memory, some monuments were rediscovered thanks to groups that tried to establish new remembrance agendas after the collapse of socialist Yugoslavia. The story of the Heroic Sailor was published in the first number of *Sušačka revija* (Sušak Review), a journal created in 1993 by the recently established *Klub Sušačana* [Club of the People of Sušak].[43] The club's purpose was to reaffirm (that is, defend, nurture and develop) Sušak's identity, autochthonous characteristics, values and traditions, and the historical, urban, cultural, economic, societal and ethical tradition of Sušak, Kvarner and the Croatian Littoral.[44] In the 1990s, when the communist (Croatian/)Yugoslav heritage was contested, disappearing, marginalized and/or removed, the story of the city of Sušak, merged administratively in 1947 with Rijeka, could now be revalued and rediscovered. As someone in a poll conducted by the club suggested, »If there can (be) Buda-Pest, then there can (also be) Sušak-Rijeka.«[45] Obviously, the emphasis was on Sušak's Croatian elements, while Yugoslav aspects, both socialist and interwar unitarian, were marginalized.[46] The existence of the Heroic Sailor, on the other hand, could be completely ignored by the local Italian-speaking community since they already had their own memory site for the First World War at the Kozala city cemetery.

Inside the cemetery, there are various tombs and monuments created during the interwar period to remember the soldiers that fought for the Kingdom of Italy. The most prominent among them is the crypt under the Church of Saint Romuald and All Saints, which contains the remains of Italian soldiers who died in the area during the First World War and its aftermath, Fiumian Italian army volunteers, legionnaires of D'Annunzio's and Italian soldiers killed during the >>Bloody Christmas<< of 1920, and remains of those, including Fascists, who died fighting for the annexation of

42 For examples of interwar remembrance of World War I in Croatia, in particular concerning the Jewish communities in Northern Croatia, see Ljiljana Dobrovšak: Spomenik stradalim Židovima u Prvom svjetskom ratu u Koprivnici [The Monument to the Jewish Victims of World War I in Koprivnica]. In: Podravski zbornik 43 (2017), pp. 53–66; Id.: Spomenici Židovima stradalima u Prvom svjetskom ratu na području sjeverne Hrvatske u kontekstu njihova međuratnog položaja [Monuments to Jews Killed in World War I in Northern Croatia in the Context of their Interwar Situation]. In: Historijski zbornik 70 (2017) 2, pp. 439–461.

43 Karmelić: Zaboravljeni spomenik pomorcu, pp. 38–41.

44 Zdravko Ćiro Kovačić: Zašto i čemu Klub Sušačana [The Club of the People of Sušak: Why and What For?]. In: Sušačka revija (1993) 1, p. 1.

45 Tonči Host: Anketa [Survey]. In: Sušačka revija (1993) 1, p. 9: »Ako može Budim-Pešta, može Sušak-Rijeka.«

46 See in particular the speech by Hrvoje Šarinić, then Croatian prime minister, at the founding assembly. In: Izvještaj o radu [Work Report]. In: Sušačka revija (1993) 1, p. 4: »As someone from Sušak, he greets the foundation of Klub Sušačana, stating that the initiative to found (the club) has to be viewed within the context of everything that has happened in Croatia in the last two years, because the political changes have opened up space for turning to tradition, characteristics and everything that makes us Croats.« [Kao Sušačanin pozdravlja osnivanje Kluba Sušačana, navodeći da inicijativu za osnivanje treba gledati u kontekstu svega onoga što se u Hrvatskoj dogodilo u posljednje dvije godine, jer su političke promjene ipak otvorile prostor da se okrenemo tradiciji, obilježjima i svemu onome što nas čini Hrvatima.]

Fiume to Italy up until 1924.[47] Today, on All Saints' Day, a local Italian minority choir sings near the crypt. On All Souls' Day, an Italian-language mass is held in the crypt and another Italian minority choir sings for the deceased. The ceremony is attended by the general consul of Italy in Rijeka since the monument, as a military graveyard, is under the supervision of the Italian Republic.[48] Paradoxically, a place that merges the memories of Italian soldiers who died in the First World War and interwar Italian annexationists is an institutional memory site for the Italian minority despite the fact that most of the Habsburg-era Italian-speakers of Fiume that were drafted fought or died fighting as Austrian or Hungarian citizens. For the local Italian minority, the existence of the monument to the Heroic Sailor is not of much significance, generally representing the fallen on the Habsburg side, while the Italian nation-state's official memory site became a place for their own mourning.

In conclusion, it could be argued that a shared trait of the memory culture for both people close to Klub Sušačana and the Italian minority is the lack of major concern regarding the First World War. The argument could be extended to the entire population of Rijeka, despite the war's becoming a topic on a very popular internet forum for local history,[49] quite a successful initiative of gathering artifacts and memories by the City Library for the Europeana project in 2014,[50] or a collection of documents published by an association of local cultural heritage in one of Rijeka's suburbs.[51] The marginalization of the experience of the defeated Habsburg side, the interwar insistence on national claims, the public potentiation of the commitment of the victorious sides in the interwar period, and, most of all, another, more tragic and more directly felt World War, allowed the memories of the First World War and the Heroic Sailor to fade away. With hardly any living testimonies of the First World War, that conflict and that monument are fading away from Rijeka's collective cultural memory, since these issues can hardly have any legitimization purpose. The local experience of the First World War does not provide much material to help us remember our everyday belonging to a world of nations and nation-states. Other conflicts, in a more crystal way, have assumed that function. However, recent research, in line with the general trend in reevaluating the Habsburg experience, is slowly removing exclusive nationalistic interpretations. By writing about multilayered experiences and disputing (national) monism, such research brings the lives of common people back into focus, despite their forced or willing engagement with the defeated side. After all, the Heroic Sailor is not merely what he physically represents; he is also an allegorical symbol of what is missing. Beyond the figure of a Habsburg male marine warrior, there is a world of home front regular men and, even greater in number, regular women whose everyday existence, regardless of their ethnicity, should be remembered.

47 Lozzi Barković: Međuratna arhitektura Rijeke i Sušaka, pp. 351–359.

48 Pcm: Ognissanti e commemorazione dei Defunti. Festività sentite [All Saints' Day and Commemoration of the Dead. Solemn Feelings], <https://lavoce.hr/attualita/ognissanti-e-commemorazione-dei-defunti-festivita-sentite>, 9.1.2020.

49 Rijeka i naš kraj u Prvom svjetskom ratu (1914–1918) [Rijeka and Our Region in World War I (1914–1918)], <http://www.lokalpatrioti-rijeka.com/forum/viewtopic.php?f=28&t=2624&start=90>, 9.1.2020.

50 Uspomene na Prvi svjetski rat: Vaza od granate, lažni ludaci i tragična pisma u Europeani [Memories of the First World War: A Vase Grenade, Fake Madmen and Tragic Letters in Europeana], <https://gkr.hr/Magazin/Osvrti/Uspomene-na-Prvi-svjetski-rat-Vaza-od-granate-lazni-ludaci-i-tragicna-pisma-u-Europeani>, 12.5.2020.

51 Draško Maršanić, Christian Grailach: Drenovčani u Prvom svjetskom ratu [Drenova Residents in the First World War]. In: Damir Medved et al.: Drenova bez granica. Zbornik radova [Drenova Without Borders. An Anthology]. Rijeka 2016, pp. 41–52.

IVAN JELIČIĆ obtained his PhD in History at the University of Trieste with a dissertation on the socialist movement in Fiume during the late Habsburg period. He is currently a post-doc fellow in the ERC project *Nepostrans* at the Institute of Political History in Budapest and a research assistant in the project *Rijeka in Flux: Borders and Urban Change after World War II* (University of British Columbia Okanagan), and collaborates with the Department of History of the University of Rijeka. He has published on political figures and associations of late Habsburg and post-Habsburg Fiume/Rijeka.
Email: jelicich.ivan@gmail.com

Is there Space for Remembering Habsburg World War One in Rijeka? Considerations on the Monument to the Heroic Sailor in Sušak

(Abstract)

This article discusses aspects of the cultural memory of the First World War during the war itself and in present-day Rijeka. In particular, the focus is on the monument to the Heroic Sailor in Sušak, a nailed statue (*Wehrmann in Eisen*) constructed to support the war effort of the Habsburg Empire. The institutions behind erecting the monument, the adaptation of the statue to the local and regional context, the symbols used, and the actors involved in the monument's unveiling are all factors examined in this study. In the analysis of these factors, the intertwined social values and multiple loyalties present in Sušak and Fiume during the late Habsburg period become apparent. Furthermore, the Heroic Sailor's destiny in the post-war period is significant, as it displays the complex experience and neglected memory of the First World War in Sušak in favor of a new, future-oriented politics that celebrated the Karađorđević in the Kingdom of Serbs, Croats and Slovenes (later the Kingdom of Yugoslavia). Finally, the article argues that the rediscovery of the Heroic Sailor relates to the emergence of new, local actors in contemporary Croatia. Recently, the emphasis has been on the Heroic Sailor's Croatian national features, overlooking the wartime multiple layers of loyalty, as well as connections between Fiume and Sušak. While there is evidence of national fragmentation among local Croatians and Italians regarding the cultural memory of the First World War, the wartime experience of locals on the front or at home is commonly neglected across the national divide.

Rezensionen

Lyubomyr Borakovskyy: Zwischen Liebe, Verständigung und Hass. Die Darstellung religiöser Konflikte in der Literatur Galiziens (1848–1914). (Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext, Bd. 21.) Frankfurt am Main: Peter Lang 2016. 260 S.

Das Interesse an der Erforschung des österreichischen Galiziens als sozialkulturelles, darunter auch literarisches Phänomen wurzelt in seinem multiethnischen und daraus folgend multikulturellen und politisch mannigfaltigen Charakter. Dieses Interesse bezieht sich vor allem auf die aus sprachlicher und religiöser Sicht starke Verflechtung heterogener Kulturelemente, die ein zwar brüchiges und widersprüchliches, aber zugleich einheitliches kulturelles Gefüge bilden. Es ist letztendlich fraglich, ob diese »galizische Kultur« sich wissenschaftlich als Ganzes und in ihren Merkmalen als etwas Eigenständiges auffassen lässt. Man bräuchte dazu zumindest dessen qualitative Gegenüberstellung mit einem anderen Kultursystem unter Berücksichtigung spezifischer Merkmale der Systeme, die im Falle der galizischen Kultur nur von einem rein hypothetischen und stark verschwommenen Charakter sind. Die Erforschung und Beschreibung solcher Sozialaspekte wie des literarischen, religiösen und sozial-politischen Lebens zeigen sich trotzdem als fruchtbare Mittel zum Erschließen des kulturellen Phänomens *Galizien*. In dieser Hinsicht ist auch das Buch von Lyubomyr Borakovskyy zu betrachten, das unter literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten die Kernaspekte der galizischen religiös-kulturellen Landschaft und somit der angeblichen galizischen Mentalität betrachtet und beschreibt.

Der Verfasser der vorliegenden Monografie hat sich zum Ziel gesetzt, anhand von Beispielen aus belletristischen Texten die literarische Darstellung von religiösen Konflikten im Schaffen galizischer Schriftsteller zu beschreiben sowie eine Typologie dieser Konflikte zusammenzustellen. An dieser Stelle ist der interdisziplinäre Charakter der Arbeit hervorzuheben. Dieser zeigt sich sowohl in der Anwendung theoretischer Ansätze zur Konflikt- und Kulturforschung als auch in der methodologischen Vorgehensweise gekoppelt mit den gewonnenen Erkenntnissen. Zu letzteren gehören vor allem die vom Autor ausgearbeiteten vier Konfliktgruppen, die thematisch strukturiert und gesondert in einzelnen Kapiteln analysiert werden. Auf diese Weise wurde eine übersichtliche Struktur der Arbeit geschaffen, die sowohl die Orientierung im reichen Quellenkorpus (es werden insgesamt die Werke von neun Schriftstellern behandelt) ermöglicht als

auch einen Überblick über die gewonnenen Erkenntnisse verschafft.

Der Umstand, dass der Autor die literarische Darstellung eines religiösen Konflikts zwischen drei verschiedenen Konfessionen aus sprachlich-nationalem Blickwinkel in drei verschiedenen Literaturen analysiert, zeigt das umfassende Forschungsfeld der vorliegenden Untersuchung, das auf den ersten Blick etwas zu breit zu sein scheint. Das damit verbundene Problem der Zusammenstellung und des Strukturierens des analysierten Stoffes vermochte der Verfasser jedoch durch die Eingliederung der gefundenen Konfliktbeispiele in vier thematische Gruppen zu lösen. Im Buch werden somit vier Typen von Konflikten voneinander unterschieden: Konflikte aufgrund interkonfessioneller Liebesbeziehungen, politisch und ökonomisch bedingte religiöse Konflikte sowie Konflikte, die der Autor als Konflikte zwischen religiösem Konservatismus / religiöser Tradition und säkularem Rationalismus definiert. Als Hauptkriterium der Gliederung tritt somit das einem religiösen Konflikt zugrunde liegende Motiv auf. Eine solche Gliederung ermöglicht es dem Verfasser schließlich nicht, sich von der Konzeption einer »Nationalliteratur« eindeutig zu lösen und die vier thematisch verschiedenen Konfliktgruppen im Rahmen einer einheitlichen galizischen Literatur zu erfassen. Als Grund dafür führt er den Umstand an, dass jeder der vier ausgearbeiteten Konfliktgruppen in verschiedenen Literaturen unterschiedliche Bedeutung zugeschrieben wurde bzw. bestimmte Motive für das Schaffen eines bestimmten Autors charakteristischer waren als für einen anderen. Der Autor stellt somit eine Verbindung zwischen dem historischen Kontext, der Thematik eines konkreten literarischen Werkes und den einzelnen religiösen Motiven her und veranschaulicht diese anhand der angeführten Textbeispiele. Die Modellierung und Erklärung solcher Wechselbeziehungen zählen zu den wichtigen Inhalten des vorliegenden Buches.

Bei der Analyse jeder Konfliktgruppe geht der Verfasser von der These aus, dass einem religiösen Konflikt eine politische, ökonomische oder kulturelle Bedeutung zugesprochen werden kann, gleichzeitig wäre aber auch eine entgegengesetzte Perspektive möglich, wenn einem politischen bzw. ökonomischen Konflikt eine religiöse Bedeutung zugeschrieben wird. Dadurch wird die sozio-kulturelle Problematik eines religiösen Konflikts angesprochen: Konfliktsubjekte agieren in jedem Konflikttyp als Vertreter nicht nur einer anderen religiösen Gruppe, sondern vor allem eines anderen kulturellen Systems und/oder einer anderen sozialen Schicht. Eine solche Überlappung trägt einerseits zur Etablierung eines religiösen Antagonismus bei, andererseits erschwert sie die Lösung eines bereits vorhandenen religiösen Konflikts. Anhand gelungener und anschaulicher Beispiele zeigt der Verfasser, wie es zu einer solchen Überlappung kommt und wie diese von einem Schriftsteller in einem literarischen Text instrumentalisiert wird.

In Bezug auf die angesprochene kulturelle Problematik stellt sich die Frage, ob es sich bei vielen der angeführten Konflikte um religiöse oder eher interkulturelle Kontroversen handelt und die Religion dabei nur als Bestandteil eines kulturellen Systems angesehen werden sollte. Der Verfasser neigt in seiner Arbeit eher zum ersten Zugang, indem er die Kultur im Rahmen einer Religion betrachtet. Er lässt dabei den kulturellen Aspekt nicht außer Acht und betont die enge Verwicklung der kulturellen, hier auch sprachlichen, Elemente mit religiösen Erscheinungen. Mit Recht kommt er schließlich zum Fazit, dass es unter den analysierten Konflikten keine »rein reli-

giösen« Konflikte gebe, wenn auch den meisten Konflikten eine primäre religiöse Konnotation eigen sei. Dies sei vor allem für die Konflikte aufgrund einer interkonfessionellen Liebesbeziehung sowie für die Konflikte zwischen religiösem Konservatismus und Rationalismus charakteristisch. Die letztgenannten werden im Buch vor allem anhand der Beschreibung von antiklerikalen Motiven im Schaffen von ukrainischen Schriftstellern sowie als Konflikte zwischen der jüdischen Orthodoxie und der Aufklärung bei Karl Emil Franzos und Leopold von Sacher-Masoch beschrieben. Dadurch wird eine dritte Differenzierung zwischen den verschiedenen religiösen Konflikten unternommen, nämlich zwischen den Konflikten innerhalb einer Konfession und den Konflikten zwischen verschiedenen Konfessionen.

Der Verfasser umgeht in der Arbeit auch das Problem der Instrumentalisierung der Religion für politische und ökonomische Zwecke nicht. Denn wegen der tiefen Einbettung jeder großen Bevölkerungsgruppe in Galizien – egal, ob Polen, Ukrainer oder Juden – in ihre religiöse Tradition sowie wegen des großen Einflusses dieser Traditionen auf den Alltag der Bevölkerung trat die Religion als wichtige Regulatorin des gesellschaftlichen Lebens auf. Wenn man dazu die sozialen Unterschiede nimmt, vor allem, dass erwähnte Bevölkerungsgruppen insbesondere in Ostgalizien auch verschiedene soziale Schichten vertraten, wird man sich des unter solchen Umständen entstandenen großen Konfliktpotenzials bewusst. Auf diese Weise deckt die Arbeit alle wichtigen Aspekte des konfessionellen Zusammenlebens der verschiedenen Völker in Galizien ab, was sich in der Literatur jener Zeit widerspiegelt.

Es soll schließlich auf die Bedeutung der Monografie in Bezug auf die Erforschung des Schaffens einzelner, bis jetzt wenig oder sogar kaum erforschter galizischer Schriftsteller hingewiesen werden. Zu diesen zählen vor allem Józef Rogosz, Jan Zachariasiewicz, Osyp Makovej und Stefan Kovaliv. Durch das Einbeziehen dieser Autoren und den Vergleich ihres Schaffens mit den Werken anderer, bereits bekannter galizischer Schriftsteller wie Karl Emil Franzos, Iwan Franko oder Leopold von Sacher-Masoch operiert der Autor mit dem reichen, polnisch-, ukrainisch-, deutschsprachigen Textkorpus, was es ihm ermöglicht, den literarischen Prozess in Galizien in seinen komplizierten Wechselbeziehungen und seiner Entwicklungsdynamik zu erfassen und zu beschreiben. Die Arbeit eröffnet somit eine aussichtsreiche Perspektive nicht nur auf die Erforschung Galiziens und seiner Literatur, sondern auch auf die Erläuterung und Analyse der kulturellen Prozesse in einer multiethnischen und dadurch multikonfessionellen Gesellschaft allgemein und ist daher als Arbeit mit einem klar ausgeprägten kulturwissenschaftlichen Ansatz zu bezeichnen. *Alla Paslawska*

Benjamin Conrad, Hans-Christian Maner, Jan Kusber (Hgg.): Parlamentarier der deutschen Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Reihe Parlamente in Europa, Bd. 4.) Düsseldorf: Droste 2015. 286 S.

Der vorliegende Sammelband geht von zwei Ansätzen aus: zum einen der vom 11. bis 13. April 2013 von der Universität Mainz veranstalteten Tagung, zum anderen der grundlegenden Arbeit von Mads Ole Balling,[1] die die Autoren beabsichtigten, mit Leben zu füllen. Die Analyse der parlamentarischen Vertretung der

1 Mads Ole Balling: Von Reval bis Bukarest: Statistisch-biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945. Kopenhagen 1991.

deutschen Minderheiten weist über das engere Thema hinaus, da in vielen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas diese alten oder neuen deutschen Minderheitsgruppen in der Zwischenkriegszeit über parlamentarische Vertretung verfügten, die sich trotz der relativ geringen Anzahl (etwa 200 Personen) dazu eignet, sowohl die Möglichkeiten minderheitenpolitischer Praktiken zu untersuchen als auch eine komparative Analyse zu bieten. Von den Regionen, die über eine bedeutendere deutschsprachige Bevölkerung verfügten, blieb lediglich das Elsass ausgespart, und das trotz der Versuche der Herausgeber.

Die drei Herausgeber sind Osteuropa-Experten, die beim Zustandekommen des Bandes Mitarbeiter der Mainzer Gutenberg-Universität waren und sich gegenseitig auf glückliche Weise ergänzen: Den Forschungsschwerpunkt von Benjamin Conrad bilden Polen und die baltischen Staaten (vornehmlich Lettland),[2] von den beiden Mainzer Professoren beschäftigt sich Hans-Christian Maner in erster Linie mit Rumänien[3] sowie Galizien, der Grenzregion der einstigen Habsburgermonarchie, während Jan Kusber über das Russische Reich forscht. Der Großteil der Autoren hat sich ebenfalls mit dem Thema im engeren Sinn beschäftigt. Die Vielfalt des Bandes wurde schließlich von Forschungsschwerpunkt und Interessengebiet sowie von den lokalen Eigentümlichkeiten beeinflusst, da es Fälle gab, in denen die Deutschen eine zahlenmäßig kleine Minderheit bildeten oder wegen der Umstände nur einige Personen ins Parlament kamen (Dänemark, Italien, baltische Länder), anderswo hingegen die Gruppe recht groß war (Tschechoslowakei, Rumänien).

Von den beiden einleitenden Studien stammt eine von Marie-Luise Recker, die beim Erscheinen des Bandes Vorsitzende der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien war, in deren Schriftenreihe auch der vorliegende Band erschienen ist. Während ihre Studie die allgemeinen Tendenzen des Parlamentarismus im Europa der Zwischenkriegszeit darstellt, umreißt der Aufsatz von Hans-Christian Maner die Thematik des Bandes sowie die Rahmen des deutschen Politisierens. Indem er die Ergebnisse teilweise zusammenfasst, unterscheidet er drei taktische Grundverhaltensweisen in der politischen Tätigkeit der Minderheitenparlamentarier: eine defensiv-abwehrende, eine aktiv-aufbauende Taktik beziehungsweise die Anlehnung an Deutschland.

Die Aufsätze wurden von den Herausgebern nach geografischen Regionen gruppiert. Der erste Teil (Ostseeraum) umfasst vier Aufsätze. Martin Klatt stellt anhand der Laufbahn der beiden nordschleswigschen Abgeordneten, die die Deutschen im dänischen Parlament vertraten, auch dar, welche Probleme das Erscheinen der deutschen Minderheit nach dem Ersten Weltkrieg aufwarf, wie sich die Mehrheit zu ihnen verhielt und wie sie versuchten, sich zu organisieren, inwieweit die soziale Gliederung und die Nationalitätsbindung sie prägte und nicht zuletzt, welche Rolle dabei Deutschland spielte. Obwohl die anfänglichen Bedingungen sich für die Integration günstig erwiesen, wurde die Machtübernahme der NSDAP auch für die deutsche Minderheit in Dänemark fatal.

In den baltischen Staaten war die Lage der deutschen Minderheiten nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls verhältnismäßig günstig. Die Eigentümlichkeit

2 Der Band zu diesem Thema erschien ein Jahr später: Benjamin Conrad: Loyalitäten, Identitäten und Interessen. Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit. Mainz, Göttingen 2016.

3 Hans-Christian Maner hat sich früher ebenfalls mit der Geschichte des Parlamentarismus befasst: Parlamentarismus in Rumänien (1930–1940). Demokratie im autoritären Umfeld. München 1997.

der Lage ergab sich aus der ständisch orientierten deutschen Oberschicht, die infolge der Agrarreformen ihr vormaliges Gewicht verlor, sowie den russischen imperialen Traditionen und der Anwesenheit einer bedeutenden russischen Minderheit. Die Studie des 2013 verstorbenen Konrad Maier analysiert den komplexen Prozess, im Laufe dessen die Deutschen in Estland von der privilegierten Oberschicht zur nationalen Minderheit wurden, wobei die alten politischen Prägungen und Praktiken teilweise weiterlebten. Die Studie von Svetlana Bogojavlenska beleuchtet anhand der deutschen und russischen Abgeordneten in Lettland sehr gut, von wie vielen Faktoren die Minderheitenpolitik abhing und was für bedeutende Unterschiede es auch zwischen den einzelnen Minderheiten innerhalb eines Landes geben konnte, die die Zusammenarbeit erschwerten. Hektoras Vitkus stellt dar, wie das Bild der Deutschen, die kulturellen Stereotypen der Litauer über die Deutschen die minderheitliche Politisierung beeinflussten.

Der folgende Abschnitt, der sich mit Ostmitteleuropa auseinandersetzt, beginnt mit einer sehr interessanten Analyse aus der Feder von Benjamin Conrad über die Mehrsprachigkeit der Parlamente. Abgesehen von der kurzen Übergangszeit nach dem Ersten Weltkrieg (1918–1920) wurde nur in zwei Ländern, der Tschechoslowakei und Lettland, der Gebrauch mehrerer Sprachen gestattet, ähnlich dem Wiener Reichsrat sowie den tschechischen und mährischen Landtagen vor 1918. Obwohl das tschechoslowakische wie auch das lettische Parlament in dieser Hinsicht Vorbildcharakter hatten, waren die verwendeten Sprachen keineswegs gleichrangig, mehr noch, in Lettland wurde parallel zur internationalen Konsolidierung des Landes der Gebrauch der Minderheitensprachen eingeschränkt. Conrad stellt dar, in welchem Kontext die Minderheitensprachen gebraucht werden durften, und gelangt zu der Schlussfolgerung, dass die Mehrsprachigkeit wahrscheinlich die Integration der Minderheiten förderte und dazu beitrug, dass in der Region in diesen beiden Ländern der Parlamentarismus und die demokratische Ordnung langfristig erhalten blieben.

Die folgenden beiden Studien beschäftigen sich ebenfalls mit der Tschechoslowakei, untersuchen aber zwei kleinere Gruppen. Jaroslav Šebek analysiert die katholischen Deutschen in der Tschechoslowakei mit besonderer Berücksichtigung der Loyalitätsfrage. Die Katholiken wurden zwar im neuen Staat recht feindselig behandelt, doch versuchten sie mit den tschechischen Politikern zusammenzuarbeiten, um ihre Interessen durchzusetzen. Juliane Brandt untersucht die deutschen Vertreter aus der Slowakei. In der Zwischenkriegszeit konnte weder auf gesamtstaatlicher noch auf der Ebene der Slowakeideutschen ein übergreifendes Identitätskonzept entstehen, so dass wegen der starken regionalen Spaltung divergierende Gruppeninteressen von verschiedenen Parteien vertreten wurden. Brandt geht aufgrund der lokalen deutschen Periodika auch darauf ein, wie die Slowakeideutschen die Rolle des Parlamentes sowie die Tätigkeit ihrer Abgeordneten beurteilten.

Norbert Spannenberger zeigt anhand der Ungarndeutschen auf, wie sich der Rahmen für Minderheitenpolitik in einem sich homogenisierenden Nationalstaat immer mehr verengte. Der Fall Ungarn ist auch deshalb interessant, weil Ungarn infolge der Friedensschlüsse nicht nur zwei Drittel seines Territoriums verlor, sondern etwa ein Drittel der ethnischen Ungarn in den Stand von Minderheiten gelangte, so dass der ungarische Staat einerseits auch diese berücksichtigen musste, andererseits wollten sie in der Hoffnung der Revision die anderen Minderheiten, die auf dem ehemaligen

Staatsgebiet lebten, nicht abschrecken. Trotz alledem versuchten, abgesehen von dem kurzfristigen demokratischen Experiment nach dem Krieg, die ungarischen Regierungen das Trauma mit einer sich intensivierenden Nationalisierungspolitik zu kompensieren. Die Darstellung der Laufbahn Jakob Bleyers, einer der Führungsgestalten der ungarländischen Deutschen, ist sehr lehrreich. Er wurde von einem Nationalitätenminister zu einem der Regierung loyalen Abgeordneten. Als seine politische Laufbahn sich als Sackgasse erwies, radikalisierte er sich und erwartete von Nazideutschland Hilfe. Nach seinem Tod 1933 wurde die von ihm eröffnete Linie verstärkt und 1938 entstand mit der Hilfe Deutschlands der Volksbund der Deutschen in Ungarn. Der Autor stellt sehr gut dar, wie in gewissen Situationen eine Minderheit sowohl für das Vater- als auch für das Mutterland unbequem wird. Der Aufsatz Spannenbergers weicht durch seinen leidenschaftlichen Ton und die Verwendung des Binnennarrativs der deutschen Minderheit von der Gesamtheit des Bandes ab. In der Darstellung der Zustände vor 1918 beruft sich der Autor mehr auf die über hundertjährige Arbeit von Robert William Seton-Watson als auf die neue Fachliteratur. Der Großteil der Parteien im Zeitalter des Dualismus funktionierte als Wahlpartei, zwischen den Wahlen war nur die Gruppe um die Parlamentsfraktion aktiv (S. 184). Bezüglich der Wahlkreise zeigt die neueste Forschung von József Pap,[4] dass am Anfang des 20. Jahrhunderts der Anteil der Ungarn in 52,3 und nicht in 75 Prozent der Wahlkreise 50 Prozent überstieg (S. 184).

Der dritte Teil ist den Ländern Süd- und Südosteuropas gewidmet. Es ist zwar verständlich, warum die Herausgeber diese geografische Gruppierung der Aufsätze gewählt haben, doch kommen auf diese Weise die Minderheiten, die 1918 zu einem Land gehörten, in gesonderte Blöcke. Vasile Ciobanu will die rumäniendeutschen Abgeordneten auf der Ebene des politischen Diskurses analysieren. In seiner Studie bietet er eine skizzenhafte Zusammenfassung über die Abgeordneten sowie über bedeutendere Themen, die von diesen diskutiert wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg bereiteten die verschiedenartigen regionalen Traditionen nicht nur der rumänischen politischen Elite Kopfzerbrechen, sondern auch der deutschen Minderheit, da sie vorher in vier verschiedenen Ländern gelebt hatten. Ähnlich wie in der Slowakei misslang auch hier die Durchsetzung einer umfassenden Identitätskonzeption anstelle der regionalen Identitäten. Gerald Volkmer versucht unter anderem die regionalen Unterschiede zu greifen und analysiert den regionalen, sozioprofessionellen und politischen Hintergrund der deutschen Abgeordneten aus Siebenbürgen und dem Banat. Die gut organisierten und schon vor 1918 über ernsthafte parlamentarische Erfahrung verfügenden Siebenbürger Sachsen waren deutlich erfolgreicher als die etwas zahlreicheren Banater und hielten die Leitung der deutschen Parlamentsfraktion in fester Hand. Die Traditionen des dualistischen Zeitalters weiterführend, schlossen sie Wahlabkommen mit den Regierungsparteien, wodurch sie zwar angesichts ihrer zahlenmäßigen Proportion wenige, jedoch wesentlich mehr Abgeordnete im Parlament hatten als die zahlenmäßig stärkeren Ungarn.

Zoran Janjetovič führt uns ins Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen.

4 József Pap: Kísérlet a magyarországi választókerületek huszadik század eleji etnikai karakterének meghatározására [Versuch zur Bestimmung des ethnischen Charakters der ungarländischen Wahlbezirke am Anfang des 20. Jahrhunderts]. In: idem: Tanulmányok a dualizmus kori magyar parlamentarizmus történetéből [Studien zur Geschichte des ungarischen Parlamentarismus zur Zeit des Dualismus]. Budapest 2014, S. 150.

Die Lage erinnerte in vielem an Rumänien, sowohl in Bezug auf die Vielfalt der deutschen Minderheit als auch auf die Hauptprobleme, nur dass es hier keine den Sachsen vergleichbare dominante Gruppe gab. Im Parlament hatten die Abgeordneten der deutschen Minderheit kein Gewicht, so dass die mit der Regierung geführten vertraulichen Gespräche sich als wirksamer erwiesen, ohne allerdings allzu viel erreichen zu können. Hans Heiss stellt die kurze Geschichte der Dachorganisation der Südtiroler Deutschen, des Deutschen Verbands, dar, da 1929 in Italien politische Parteien verboten wurden. Benahmen sie sich anfangs so, »als wären sie nicht Teil des nationalen Parlaments, sondern die politische Delegation einer auswärtigen, nicht zu Italien gehörigen Nation« (S. 268), versuchten sie später zu kooperieren, obwohl die italienische politische Elite, deren Ziel der Aufbau des einheitlichen homogenen Nationalstaates war, dafür nicht empfänglich war. Das Scheitern versuchten sie durch internationale Zusammenarbeit zu kompensieren.

Schließlich fasst Jan Kusber in seinem Syntheseaufsatz einerseits die Ergebnisse zusammen und zeigt andererseits weitere Forschungsperspektiven auf. Dazu zählt Kusber die Vorerfahrungen der Parlamentarier vor dem Ersten Weltkrieg, die Frage der Parteienfinanzierung, den Antikommunismus als integrierende Kraft, die gegenseitige Wahrnehmung, die »Praktiken der Auseinandersetzungen«, die Identitätsbildungen und damit verbunden die Frage: »welche Rolle spielte der aufsteigende Nationalsozialismus […] so etwas zu formieren wie ein einheitliches Auslandsdeutschtum?« (S. 283). Die Lektüre des Bandes kann den Leser überzeugen, dass es selbst bei diesem scheinbar sehr gründlich erschlossenen Thema noch sehr vieles zu erforschen gibt. Auch die anfänglichen Zweifel, dass die einzelnen Studien das Thema nicht nach einheitlichen Kriterien behandeln, haben sich als unbegründet erwiesen, weil es dem Band nicht zum Nachteil gereicht, mehr noch, es signalisiert die Vielfalt der Forschungsstandpunkte und -methoden.

Die neuen Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Lage von Millionen von einem Tag auf den anderen verändert, ein Teil erfuhr die traumatisierende Minderheitensituation, aber in großen Teilen der Region erfuhr auch die Mehrheitsbevölkerung Ungewissheit, Angst und Instabilität. Obwohl die Aufsätze die verschiedenartigen Kontexte beleuchten, in denen die Vertreter der deutschen Minderheiten politisch tätig waren, zeichnen sich trotzdem gewisse gemeinsame Züge und allgemeine Tendenzen ab. Was Ersteres anbelangt, gibt es Unterschiede zwischen den Deutschen, die erst nach dem Ersten Weltkrieg in eine Minderheitensituation gelangten, und jenen, die auch vorher in Diasporasituation gelebt hatten – Letztere konnten sich verständlicherweise reibungsloser in die neuen Staaten integrieren. Andererseits lassen sich auch bedeutende regionale Unterschiede feststellen; und drittens haben offenbar auch die politischen Einrichtungen, die wirtschaftlich-sozialen Zustände, die ethnische Zusammensetzung des Landes die Lage der Minderheiten geprägt. Es wäre gerade deshalb wünschenswert gewesen, der Darstellung der Lage vor 1918 einen größeren Raum zu gewähren. Es entsteht ein sehr interessantes Bild, wenn wir verfolgen, wie entlang der neu gezeichneten Grenzen neue Identitätskonzeptionen erscheinen und wie sich diese zu den vorherigen staatlichen/regionalen Identitäten verhalten, wie an mehreren Orten die Minderheitspolitiker nach dem Vorbild der einheitlichen Nationalstaaten versuchen, eine einheitliche Minderheit zu konstruieren, und – obwohl darauf nur einige der Studien hinweisen – wie

Deutschland zu diesem Homogenisierungsvorgang beitrug.

Als Teil der allgemeinen Demokratisierungstendenzen kam es in den meisten dargestellten Ländern zu umfassenden Agrarreformen, die aber in vielen Fällen (im Band haben wir Hinweise darauf im Falle von Estland und Rumänien) auch gegen die vorher dominierende Positionen innehabenden Minderheiten – in unserem Fall die Deutschen – gerichtet waren, so dass während der Parlamentsdebatte über die Agrarreform alte Ressentiments an die Oberfläche traten. Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, dass weder die schon vorhandenen noch die nach 1918 entstandenen Staaten – hier bildet die Tschechoslowakei eine gewisse Ausnahme – ernsthaft daran dachten, die vielerorts 1918 versprochene Nationalitätenautonomie einzuhalten. Sie betrachteten die internationalen Minderheitenschutzverträge als eine Last, die ihnen aufgezwungen wurde und die ihre Souveränität einschränkte, wobei die meisten der besprochenen Staaten trotz des multiethnischen Charakters sich als Nationalstaaten definierten und die innerhalb ihrer Grenzen lebenden Minderheiten nicht als gleichberechtigt betrachteten. Gleichzeitig rückte die Frage der Loyalität gegenüber den neuen Staaten in den Mittelpunkt, da vornehmlich gegen die Gruppen, die wider ihren Willen in Minderheitssituationen gelangten, häufig der Vorwurf der Illoyalität erhoben wurde. Als trauriges und richtiges Fazit können Konrad Maiers Betrachtungen über die Verabschiedung des estnischen Kulturautonomiegesetzes (1925) betrachtet werden: »Es ist anzunehmen, dass nicht Überzeugungen von der Notwendigkeit eines nationalen Ausgleichs und vor der Gewährung kultureller Autonomie als wesentlicher Bestandteil positiver Minderheitenpolitik […] ausschlaggebend waren, sondern die Erkenntnis, dass nationale oder politische Minderheiten für den Fortbestand der Republik ein Gefahrpotenzial darstellen können.« (S. 73). Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gelang es den Abgeordneten der Minderheiten nicht, integrale Teile des politischen Lebens der jeweiligen Länder zu werden, sondern sie waren infolge ihrer marginalen Situation eher »hilflose Marionetten im Spiel der politisch Mächtigen des Landes geworden« (S. 77). Die Abgeordneten der Minderheiten konnten – falls überhaupt – meist durch informelle Beziehungen und Abmachungen etwas erreichen. Die Lage wurde vor allem nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland 1933 kompliziert. Die deutschen Minderheitsgruppen wurden zu Spielbällen der aggressiven deutschen Außenpolitik, was schließlich zu ihrer Auflösung führte, entweder weil man sie noch während des Krieges umsiedelte oder aber, weil sie nach dem Krieg als Sündenböcke für alle Grauen des Nationalsozialismus herhalten mussten.

Angesichts des interessanten und lehrreichen Bandes können wir nur bedauern, dass das Komparative nicht genug betont wurde, obwohl dessen Potenzial in mehreren Studien aufscheint. Andererseits bereichern die vorliegenden Studien nicht nur die Geschichte des Parlamentarismus der Zwischenkriegszeit, sondern beleuchten auch solche Themen wie Loyalität, Identitätsbildung und Regionalismus. Dadurch entsteht ein komplexes Bild Europas zwischen den beiden Weltkriegen. Der Band versucht gleichzeitig, die traditionellen Stereotypen der Minderheitenforschung wie das Binnennarrativ der Minderheit wie auch die Befangenheit der Mehrheitshistoriografien der Region zu überwinden. Somit können wir Jan Kusber, einem der Herausgeber des Bandes, zustimmen, dass dieser auch zeige, »wie weit sich die Forschung entwickelt und europäisiert hat« (S. 282). *Judit Pál*

Norbert Otto Eke (Hg.): Herta Müller-Handbuch. Stuttgart: Metzler Verlag 2017. 287 S.

Im Metzler-Verlag erschien 2017 das bereits seit Längerem angekündigte Handbuch zur rumäniendeutschen Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller. Die 1953 im Banat geborene Schriftstellerin hat zweifelsohne ein handbuchwürdiges Werk hervorgebracht – und mit Norbert Otto Eke, der die Forschung zu Müller seit Jahrzehnten dominiert, einen ebenso würdigen Herausgeber gefunden, der mit großer wissenschaftlicher Genauigkeit und hohem ästhetischen Gespür sowohl das Wesen des Werks Herta Müllers als auch die Bedürfnisse der potenziellen Handbuch-Nutzer erkannt und beidem in hohem Maße entsprochen hat.

Die zu Anfang des Handbuchs positionierten Darstellungen des umfangreichen Werkkorpus in all seinen Genres (Prosa und Romane, Lyrik und Collagen, Essays, Reden und Poetikvorlesungen) und deren Details leisten einen ebenso breiten Über- wie tiefen Einblick in das bisherige Gesamtwerk Müllers. Die in einem weiteren Abschnitt eröffneten Kontexte (Geschichte, Zwischen den Sprachen, Zwischen den Literaturen, Autoren) lassen in ihrer Auswahl eine deutliche, wenn auch nur kursorisch geleistete Akzentsetzung zugunsten der politisch motivierten Exilautorin Herta Müller erkennen, die allerdings in ihrem Umfang für manch einen Leser zu breit geraten sein dürfte, aber der literaturhistorischen Verortung durchaus dienlich sein kann.

Intensiver hingegen hätten, jedenfalls aus der Perspektive der Forschung, noch die in Ergänzung der Werkschau so wichtigen Abschnitte »Ästhetische Ordnungen« und »Denkfiguren – Konzeptionen – Begriffe« ausfallen dürfen. In ihnen geht es im Eigentlichen um die Ästhetik der Werke Herta Müllers, denn wer diese kennt, weiß, dass sie keineswegs mit bloßen Inhaltsangaben zu beschreiben sind. Dem Kapitel »Denkfiguren« ist anzulasten, dass hier eine thematische Auswahl (Grenzen, Körper und Geschlecht, Shoah und Gulag, Tod, Trauma, Glück, Utopie) erfolgt ist, die die aktuelle Forschung zu Müller nur bedingt widerspiegelt. Während die beiden letzten Begriffe motivisch eher abseitig im Werk auftauchen und ihre Relevanz an dieser Stelle eher unklar bleibt, wird der fragwürdigerweise in die Müller-Forschung eingeführte Traumabegriff völlig ohne Diskussion seiner autobiografischen Herleitung, literaturwissenschaftlichen Legitimation und literarischen Plausibilität fortgeschrieben. Zu den »Ästhetischen Ordnungen« und den »Denkfiguren« hätten sich durchaus auch Artikel zu Ideologie, Konvention, Tabu, Schweigen, Bildlichkeit, Objektfixierung, Chiffrierung und Fragmentarisierung gesellen können, die auch allesamt bereits mehrfach und präzise in der Forschung als relevante ästhetische beziehungsweise motivische Strukturen herausgearbeitet worden sind.

Nichtsdestotrotz erfüllt das Werk seinen Zweck des literaturwissenschaftlichen wie historischen Überblicks sowohl für den Erstzugriff als auch für eine Vertiefung in überzeugender Weise und auf hohem Niveau und ist überdies den Erfordernissen dieses einzigartigen Werkes – und dessen besonderer Autorin – gerecht geworden.

Die Verfasserinnen und Verfasser der Handbuch-Artikel sind, und das verwundert auf den ersten Blick durchaus, zu einem guten Teil (jedenfalls bislang) nicht als Müller-Exegeten bekannt. Dies entpuppt sich aber ganz überwiegend nicht als nachteilig, denn bei manch einem der bereits länger in die Herta-Müller-Forschung involvierten Autoren fallen der eigene Geltungsdrang und eine

Tendenz zur Fortschreibung der eigenen Thesen auf, was dem idealerweise neutralen Stil eines Handbuchs nicht immer entspricht.

Der Metzler-Verlag ist mit dem Handbuch zu Herta Müller das Wagnis eingegangen, eine lebende und noch im Schaffensprozess befindliche Autorin zu kanonisieren. Es bleibt sehr zu hoffen, dass Herta Müller selbst sich davon nicht einschüchtern lässt und trotz der intensiven Forschung und der offenkundigen Bemühung des deutschen Literaturbetriebs, sie bereits zu Lebzeiten zu einer unsterblichen Ikone der deutschen Literatur des 21. Jahrhunderts zu machen, nicht davor zurückschreckt, ihrem Œuvre in den kommenden Jahren und Jahrzehnten noch einiges hinzuzufügen, das zahlreiche Neuauflagen und Neuperspektivierungen dieses wichtigen Buches notwendig machen wird. *Christina Rossi*

Mariana Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940. (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 43.) Berlin, Boston: De Gruyter/Oldenbourg 2018. 309 S.

Die Osteuropa-Historikerin Mariana Hausleitner genießt seit Langem dank ihrer Untersuchungen zu unbequemen, sogar heiklen oder nur teilweise und einseitig erforschten Themen zur Geschichte der Region einen guten Ruf. Ihre Habilitationsschrift *Die Rumänisierung der Bukowina: Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944* (München 2001) hat nicht nur eine Menge archivalischer Lücken in der Dokumentation zur Sache aufgezeigt und gefüllt, sondern gleichzeitig viele Klischees in der Auslegung der Fakten hinterfragt und damit neue Impulse in die Diskussion um die postimperialen Nationalismen im ehemaligen Habsburgerraum initiiert. Dasselbe gilt für Hausleitners Buch über *Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens* (München 2005) oder für ihre Teilnahme an der Gestaltung der Ausstellung »Ordnung und Vernichtung. Die Polizei im NS-Staat« (eine Ausstellung der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster und des Deutschen Historischen Museums, Berlin, 1. April bis 31. Juli 2011) und des Katalogs (Dresden 2011), was die von ihr entdeckten Inhalte und dadurch empfohlenen Potenziale in den perspektivischen Umdeutungen mancher bisheriger »Selbstverständlichkeiten« der Historiografie des 20. Jahrhunderts betrifft.

Die neueste von Mariana Hausleitner gezeichnete Bucherscheinung setzt diese mutige Art, sich einer von den Osteuropa-Spezialisten (aus welchen Gründen auch immer) wenig beachteten »Materie« anzunehmen, die in diesem Fall zu dem unerschöpflichen Komplex der vom Zweiten Weltkrieg schwer betroffenen Menschenschicksale gehört, fort. Die riesigen Bevölkerungsverschiebungen, die einerseits den ideologisch motivierten Homogenisierungsplänen totalitärer Regimes entsprachen und im Zuge der kriegerischen Handlungen mit mörderischer Härte durchgeführt wurden, hatten – wie bekannt – auch die massiven Vertreibungen der Deutschen aus fast allen Gebieten im Osten und Südosten des Kontinents zur Folge, wo sie seit Jahrhunderten gelebt hatten. Schon kurz nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland wurden diese dramatischen Ereignisse sorgfältig und in allen Einzelheiten dokumentiert – wenn auch manchmal im Dienste politischer Ziele des Kalten Krieges. Dabei wurde öfters im medialen Sprachgebrauch nicht sehr deutlich und historisch korrekt differenziert zwischen der Flucht unter dem Druck feindlicher Truppen oder infolge staatlicher Beschlüsse (wie der Beneš-

Dekrete in der Tschechoslowakei) und den Umsiedlungen deutscher Bevölkerung in den Jahren 1939/40 aus von der Sowjetunion im Einvernehmen mit dem Dritten Reich besetzten Gebieten im Baltikum, Polen, Rumänien, selbst aus dem Königreich Rumänien und sogar aus dem italienischen Südtirol, die von Berlin aus – angeblich auf freiwilliger Basis – organisiert wurden und noch bis 1941 erfolgt sind. Viele der in die östlichen Territorien umgesiedelten Menschen, die spätestens 1945 durch die Rote Armee von der Wehrmacht zurückerobert wurden, teilten das Schicksal der Flucht und der Vertreibung nach Westen unter lebensgefährlichen Bedingungen mit den dort traditionell ansässigen Deutschen; innerhalb von drei bis vier Jahren mussten sie zweimal ihre Wohnsitze wechseln und von Neuem eine soziale Existenz aufbauen. Daher waren sie in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen ebenfalls gemeint, die im August 1950 beschlossen wurde und als Grundlage des vom Bundestag 1952 verabschiedeten Lastenausgleichsgesetzes wie auch des Bundesvertriebenengesetzes vom Mai 1953 galt, die deren Integration in die bundesrepublikanische Gesellschaft zu ermöglichen hatten.

In dem millionenfachen Drama der Flucht und Vertreibung der Deutschen in Osteuropa ist es kein Wunder, dass die Episode der Umsiedlung der Deutschen aus der Nord- und Südbukowina 1940–1941, von denen sich Anfang der 1950er-Jahre zirka 52.000 in der Bundesrepublik und 8.000 in Österreich befanden, ziemlich unterging. Zwar pflegte die schon 1949 gegründete Landsmannschaft der deutschen Umsiedler aus der Bukowina (seit 1951 Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen) eine Erinnerungspolitik, die von ihren Funktionären straff gelenkt und kontrolliert wurde, indem besonders die ideologischen Voraussetzungen der dort unter dem offiziellen, Begeisterung signalisierenden Motto »Heim ins Reich!« abgewickelten Umsiedlung unerwähnt bleiben sollten; dagegen durften die noch gut zu verwendenden Parolen der bolschewistischen Gefahr, die als Hauptgrund für die dringliche Umsiedlung 1940 angegeben wurde, sowie das Leid der erzwungenen Flucht vor der Roten Armee aus den neuen Ansiedlungen in Polen oder Böhmen überbetont werden. Das auf diese Weise entstandene Bild beherrschte das offizielle Narrativ, das noch bis Anfang der 1990er-Jahre in den landsmannschaftlichen Darstellungen der Nachkriegsgeschichte überwog, während die Faktenüberlieferungen etwa in den inzwischen erschienenen »Heimatbüchern«, wo auch manches zu Wort kam, was nicht dazu passte – hauptsächlich die enttäuschenden Erfahrungen der Umsiedler in der »alt-neuen« Heimat – eher verdrängt wurden. Eine erste historiografische Untersuchung über die Umsiedlungen aus dem rumänischen Raum 1940 bot Dirk Jachomowskis Dissertation aus dem Jahre 1984: *Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen. Von der Volksgruppe in Rumänien zur »Siedlungsbrücke« an der Reichsgrenze* (München 1984), in der es aber dem Autor trotz Korrekturen in der etablierten »Erzählung« nicht gelang, die wichtigsten Archivquellen hinter dem Eisernen Vorhang zu verwenden, wobei auch die zugänglichen Dokumente im Westen nicht vollständig ausgeschöpft wurden. Erst nachdem man in den 1990er-Jahren ein gewisses Informationsmonopol der Aussiedlerorganisationen hinsichtlich der Vorkriegs-Vergangenheit der jeweiligen »Volksgruppen« in Frage zu stellen begann, wurden unter anderem die NS-Verwicklungen nach 1933 und die enge Zusammenarbeit mit den Stellen im Dritten Reich, die für die Aufsicht über die »Auslandsdeutschen« verantwortlich waren, nicht mehr verschwiegen. Gerade an dem neu erforschten Interes-

se verschiedener Institutionen in Nazi-Deutschland für die Geschicke der deutschen Minderheit in Rumänien knüpfte Mariana Hausleitner an: Es leuchtete ein, dass es schon 1939, als Hitler selbst von den »nicht haltbaren Splittern des deutschen Volkstums« in Osteuropa sprach, Pläne einer groß angelegten Umsiedlung von Teilen der deutschen Bevölkerung in Rumänien gab, sei es, um der sich im Aufschwung befindenden deutschen Wirtschaft billige Arbeitskräfte zu liefern, sei es – laut dem Plan Himmlers aus dem Jahr 1940 zur »Festigung des deutschen Lebensraumes« – um »Arier« anstelle von zu vertreibenden Juden und Slawen nach Polen und ganz Osteuropa zu holen. Eine ganze Reihe von Problemen hat die Autorin dabei aufgelistet, deren Beantwortung sie letzten Endes das vorliegende Buch widmete.

Das erste und unserer Meinung nach das wichtigste Ergebnis der von Mariana Hausleitner groß angelegten Ermittlung aller möglichen Archivalien und Zeugnisse hinsichtlich der 1940 bis 1941 geschehenen Umsiedlung der Bukowina-Deutschen ist die durchaus revidierte Vorstellung sowohl von deren tieferen Motivationen als auch der nicht selten verheerenden Konsequenzen für die »Objekte« dieser Aktion, die einfachen Menschen, die sich von den propagandistischen Versprechungen verbesserter Lebensumstände im Reich täuschen ließen. Die ersten Berliner Überlegungen zu einer kollektiven Umsiedlung der »Volksdeutschen« aus der Bukowina liefen parallel zu der 1938 gestarteten Anwerbung junger Menschen, vorgeblich als Arbeitskräfte, insgeheim aber als Rekruten für die Waffen-SS in Deutschland; eine ziemlich frühe Initiative eines deutschstämmigen Physikdozenten an der Universität Czernowitz (rum. Cernăuți, ukr. Tscherniwzi), Herbert Mayer, die die genaue Erfassung deutscher Bewohner von Bukowiner Ortschaften in einem »Volkskataster« vorsah, wurde aus Deutschland finanziell gefördert gerade angesichts derartiger Pläne. Dabei fällt von vornherein die Kaltblütigkeit auf, mit der solche Projekte, deren politische Tragweite eng mit den wirtschaftlichen Zielen verflochten war, die Menschen, die es betraf, einfach als manipulierbare Masse behandelten. Der Widerstand der traditionellen Führungsschicht der Deutschen in Südtirol, mit denen man 1939 ein erstes kollektives Umsiedlungsexperiment vornahm, das einerseits die Beziehung zu Mussolinis Italien entspannen sollte, aber auch die völlige »Germanisierung« Kärntens durch die Ansiedlung von Südtirolern parallel zur Vertreibung der Slowenen berücksichtigte, wurde von den Schaltstellen im Reich völlig ignoriert. In der Bukowina war ihre Aufgabe viel leichter, da mehrere Jahre zuvor die hiesige konservative Spitze durch willfährige lokale Nazis im Machtgefüge der »Volksgruppe« ersetzt worden war. Mariana Hausleitner verfolgt den Prozess der wachsenden Einflussnahme von radikalen, ins Fahrwasser des Nationalsozialismus geratenen Aktivisten im Dienste reichsdeutscher Interessen, die während der Anbahnung der Umsiedlung mit der rassisch-biologischen Argumentation reichlich hantierten. Die Autorin stellt allerdings fest, dass am Tage des sowjetischen Ultimatums an Rumänien zur Räumung der Nordbukowina und Bessarabiens innerhalb kürzester Zeit die Aktion der »Umsetzung« der Bukowinadeutschen ins Reich vollständig vorbereitet war. Diese verlief dann in der Nordbukowina nach dem schon erprobten Modell der Umsiedlungen aus dem von der Sowjetunion besetzten Ostpolen; in der Südbukowina funktionierte es noch einfacher dank des Entgegenkommens der rumänischen Behörden, die mit der dortigen Ansiedlung rumänischer Flüchtlinge aus den verlorenen Gebieten im Westen und Osten rechneten.

In dem umfangreichen Kapitel, das das Alltagsdasein der Bukowiner Umsiedler

im Reich behandelt, rückt der bürokratisch gleichgültige Umgang der SS-Stellen, die mit deren Aufnahme und Verteilung betraut waren, mit den ihnen völlig ausgelieferten Menschen erst recht in den Mittelpunkt. Ihre Unterbringung – für Monate und manchmal Jahre – in streng überwachten Barackenlagern, in denen mangelnde Unterwürfigkeit bestraft wurde und die auch als Zentren der NS-Indoktrinierung dienten, das »Selektionsverfahren« nach rassischen Kriterien, die Trennung von Eltern und Kindern, die brutale Haltung gegenüber den aus Mischehen entstandenen Familien und die Diskriminierung der Kranken und Behinderten, die absichtliche Auflösung der einstigen Gemeinden bei der Neuansiedlung, um das alte Identitätsgefühl zu tilgen, die strenge Kontrolle über das Leben der Umsiedler nach dem Verlassen der Lager dokumentierten ein Verhalten, das nicht nur weitgehend menschenverachtend war, sondern in der alltäglichen Machtausübung gegenüber »Volksgenossen« jenen Zynismus offenbarte, der von den skrupellosen Vorstellungen des *social engineering* im Sinne der rassisch-eugenischen Pläne einer Umgestaltung des Raumes und der Bevölkerung in Osteuropa genährt war. Die Autorin hält sich stets an die Informationen, die ihr die Archive lieferten; die Akkumulation der dargestellten Fakten, deren Erzählung keinesfalls ins Pathetische abgleitet, wirkt dennoch auf den fachkundigen Leser erschütternd, umso mehr, wenn über die von der Umsiedlung der Deutschen unmittelbar Betroffenen – die von ihren Höfen und Häusern vertriebenen Menschen: Juden, Polen, Franzosen, Slowenen, die »Platz« für die Neuankömmlinge machen mussten und ihnen manchmal als Dienerschaft zugeteilt wurden – berichtet wird. Die dadurch entstandene Gewaltspirale führte zwangsläufig zur nächsten Episode: Der Vormarsch der Sowjets im Osten und der Westalliierten im Westen wie auch in manchen Gebieten der Druck der Partisanen zwang die Leute zur überstürzten Flucht, wobei »geordnete« Evakuierungen oft nicht mehr durchgeführt werden konnten, so dass sie Plünderungen und Vergewaltigungen, der bloßen Rachsucht der Einheimischen, Gefangenschaft oder der verordneten Vertreibung ausgesetzt waren. Am Ende standen sie – von ihren ehemaligen Eliten verraten – vor der ökonomischen Misere und dem gesellschaftlichen Bann, ohnmächtig und hilflos. Auf die Rückkehrer nach Rumänien oder in die Sowjetunion wartete ebenfalls ein unglückliches Los: Manche wurden nach Zentralasien deportiert, andere in die Sowjetische Besatzungszone, die spätere DDR, abgeschoben, wenige konnten sich – in der Südbukowina – an die neuen Verhältnisse anpassen.

Mariana Hausleitner erklärt das lange Schweigen über diese lebenszerstörende Erfahrung der Umsiedlung der Deutschen aus der Bukowina dadurch, dass diejenigen, die zu Hauptakteuren in der Nachkriegs-Landsmannschaft wurden und deren kollektive »Erinnerung« bestimmten, sich selbst unter jenen Personen befanden, die sich (mehr oder weniger) im Auftrag verschiedener politischer oder sogar nachrichtendienstlicher Institutionen im Dritten Reich für die Bewerkstelligung dieser vermeintlich freiwilligen Migration ihrer Landsleute engagierten. Die bundesrepublikanischen Karrieren eines Herbert Mayer, Rudolf Wagner, Franz Kopecki, Erich Prokopowitsch und anderer, die selbst auf verschwiegenen Einzelheiten aus ihren Lebensläufen aufgebaut waren, stellten allerdings keine Ausnahmen in den 1950er- und 1960er-Jahren dar, als schillernde Figuren wie Theodor Oberländer, ehemaliger Anwerber von nationalistischen Ukrainern im Kampf gegen die Sowjetunion, einen Regierungsposten in Bonn innehaben durfte oder Fritz Valjavec, der schon 1940/41 rassische Untersuchungen über

die Deutschen in Südosteuropa für die SS verfasste, zum Professor an der Universität München berufen wurde; dagegen weist die Autorin auf das düstere Schicksal des ehemaligen deutschen Konsuls Fritz Schellhorn in Czernowitz hin, der eine wichtige Rolle bei der Rettung eines Teils der Czernowitzer Juden vor der Deportation nach Transnistrien durch Unterstützung des Bürgermeisters Traian Popovici gespielt habe – er verbrachte zehn Jahre in sowjetischen Gefängnissen und kehrte gebrochen in die Bundesrepublik zurück, wo man ihn schlicht ignorierte.

Mariana Hausleitners Buch kann mit den Tabus der »verordneten Interpretation« der Geschehnisse brechen, wie sie Jahrzehnte von den Vertretern der Bukowiner Umsiedler und Aussiedler gepflegt wurde, auch weil die öffentliche Bereitschaft, darüber offen zu debattieren, im heutigen Deutschland und Österreich günstiger ist als in Rumänien oder der Ukraine. Dabei bietet diese historiografisch exemplarische Erforschung eines gesellschaftlichen Umsturzes von der Dimension der kollektiven Auflösung einer sprachlich-kulturellen Gemeinschaft auch Anhaltspunkte für Themen, derer sich die Geschichtsschreibung in den Ländern, die sich heute die historische Bukowina aufteilen, annehmen könnten: unter anderem die Repatriierung jener Personen, Rumänen und Nichtrumänen, nach Rumänien, die in der von den Sowjets besetzten Nordbukowina als politisch gefährdet galten (unter ihnen auch viele Mitglieder der Eisernen Garde) und durch den Einsatz des Konsuls Schellhorn zusammen mit den deutschen Umsiedlern »exfiltriert« werden konnten (ein Thema mit vielen Facetten, wie zum Beispiel die Tatsache, dass die »rassisch« gemischte Zusammensetzung dieser Gruppe sowohl für die deutsche als auch für die rumänische Seite einen Grund bildete, im Namen der jeweils erstrebten ethnischen Homogenisierung ihre Aufnahme wie auch ihre Rückkehr zu verweigern beziehungsweise nur teilweise zu akzeptieren), oder der Versuch der radikal-nationalistischen und extrem judenfeindlichen ukrainischen Fraktionen, die von verschiedenen deutschen Kreisen (um Alfred Rosenberg, aber auch um Canaris' Abwehrleute und ebenso um die SS, für die Fritz Valjavec arbeitete) unterstützt wurden, nach 1941 Einfluss in der Bukowina-Region gegen den Widerstand der rumänischen Behörden zu nehmen, die im Gegenzug Pläne für die Vertreibung der einheimischen Ukrainer nach Transnistrien schmiedeten.

Dieses und viel mehr an Erneuerungsvermögen hinsichtlich der Erörterung vieler noch unerforschter Aspekte in der vielschichtigen Geschichte des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen steckt hinter dieser frischen Publikation von Mariana Hausleitner![5] *Andrei Corbea-Hoişie*

5 This work was supported by a grant of the Romanian National Authority for Scientific Research, CNCS – UEFISCDI, project number PN-III–P-4-ID-PCCF-2016-0131.

Christine Magerski: Imperiale Welten. Literatur und politische Theorie am Beispiel Habsburg. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2018. 125 S.

Dieses feine kleine Büchlein ist quasi ein Nebenprodukt des vom kroatischen Wissenschaftsfonds geförderten Forschungsprojekts »Postimperiale Narrative in den zentraleuropäischen Literaturen der Moderne« (2016–2019) an der Universität Zagreb, an der auch die Autorin Germanistik lehrt. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, die Einsatzmöglichkeiten der breit rezipierten Imperien-Theorie des Berliner Politikwissenschaftlers Herfried Münkler[1] in Hinblick auf die deutschsprachigen

1 Vgl. Herfried Münkler: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Berlin 2005.

Literaturen und Autoren der Habsburger Monarchie sowie ihre Nachwirkungen zu demonstrieren. Dies ist auf den ersten Blick widersprüchlich, da Münkler – wie auch Magerski einräumt (S. 12) – Österreich-Ungarn nicht als »Imperium«, sondern als »Großreich« versteht.[2] Die kleine Beugung der Lehre des Vordenkers aus Berlin erweist sich freilich als durchaus produktives »Theoriedesign« (S. 7), dessen Einsatz in fünf relativ kurzen Abschnitten vorexerziert wird.

So widmet sich das erste Kapitel (S. 12–29) der Theorie selbst in einer fruchtbaren Zusammenschau mit Mythenforschung und Narratologie, wobei sich der Kurzschluss von Münklers These von der imperialen »Mission«[3] (die jedes Reich habe, vgl. S. 14ff.) mit Claudio Magris' Habsburgischem Mythos und Ernst Cassirers »symbolischen Formen« als heuristisch fruchtbar erweist. Das zweite Kapitel fokussiert auf den postimperialen Roman (S. 30–49), das dritte auf Habsburg als »Erfahrungsraum und Erwartungshorizont« (S. 50–68), das vierte auf das Begriffspaar »Zentrum – Peripherie« (die mit Münkler überzeugend als wechselseitig abhängige Dyade vorgeführt wird, vgl. S. 69–97); das fünfte schließlich gilt dem Untergang (»Der Erste Weltkrieg als geschichtsphilosophisches Lehrstück«, S. 98–117). Als – durchwegs kanonisches – Untersuchungskorpus dienen im Wesentlichen Werke von Robert Musil und Joseph Roth.

Im Großen und Ganzen wirkt diese Leistungsschau der Applikabilität Münklers auf jene Texte und ihre Entstehungsumstände einleuchtend, ja erhellend. Bedenken wecken lediglich die Passagen, in denen die Autorin Münklers Theorien doch etwas unkritisch wiedergibt, zum Beispiel, wenn diese in die Nähe einer pessimistischen Geschichtsteleologie à la Oswald Spengler rücken oder etwa mit einem unreflektierten Begriff der »Balkanisierung«[4] (S. 27, S. 113) quasi von oben herab aufwarten – was eigentlich gerade den Einwand einer in Kroatien lebenden Forscherin erregen müsste. Auffallend sind auch gewisse Lücken in der Nutzung von Sekundärliteratur: Diese ist entweder etliche Jahrzehnte alt oder ziemlich rezent, mit wenig dazwischen, und zudem – angesichts des altösterreichischen Untersuchungsgegenstands – doch etwas deutschlandlastig. Das größte Manko ist freilich, dass auf vorangegangene oder parallele Theoriebildungen wie Edward Saids Trend setzendes Buch *Culture and Imperialism* (1993), in dem dieser etwa die imperial-staatstragende Funktion des britischen Romans betont, kaum bis gar nicht eingegangen wird (vgl. S. 13, S. 35), ebenso wie andere Theoretiker der Imperial Studies und neuere Historiografie eher außen vor bleiben mussten (?) – zum Beispiel Pieter M. Judsons vorzügliches Werk *The Habsburg Empire. A New History* (Cambridge, MA 2016) oder Steven Bellers *The Habsburg Monarchy 1815–1918* (Cambridge, UK 2018).

Fazit: ein beeindruckender Abriss der Anwendungsmöglichkeiten von Münklers Imperium-Theorie(n) als Analysewerkzeug für (post-)habsburgische Literatur, der aber schlichtweg zu kurz geraten ist; einiges (siehe oben) bedürfte deutlich der näheren Ausführung (abgesehen davon, dass auch eine komparatistische Weitung des Fokus spannend gewesen wäre). Zudem ist es, wie gesagt, wirklich schade, dass die Parallelaktion der Autorin existierende Forschung teilweise ignoriert (zum Beispiel die zahlreichen Sammelbände des informellen

2 Ebenda, S. 20–22.

3 Herfried Münkler: Imperien und Imperialismus. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 10.2.2010, S. 8.

4 Münkler: Imperien, S. 12.

Netzwerks »Kakanien revisited«[5]) und vor allem auf dem postkolonialen Auge eher blind geblieben ist, etwa für Hegemonie-Konzepte. Bedauerlich ist auch, dass das kroatische Forschungsprojekt, aus dem die Publikation offenkundig hervorgegangen ist, in seinem Ziel und seinen Ergebnissen nicht näher bestimmt wird – gäbe es doch in diesem Rahmen sicher weitere interessante Publikationen für die Leserschaft zu entdecken. Eine erweiterte zweite Auflage von Magerskis etwas überhastetem, aber trotzdem lesenswertem Buch könnte indes all die kleinen Unzulänglichkeiten beheben und daraus eine wirklich großartige Monografie machen. *Clemens Ruthner*

Aneta Stojić, Anita Pavić Pintarić (Hgg.): Kroatiens Küste im Lichte der Habsburgermonarchie. (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Bd. 16.) Wien: new academic press 2017. 354 S.

Wenn man einen durchschnittlichen Geschichtskenner über österreichische und deutsche kulturelle Einflüsse auf dem kroatischen Gebiet fragen würde, würde der erste Gedanke wahrscheinlich nicht Dalmatien und Istrien gelten. Dabei könnten das Kroatisch-slawonische Königreich und die vierhundertjährige Herrschaft der Habsburgermonarchie, die Militärgrenze oder die in die südöstlichen Teile der Monarchie – Slawonien und Syrmien – während des 18. und 19. Jahrhunderts planmäßig angesiedelte deutsche Bevölkerung erwähnt werden. Das wäre freilich eine unvollständige Antwort, denn die Habsburgermonarchie hinterließ zahlreiche Anzeichen ihrer früheren Anwesenheit in Dalmatien, Istrien und der Kvarnerbucht. Davon zeugt die vorliegende Publikation.

Der in der Buchreihe *Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland* im Jahre 2017 erschienene Band versucht laut den Worten der Herausgeberinnen Aneta Stojić und Anita Pavić Pintarić, »die jahrhundertelangen rechtsstaatlichen und soziokulturellen Verbindungen zwischen Kroatiens Küste und Österreich zu beleuchten«. Unter der Leitung der zwei jüngsten Österreich-Bibliotheken in Kroatien, Zadar und Rijeka (dt. Sankt Veit am Flaum; ital. und ung. Fiume), wurde ein multidisziplinäres Team von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zusammengebracht, um den Spuren der kroatisch-österreichischen Beziehungen nachzugehen.

Obwohl es zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema gibt, stellt diese Publikation einen wichtigen Versuch dar, die Adriaküste in der Zeit der habsburgischen Herrschaft unter verschiedenen Aspekten zu erforschen und die Wechselwirkungen zwischen der österreichischen Verwaltung und der Bevölkerung an der östlichen Adriaküste zu erörtern.

Das Buch enthält neben der Einleitung 16 interdisziplinäre Beiträge, die in vier Themenbereiche eingeteilt sind. In der Einleitung schildern die Herausgeberinnen historische und soziokulturelle Rahmenbedingungen, die die kroatische Adriaküste zum Kontaktraum zwischen Mitteleuropa und Mittelmeer machten. Ein besonderer Akzent wird auf deutsch-kroatische kulturelle und sprachliche Kontakte und Einflüsse gelegt; dies wird am Beispiel der geografischen und sprachlichen Gegebenheiten mittels Toponymen und anthropogeografischen Quellen an der östlichen Adriaküste illustriert.

Der erste Teil des Buches umfasst drei Beiträge, die einen Überblick über die geschichtlichen Begebenheiten in drei kroatischen Regionen an der Adriaküs-

5 So wurden innerhalb des erwähnten Forschungsnetzwerks seit Jahren immer Texte von Joseph Roth einschlägig untersucht bzw. fand eine umfangreiche und fruchtbare Theoriediskussion der Begriffe postkolonial vs. postimperial statt, auf die m. E. einzugehen wäre.

te (Istrien, Rijeka mit der Kvarnerbucht und Dalmatien) unter österreichischer Herrschaft bieten. Im Fokus dieser Beiträge steht die politische Geschichte dieser Gebiete nach dem Niedergang der Republik von Venedig Ende des 18. Jahrhunderts. Damals fielen Dalmatien und das kroatische Küstenland unter österreichische Herrschaft, die 1805 endete. Danach kam das zehnjährige französische Interregnum, dem die so genannte zweite österreichische Herrschaft folgte. Diese dauerte bis zum Jahr 1918. Jedes der genannten adriatischen Gebiete wies spezifische Merkmale in Bezug auf Verwaltung, Gesellschaftsstruktur, Bevölkerungszahl, Wirtschaft und kulturelle Entwicklung auf.

Ein Teil des inneren Istriens fiel noch im 14. Jahrhundert an die Habsburger. Gerade um diese lang anhaltende Herrschaft in der Grafschaft Mitterburg (kr. Pazin) und die Verbreitung der Reformation im österreichischen Istrien geht es im Text von Maja Ćutić Gorup. Die Autorin hebt den positiven Einfluss, den die Reformation auf den Druck von kirchenslawischen liturgischen Büchern hatte, hervor. Dabei wird auch die Rolle des gegenreformatorischen Wirkens der Habsburger Herrschaft mit Hilfe der Katholischen Kirche in der Zurückdrängung der Reformation in Istrien apostrophiert. Aus zwei weiteren Beiträgen erfährt man, dass Österreich einen starken politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einfluss auf die Stadt Rijeka und ihre Umgebung ausübte (Andrea Roknić Bežanić und Markus Leideck) und dass Dalmatien, wie es bei Marko Trogrlić steht, »innerhalb der Habsburgermonarchie stets eine peripher gelegene Provinz, deren Verwaltung mit strukturellen Schwächen zu kämpfen hatte« (S. 85), war, obwohl die habsburgische Verwaltung bemerkenswerte Modernisierungsschübe in Dalmatien bewirkte.

Der Schwerpunkt der Beiträge im zweiten und umfangreichsten Teil liegt auf der Untersuchung der Modernisierungstendenzen, die während der österreichischen Verwaltung an der kroatischen Adriaküste zu beobachten waren. Es wird ein breites Spektrum der Lebensbereiche in Dalmatien, Istrien und im Kvarnergebiet behandelt, darunter das Rechtssystem, territoriale Verwaltungsformen und die Anwendung des österreichischen Rechts (Budislav Vukas Jr.), dann das Schul- und Bildungswesen (Ante Bralić), die sehr rege kartografische Tätigkeit (Josip Faričić), das Schiffsrouten-System und Segelhandbücher (Mithad Kozličić, Claudio Rotunno) sowie das Agrarsystem und sozioökonomische Verhältnisse (Peter Jordan). Aus all diesen Texten geht hervor, dass Gebiete an der östlichen Adriaküste während der hundertjährigen venezianischen Herrschaft vernachlässigt waren und Anzeichen der Rückständigkeit aufwiesen. Die zwei Perioden der österreichischen Herrschaft und die kurzlebige französische Regierung werden von den meisten Autoren und Autorinnen als jene Regierungszeit bezeichnet, in der man die Reform der Verwaltung, des Gerichtswesens, des Schulwesens und der Wirtschaft einzuführen bestrebt war und den langwierigen Prozess der Modernisierung startete.

In diesem Teil des Buches wird eine Vielfalt von Informationen geboten, die die Aktivitäten der österreichischen Regierung zur Bewertung der Gebietsressourcen und zur Modernisierung der dortigen Gesellschaft veranschaulichen. Da der Erfolg jeder Gesellschaftsreform eng mit einer erfolgreichen Bildungsreform verbunden ist, sollte bei der Bewertung der in diesen Gebieten unternommenen Modernisierungsprozesse auch das allgemeine Bildungsniveau einbezogen werden. Aus diesem Grund verdienen zwei Texte besondere Beachtung, weil sie nicht nur die Auswirkungen der Reformen in Dalmatien und im Kvarnergebiet erläutern, sondern auch die Gründe für

den Rückstand dieser Gebiete im Vergleich zu anderen Teilen der Habsburgermonarchie herauszufinden versuchen.

In dem gut dokumentierten, aber etwas zu umfangreichen Text über das Schulwesen begründet Bralić potenzielle Ursachen der schwächsten Ergebnisse im Bildungszugang in den Gebieten mit mehrheitlich kroatischer Bevölkerung innerhalb des österreichischen Teils der Monarchie (S. 103–139). Diese sollten in scharfer Trennung zwischen Küstenstädten und Hinterland liegen, wobei die städtische Elite in ihrer Umgebung nur eine Ressource zum Gewinn des Kapitals sah und ihr Interesse nicht in der Modernisierung des dalmatinischen Dorfes und der Ausbildung seiner Bewohner fand. In Dalmatien, so Bralić, stellte die Stadt keinen Modernisierungsmittelpunkt dar, wie es in vielen west- und mitteleuropäischen Städten der Fall war. Neben dem niedrigen Bildungsniveau dieser adriatischen Regionen ist in diesem Kontext auch die schlechte Wirtschaftslage als unüberwindbares Problem zu nennen. Wie Jordan in seiner Analyse der sozioökonomischen Verhältnisse im Kvarnergebiet betont, wies die nordadriatische Wirtschaft während des ganzen 19. Jahrhunderts Strukturmerkmale einer Agrargesellschaft auf, welche schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erste Anzeichen des Verfalls zeigte. Es hat sich nämlich laut Jordan in Istrien und auf den Kvarnerinseln wegen des Ausbleibens einer Agrarreform ein Agrarsystem erhalten, das feudale Besitzverhältnisse (Kolonat) aufwies. Das Kolonatsystem, das auf dem Vertrag zwischen Grundherrn und besitzlosen Bauern (Kolonen) beruht und in erster Linie der Eigenversorgung der ländlichen Bevölkerung und der Versorgung eines regionalen Marktes diente (S. 184f.), hielt lange an und verhinderte eine schnellere Anbindung an eine in anderen Teilen der Monarchie entwickelte Marktwirtschaft. Dieses Verhältnis führte zu demografischen und wirtschaftlichen Konsequenzen. Erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam es zu Veränderungen der traditionellen Wirtschaftszweige, was die Voraussetzungen für den Tourismus schuf. Die Entwicklung des Tourismus war eines der wichtigsten Ergebnisse der österreichischen Verwaltung an der östlichen Adria.

Kulturelles Leben und interkulturelle Begegnungen werden im dritten Teil des Sammelbandes anhand zahlreicher Beispiele geschildert, darunter die Tourismusentwicklung in Istrien, das Wirken der bildenden Künstler aus Wien und Prag, die Gründung der Kulturvereine und Bildungsinstitutionen in Zadar, deutschsprachiges Pressewesen und Publikationstätigkeit sowie die Nationalisierung der Kulturlandschaft durch die Betrachtung des Verdi-Denkmals in Triest.

Der vierte Teil ist dem Archivgut und historischen Quellen, die die Erforschung der Herrschaft der Habsburgermonarchie in Dalmatien ermöglichen, gewidmet.

Abschließend ist hervorzuheben, dass die in dieser Publikation enthaltenen Texte einen guten Einblick in die verwaltungstechnischen, politischen, bildungsbezogenen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Gegebenheiten in Istrien und Dalmatien während der beiden österreichischen Herrschaftsperioden geben. Fast jeder Text in den ersten beiden Themenbereichen fängt mit der Schilderung allgemeiner historischer Bedingungen an, die zum Herrschaftswechsel in den östlichen Adriagebieten geführt hatten. Diese Wiederholungen könnten auf jene Leser, die diese Aufsatzsammlung in Gänze durchlesen möchten, ein bisschen unerfreulich wirken. Obwohl während der hundertjährigen österreichischen Herrschaft in Dalmatien große positive Entwicklungen zu verzeichnen

waren, blieb es dennoch hinter anderen Provinzen des österreichischen Teils der Monarchie zurück, und die Worte des österreichischen Publizisten Hermann Bahr von 1909 zeugen malerisch von der Beziehung Österreichs zu Dalmatien: »Das ist die berühmte Riva von Zara, der Stolz der österreichischen Verwaltung. Sie hat den Zweck, die alte Stadt Zara zu verstecken. Hinter ihr ist die alte Stadt Zara. Vor der alten Stadt ist eine österreichische Wand aufgestellt. Hinter der österreichischen Wand fängt der Orient an, unsere Zeit hört auf. So kann man sagen, dass diese Riva ihren Ruhm verdient, weil sie das Symbol unserer Verwaltung in Dalmatien ist« (S. 225).

Sanja Lazanin

Ágnes Tóth (Hg.): Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953 / Dokumentumok a magyarországi németek történetéhez 1944–1953. Budapest: Argumentum 2018. 1423 S.

Die hier anzuzeigende Edition deckt jene Zeitphase ab, in der der Einmarsch der Roten Armee am Ende des Zweiten Weltkrieges, die Verschleppung zum Arbeitseinsatz in die Sowjetunion und die Vertreibung etwa der Hälfte der Angehörigen der deutschen nationalen Minderheit tiefgreifende Rupturen nicht nur für die Betroffenen in Ungarn, sondern für ganz Mitteleuropa zur Folge hatten. Die Herausgeberin Ágnes Tóth hat aus 94 verschiedenen Archivbestandsgruppen in Ungarn Quellen zusammengetragen, den größten Teil aus dem Staatsarchiv des Ungarischen Nationalarchivs, aus Beständen der »Obersten Organe der Staatsverwaltung« sowie aus den Archivbeständen einzelner Komitate im Ungarischen Nationalarchiv. Dazu kommen mehrere kirchliche Archive verschiedener Konfessionen, insbesondere Dokumente des Evangelischen Landesarchivs und der katholischen Bistümer Szeged und Stuhlweißenburg. Auch die Überlieferung der politischen Parteien im Archiv des Instituts für Politikgeschichte wurde berücksichtigt, ebenso das Archiv der Staatssicherheitsdienste. Insgesamt handelt es sich um 387 Dokumente, zumeist Verwaltungsschriftgut (Anträge, Eingaben, Stellungnahmen, Protokolle, Verordnungen etc.), Denkschriften; auch einige persönlich gehaltene Berichte sowie familiäre Privatbriefe lassen sich finden. Den Dokumenttexten sind jeweils kurze Materialbeschreibungen und Herkunftsangaben sowie ungarische und deutschsprachige Regesten beigegeben.

Das Werk wird durch ein umfangreiches Personenregister, ein ungarisch- und deutschsprachiges Ortsregister, ein Verzeichnis der bearbeiteten Archive und insbesondere durch ein vollständiges Dokumentenregister in seiner Benutzbarkeit wesentlich aufgewertet. Eine Auswahlbibliografie mit insgesamt etwa 500 ungarisch- und deutschsprachigen Titeln komplettiert den Anhang.

Gemäß der Profession des Rezensenten erfolgt die Besprechung dieses Werkes hier insbesondere aus einem europäisch-ethnologischen Blickwinkel. Evident erscheint eine solche Perspektive in mehrerlei Hinsicht; einige markante Anhaltspunkte seien im Folgenden aufgeführt: Immer wieder zieht sich durch die Akten und Berichte zur Zwangsaussiedlung (ung. kitelepítés) ein Konflikt um die Interpretation der Daten der Volkszählung 1941, weil die Fragen nach »Muttersprache« und nach »Nationalität« (also nach der eigenen ethnischen Zuordnung) getrennt gestellt worden waren und auch unterschiedlich beantwortet werden konnten. Daraus ergaben sich Fehlinterpretationen bei der Auswahl derjenigen Personen, die einerseits als staatstreue Ungarndeutsche zu gelten hatten und deshalb im Land bleiben sollten, andererseits als unzuverlässige Deut-

sche aus Ungarn ausgewiesen werden sollten. Mit anderen Worten: Hier ist die ethnologische Grundsatzfrage berührt, welche Kriterien bei der Bestimmung der Zugehörigkeit zu einer bestimmten nationalen Minderheit beziehungsweise zu einer ethnischen Gruppe produktiv sind und welche nicht – und wer auf welche Weise einen Fragebogen unter welchen Umständen »richtig« ausfüllt? Was ist in welcher Situation eine »richtige« Angabe? (Sehr aufschlussreich auf S. 480 [Bericht an den sowjetischen Gesandten, Dezember 1945]; S. 594 [Statistisches Zentralamt, Kommentar zu Volkszählungsdaten, Januar 1946] oder S. 394–397 [zum Problem, wer »Muttersprachler« sind] sowie S. 494–498 [Denkschrift István Bibó zum Problem der »Kollektivschuld«, Dezember 1945]).

Der ganz praktische Zuschnitt des Problems konnte dann auf lokaler Ebene gleichsam brennend werden: Amtspersonen (etwa die Gemeindevorstände) hatten nach eigenem Gutdünken unzutreffende Angaben über die Muttersprache von Bürgern ihres Zuständigkeitsbereichs gemacht.

Manchmal benötigte man vor Ort einfach Wohnungen für diejenigen ethnischen Ungarn, die aus der ČSSR (vor allem aus der Slowakei) und aus der Region Bukowina ebenfalls zwangsweise ausgesiedelt wurden und in Ungarn angesiedelt werden mussten – dazu konnten etwa Häuser auszusiedelnder »Schwaben« Verwendung finden.[1] Ganz anders geartet waren die Fragen des Bleibens oder Gehens unter anderem in Bergarbeitersiedlungen; dort konnten (und sollten) auch belastete Ungarndeutsche schlicht deshalb bleiben, weil Facharbeiterkenntnisse gebraucht wurden, um die Betriebe und Gewerke überhaupt am Laufen zu halten. Mit anderen Worten – wer als ethnischer Deutscher/»Schwabe« zur Aussiedlung respektive in die Vertreibung gezwungen werden sollte, war zwar über zentralstaatlich-regierungsamtliche Erlasse festgelegt und definiert. Wer wirklich gehen musste und wer bleiben konnte, entschied sich indessen vielfach auf der sozialen und ökonomischen Mikro-Ebene vor Ort, bei lokalen Amtspersonen, unter lokalen Umständen und in der Pragmatik der Verhältnisse in den Gemeinden.

Dennoch – wenn schon die Diskussion um die Ergebnisse der Volkszählung 1941 empirisch eine Hauptrolle spielt, so ist die »kitelepítés« nicht und niemals zu verstehen ohne das, was der Volksbund der Deutschen in Ungarn zuvor in den späten 1930er-Jahren, vor allem aber während des Krieges getan hatte. Vielleicht hätte die Erläuterung für ein deutschsprachiges Lesepublikum im Einführungstext ein wenig ausführlicher ausfallen sollen. Der Wert der Editionsleistung an sich wird dadurch allerdings keineswegs geschmälert.

Die Akten geben auch zu erkennen, dass in manchen Orten/Gemeinden die offiziellen Bekanntmachungen und Geltungsverfügungen der anstehenden Vertreibungsmaßnahmen zum Teil auch nach mehreren Versuchen nicht gelungen sind. Man habe die gesetzliche Aufforderung durch Austrommeln oder Ausschellen ergehen lassen wollen, die Leute aber hätten sich geweigert, dies anzuhören, es sei zu Tumulten gekommen, in Einzelfällen mit Todesfolge (besonders instruktiv S. 473–476 [Referentenbericht aus diversen Gemeinden, November 1945]). Kulturanthropologisch hier relevant und von Interesse ist das gedächtniskulturelle respektive orale Verfahren der Nachrichtenzustellung: Wenn dies also durch »Austrommeln« geschah (das Zusammenrufen der Einwohner einer

1 Zum Gesamtproblem vgl. die Untersuchung Ágnes Toth: Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwanderungen und slowakisch-ungarischer Bevölkerungsaustausch. München 2001.

Gemeinde durch Trommelschlag, nicht durch Einschreibebriefe), dann ist die gemeinsame physische Anwesenheit, die Menschenansammlung notwendig – aus der es dann unmittelbar auch zu tumultartigen Auseinandersetzungen kommen konnte.

In den Quellen begegnet uns zudem das im deutschen Publikationskreis lange unbekannt gebliebene Phänomen der »hazatértek«: Bei diesen »Rückkehrern« beziehungsweise »Heimkehrern« handelt es sich um ungarndeutsche Personen, die schon während des Vertreibungsverlaufs oder dann von Orten in Deutschland aus den illegalen Weg zurück einschlugen. Von einigen Behördenvertretern Ungarns ist dies selbstverständlich bemerkt worden (instruktiv etwa S. 838f., Maßnahmen gegen die in eine Gemeinde zurückgekehrten Personen, August 1946)[2] – was aber tun? Offizielle Maßgabe war, solche Personen zu ergreifen und zu verhaften und gegebenenfalls wieder abzutransportieren. Andererseits war es vielen möglich, sich versteckt zu halten, mit Hilfe von Nachbarn zu überleben und nach der Amnestie sogar ihre Häuser zurückzuerwerben. Später konnten von Ungarndeutschen in der DDR auch Rückreiseanträge gestellt werden (siehe S. 1226–1232 [aufschlussreicher, mehrseitiger Antragsfragebogen vom August 1953], auch dies ein sehr deutlicher Unterschied zu den Vertreibungen der Deutschen aus den neuen Territorialgrenzen Polens, der ČSSR, Jugoslawiens und der Sowjetunion).

Es lohnt sich – und dies ist meine Kernbehauptung – die hier aufgereihten Quellentexte nicht nur spezifiziert und zielgerichtet (also nur auf eine je methodisch begrenzte Fragestellung hin) zu rezipieren. Mit anhaltender Spannung kann man diese Edition wirklich ununterbrochen als Ganzes lesen. Diese Quellensammlung ist geeignet, eine bestimmte historische Zeit, eine Epoche zu erschließen. Wer sich weniger für Narrative, sondern eher für die Diffizilität der Fragen und Problematiken einer Europäischen Ethnologie mit wissenschaftlichem Anspruch interessiert, kann hier Material finden.

Große Anerkennung gebührt dem Engagement der Herausgeberin/Projektleiterin aus der Ungarischen Akademie der Wissenschaften Budapest (Institut für Minderheitenforschung) sowie der Projektleitung des IdGL Tübingen und allen, die der Sache Unterstützung angedeihen ließen. Nicht zuletzt sind die konzise Übersetzungstätigkeit bei den Regesten durch Andreas Schmidt-Schweitzer sowie das Lektorat durch Dieter Uesseler hervorzuheben. Schließlich darf man dem Ungarischen Kulturfonds, dem Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat sowie der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen ebenfalls Anerkennung aussprechen, weil Fördergeld ganz zweifellos sinnvoll eingesetzt worden ist. *Michael Prosser-Schell*

2 Vgl. hierzu insbesondere auch die Studie Ágnes Tóth: Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener. München 2012.

Berichte

Internationale Tagung:
»Von der ›Selbsthilfe‹ zur Fremdsteuerung. Zur politischen Geschichte der Deutschen in Rumänien 1933–1938«

Die internationale Tagung zur politischen Geschichte der Deutschen in Rumänien 1933–1938 fand am 25. und 26. September 2019 in Klausenburg/Cluj-Napoca/Kolozsvár, Rumänien, statt und wurde vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS), dem Institut für die Erforschung *nationaler Minderheiten/* Institutul pentru Studierea Problemelor Minorităților Naționale (ISPMN), Klausenburg, und dem Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, Heidelberg und Hermannstadt/Sibiu (AKSL) veranstaltet. Im Namen der Organisatoren begrüßten István Horváth (Präsident des ISPMN), Ulrich A. Wien (Vorsitzender des AKSL) und Florian Kührer-Wielach

Dr. Cornelia Schlarb und Dr. Florian Kührer-Wielach (IKGS) während der Tagung. © Tobias Weger/IKGS

(Direktor des IKGS) die Teilnehmerinnen und Teilnehmer und unterstrichen das Ziel der Tagung, Grundlagen für eine systematische Untersuchung der Geschichte der Deutschen in Rumänien in der Zeitspanne 1933–1938 zu schaffen, die über die zumeist auf regionale und konfessionelle Fragestellungen oder andere Einzelaspekte beschränkte Perspektiven hinausgeht. In diesem Sinne stellte Kührer-Wielach in seiner Einführung fest, dass für ein solches Vorhaben die Grenzen der Regionalforschung überschritten werden müssen und eine vergleichende beziehungsweise verflechtungsgeschichtliche Herangehensweise nötig sei, die sowohl transregionale wie transnationale und internationale Ebenen berücksichtigt. Bei dem gewählten Thema gelte es, die verschiedenen kulturellen Prägungen der Regionen »Großrumäniens« in den Blick zu nehmen. Dabei solle mitunter der Frage nachgegangen werden, ob während der untersuchten Periode eine »rumäniendeutsche« Identifikation, die über die überkommene ethnoregional-konfessionelle Gruppe hinausweist, geschaffen worden sei. Den ausgewählten zeitlichen Fokus markieren zwei Zäsuren: Das Jahr 1933 wies die nationalsozialistische Machtergreifung im Deutschen Reich und das Ende einer Periode national-bäuerlich geprägter Regierungen in Rumänien aus. Das Jahr 1938 stellte in Rumänien den Beginn der Königsdiktatur dar, in deren Rahmen die Deutschen in Rumänien zu einer besonders privilegierten Minderheit und in der Folge zu einem juristisch anerkannten Kollektiv (»Volksgruppe«) wurden. Besonderes Augenmerk galt bei der Zusammenstellung des Tagungsprogramms der internationalen Kontextualisierung, dem ideologischen Austausch in beide Richtungen sowie der Rolle der »Zivilgesellschaft«, unter anderem den Vereinen und den Kirchen. Zudem sollte die Übertragbarkeit von theoretischen Modellen auf die Deutschen in Rumänien untersucht werden. Da in Rumänien keine Vertreibung stattgefunden habe und Rumäniendeutsche nach 1945 sowohl in Rumänien wie im »Westen« in größerer Zahl lebten, stünde ein besonderes, weil auch in der Nachkriegszeit transnationales Forschungsdispositiv zwischen Rumänien, Deutschland und Österreich zur Verfügung, so Kührer-Wielach zum Schluss seiner Einleitung, in der er die Frage der persönlichen und institutionellen Kontinuitäten und Brüche nach 1945 auch bezüglich des IKGS und dessen Vorgängerinstitution, des Südostdeutschen Kulturwerks (SOKW), formulierte.

Das erste Panel der Tagung näherte sich dem Thema aus einer Außenperspektive und mittels einer »Top-down«-Betrachtung: Sabine Bamberger-Stemmann (Hamburg) sprach über konkurrierende Loyalitäten zwischen europäischer »Minderheitenlobby« und Kin-States sowie die Wirkungen des 1925 gegründeten Europäischen Nationalitätenkongresses in Rumänien. Sie ging zunächst auf das internationale Minderheitenschutzsystem des Völkerbundes ein, das nach 1918 bei der Integration der Staaten am Nicht-Eintritt der USA, Deutschlands, der ungarischen Revisionspolitik, der Nicht-Akzeptanz des Systems der Anerkennung der Minderheiten, den Kin-States und der restriktiven Politik der Staaten in Bezug auf Minderheiten scheiterte. In 13 Punkten führte die Referentin aus, weshalb die Wirkung des Nationalitätenkongresses in Rumänien gering war. Dabei wies sie unter anderem auf die international führende Rolle des Siebenbürger Sachsen Rudolf Brandsch, seinen Disput mit einem der führenden Aktivisten der ungarischen Minderheit in Rumänien, Elemér Jakabffy, die immer stärker werdende Unterstützung der Titularstaaten und die Stärkung der radikal-nationalistischen Gruppen hin, die in einer Propagandaschlacht kul-

minierte. Die Idee der multinationalen Zusammenarbeit sei an den Interessen der einzelnen Staaten beziehungsweise daran gescheitert, dass man die Genfer Petitionspolitik in Budapest und Berlin abgesprochen habe, so die Referentin. So sei Brandsch auf Druck aus Berlin zurückgetreten und Hans Otto Roth zu seinem Nachfolger ernannt worden. Auf Nachfrage betonte Bamberger-Stemmann, dass Hans Otto Roth trotz seines nationalliberalen Selbstverständnisses zum Instrument der radikalen Kräfte geworden und sein jeweiliges Handeln im Nationalitätenkongress einerseits und im Verband der Volksgruppen andererseits widersprüchlich gewesen sei. Diese Brüche ließen sich aus den vorliegenden Unterlagen nicht erklären, so das Fazit.

Eine ähnliche »Außenperspektive« wie Bamberger-Stemmann nahm auch Cornelia Eisler (Oldenburg) ein. Sie präsentierte die nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Struktur der »auslandsdeutschen« Organisationen und der staatlichen Stellen der Weimarer Republik, um danach näher auf die Zeit nach 1933 einzugehen. Paternalistische Betreuung der »Auslandsdeutschen« und eine zunehmend radikaler werdende Revisionspolitik gingen demnach bereits früh Hand in Hand. Eine Bündelung und Zentralisierung der deutschen Politik gegenüber den »Auslandsdeutschen« erfolgte jedoch erst ab 1933 mit der Schaffung neuer Behördenstellen. Eisler erfasste auch das Netzwerk vermittelnder »auslandsdeutscher« Organisationen, wodurch sie die wechselseitigen Beziehungen zwischen Reich und »Volksgruppen« sehr anschaulich vor Augen führte. Der Vortrag ging näher auf die Deutschen Bursen ein, die über das Auswärtige Amt finanziert wurden und die Ausbildung einer »volks-« beziehungsweise »auslandsdeutschen« Elite fördern sollten. Den Begriff der »Fremdsteuerung« hinterfragte die Referentin am Beispiel von Richard Csaki, der als Siebenbürger Sachse das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart leitete. In der anschließenden regen Diskussion wurde betont, dass in einem weiteren Schritt die Wandlungen der einzelnen Akteure vor Augen gehalten und ebenso ihre sozialen Netzwerke untersucht werden müssten.

Das zweite Panel nahm im weitesten Sinne Transferprozesse zwischen Deutschland und Rumänien in den 1930er-Jahren in den Blick. Carola Tischler (Berlin) widmete sich in ihrem Vortrag dem politischen Bereich, konkret dem deutschen Gesandten in Rumänien, Friedrich Werner Graf von der Schulenburg (1931–1934), und seiner Beziehung zur deutschen Minderheit vor Ort und vertiefte auf diese Weise exemplarisch die Frage nach der Wirkungsmacht des institutionellen und personellen Netzwerks zwischen deutschen Minderheiten und Deutschland. Sie untersuchte einerseits die Persönlichkeit des Gesandten und hielt seine grundsätzlich undemokratische Einstellung fest – die NSDAP-Mitgliedschaft war ihm besonders wichtig. Andererseits stellte sie seine Beziehung zur deutschen Minderheit in Rumänien und die vergeblichen Versuche, deren interne Streitigkeiten zu schlichten, dar. In diesem Kontext wies Tischler auf die unterschiedlichen, oft entgegengesetzten Positionen hin, die es im Auswärtigen Amt bezüglich des Umgangs mit den Deutschen in Rumänien gab, und betonte die unterschiedlichen wirtschaftlichen Interessen der Deutschen in Rumänien beziehungsweise die internen Gruppendynamiken, die in weitere Analysen einzubeziehen wären.

Timo Hagens (Bonn) wissenschaftsgeschichtlicher Beitrag widmete sich der »deutschen Kunst« in Siebenbürgen und untersuchte den Wissenstransfers zwischen Deutschland und Rumänien in den 1930er-Jahren am Beispiel kunstgeschichtlicher Schriften, die von

Fremd- und Selbststereotypisierung geprägt waren. Die ausgewählten repräsentativen Veröffentlichungen – Victor Roths *Die deutsche Kunst in Siebenbürgen* (1934), Heinrich Zillichs *Siebenbürgen und seine Wehrbauten* (1941) und Hans Wührs *Siebenbürgen* (1942) – stellten die siebenbürgisch-deutsche Kunst als »ostdeutsche Kolonialkunst« dar. Die Abweichungen von der Kunst im »Mutterland« wurden dabei mit mangelnden Kenntnissen erklärt; es dominierte eine Tendenz zur Mythisierung und die Vermittlung nationalsozialistischer Ideologeme. Der Umstand, dass die genannten Werke auch nach 1945 neu aufgelegt wurden, zeige die Kontinuitäten statt der zu erwartenden Brüche. Auf Nachfrage ging der Referent auf die Generationenthematik ein und stellte fest, dass ein *generational divide* keine Erklärung für das ideologische Engagement der Akteure liefere.

Im nächsten Panel standen der nationalsozialistische »Aktivismus« in Rumänien respektive in transnationaler Perspektive und damit verbundene Fallbeispiele im Mittelpunkt. Zunächst knüpfte Enikő Dácz (München) an die Generationendebatte und Transferthematik an und sprach über literarische »Hätschelkinder der Nationalsozialisten« – Adolf Meschendörfer, Egon Hajek und Heinrich Zillich, die unterschiedlichen Generationen angehörten und in drei »Zentren« tätig waren: Kronstadt, Wien und München (Starnberg). Nach dem Befund, dass trotz einzelner Ansätze eine systematische Beschreibung der Beziehungen siebenbürgisch-sächsischer Autoren zum Nationalsozialismus fehle, fragte Dácz nach der Rolle und den Netzwerken der ausgewählten Schriftsteller in der nationalsozialistischen Kulturpropaganda. Dabei skizzierte sie das literarische Netzwerk des auf der 1944 von Joseph Goebbels und Adolf Hitler erstellten »Führerliste« für »gottbegnadete« Künstler auftauchenden Zillich, der als aktiver Akteur der kulturpolitischen Propaganda unter anderen mit prominenten Unterstützern des Nationalsozialismus wie Hanns Johst, Hellmuth Langenbucher oder Agnes Miegel korrespondierte.

Der Vortrag von James Korany (Durham) setzte das Thema *generational divide* in der rumäniendeutschen Politik der 1930er-Jahre fort. Er fragte unter anderem nach der Rolle des *Klingsor*-Kreises – der Autoren rund um die 1925 von Zillich gegründete Literaturzeitschrift *Klingsor* – im Banat. Am Beispiel der Hatzfelder Presse ging er auf unterschiedliche mediale Diskurse, Verschwörungstheorien, Minderwertigkeitsgefühle und Vergleiche zwischen Juden und Siebenbürger Sachsen, die das gleiche Schicksal teilen würden, ein. Anschließend wurde hauptsächlich über die Frage eines »paneuropäischen Antisemitismus« sowie die Verbindungen zwischen den Sachsen und Rumänen debattiert und die Stärkung der vergleichenden Analysen gefordert.

Der Vortrag von Tobias Weger (München) präsentierte erste Ergebnisse eines lückenfüllenden Forschungsprojekts und lenkte den Blick auf die in dieser Epoche selten betrachteten Deutschen in der Dobrudscha. Seine Ausführungen stellten die traditionellen Eliten und Volkstumsaktivisten der 1930er-Jahre in den Mittelpunkt. Nach einem kurzen Exkurs zur Vorgeschichte der deutschen Siedlungen in der Dobrudscha und der konfessionellen Zugehörigkeit der Deutschen wurde auf die Mittel der Ideologisierung und Fremdsteuerung der kleinen Minderheit eingegangen. Die rege Diskussion zeigte das große Interesse an dem weitgehend unerforschten Thema.

Das letzte Panel des ersten Tages widmete sich kirchlichen Fragen. Ulrich Andreas Wien (Landau) sprach über den Kampf verschiedener politischer Gruppierungen und der Landeskirche um

die Köpfe der siebenbürgischen Jugend zwischen 1933 und 1938. Nach einem Einblick in die Strukturen der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien griff auch er das wiederkehrende Thema des Generationswechsels auf und legte dar, wie die Landeskirche den Bereich der Jugendarbeit verlor. In der anschließenden Debatte standen unter anderem die Bruder- und Schwesternschaften sowie die Wandervogelbewegung im Mittelpunkt.

Dirk Schusters (Potsdam) Vortrag untersuchte die Volksgemeinschaftskonstruktion der Landeskirche anhand des Fallbeispiels eines von Ideologen geschriebenen und vom Konsistorium der Evangelischen Landeskirche A. B. teilweise positiv aufgenommenen Gutachtens. Seine Schlussfolgerung, das Konsistorium habe mit seiner Teilnahme am Diskurs über völkische Ideen zur Radikalisierung beigetragen, war der Ausgangpunkt reger Diskussionen, in denen unter anderem die Untersuchung weiterer Fallbeispiele empfohlen wurde.

Die kirchengeschichtlichen Ausführungen schloss Cornelia Schlarb (Göttingen) mit einem Beitrag zu »Kirchenpolitischen und ideologischen Einwirkungen des Nationalsozialismus auf Kirche und Schule bei den Bessarabiendeutschen«. Nach einer kurzen Siedlungsgeschichte der 60.000–70.000 Deutschen in Bessarabien ging die Referentin auf die Ideologisierungskanäle der 1930er-Jahre ein und wies unter anderem auf den Verband studierender Schwarzmeerdeutscher, das Radio und die Reisenden in die Region sowie die praktische Volkstumsarbeit in Sarata (ukr. und russ. Сарата, rum. Sărata) hin. Am Beispiel der Wernerschule präsentierte Schlarb die Arbeit der Schulkommissionen, um abschließend auf das Selbstverständnis der neuen Führungselite der Kirche nach 1936 hinzuweisen, wonach man ein »guter« Nationalsozialist und Christ zugleich sein könne.

In der den ersten, intensiven Konferenztag abschließenden, angeregten Diskussionsrunde rückten die Fragen der Generationalität und des Elitenwechsels erneut in den Vordergrund und bildeten den Ausgangpunkt der Debatte, die mitunter auf Eugenik und den konfusen Gebrauch von Begriffen wie »völkisch« einging, die in den 1930er-Jahren abhängig vom jeweiligen Sprecher eine andere Bedeutung erlangten. Zum wiederholten Mal wurde betont, dass sich der Nationalsozialismus im Deutschen Reich und in Rumänien zunächst parallel entwickelt hätte und von relativ wenig Austausch und Kooperation geprägt gewesen sei.

Das erste Panel des zweiten Tages eröffnete Mariana Hausleitner (Berlin) mit ihrem Beitrag zur »Aufspaltung der deutschen Gruppen in der Bukowina 1933–1938«. Durch die vergleichende Perspektive wurden die Besonderheiten der Region, in der der nach 1918 zeit- und gebietsweise verhängte »Belagerungszustand« länger als in anderen Regionen Rumäniens Bestand hatte, herausgestellt. Die Hälfte der Bukowiner Deutschen habe 1932 die »rumänische« Cuza-Partei gewählt, erste deutsche NS-Versammlungen hätten 1933 stattgefunden. Die internen ideologischen Konflikte – Anhänger des nationalsozialistischen »Selbsthilfe«-Gründers Fritz Fabritius versus Unterstützer des katholischen Paters Goebel – beruhten teilweise auf finanzieller Not. Als die Agrarbank vor dem Konkurs stand und das Deutsche Haus in Czernowitz/Cernăuți/Tscherniwzi versteigert werden sollte, führte dies zum Einstieg des Deutschen Reichs in die lokale Politik. Obwohl es in Berlin zunächst keine einheitliche Position beziehungsweise keine Strategie im Umgang mit der Bukowina gegeben habe, habe für die Deutschen in der Bukowina das »Reich«, das besonders von der jungen Generation favorisiert wurde, als Referenzpunkt gegolten.

In der Diskussion zeigte sich zudem, dass analog zu den Beispielen aus anderen Regionen die Bukowiner nationalsozialistischen Gruppen miteinander in Konflikt standen.

Ute Schmidts (Berlin) anschließender Beitrag schilderte die Tätigkeit der Erneuerungsbewegung in Bessarabien. Ähnlich wie in der Bukowina war auch hier die Cuza-Partei mit ihrer antisemitischen Politik erfolgreich. Die Referentin ging näher auf den Aufenthalt von Reisegruppen aus dem »Reich« (unter anderem Mädchen-Gruppen und solche der Reichsstudentenführung, die »volksbiologische« Untersuchungen zu Vergleichszwecken durchführten) sowie die Kategorisierung und Erfassung der Umsiedler (1940) ein und betonte, dass diese nicht plangemäß verlaufen seien. Über vergleichbare Situationen wurde in der anschließenden Debatte auch im Zusammenhang mit anderen Regionen berichtet.

Der nächste thematische Block stellte die bereits häufiger als Quelle herangezogene Presse in den Mittelpunkt. Andrei Corbea-Hoișie (Jassy/Iași und Hermannstadt) untersuchte die *Czernowitzer Deutsche Tagespost* im »Schicksalsjahr 1937«. Nach der programmatischen Verortung des ausgewählten Mediums in der Czernowitzer Presselandschaft, deren Leserschaft traditionell aus der jüdischen Mittelschicht stammte, wurde der nach 1933 erfolgte »Aufschwung« der *Tagespost* im Sinne einer ideologischen Umorientierung geschildert, der von der finanziellen Unterstützung des Deutschen Konsulats in Bukarest begünstigt wurde. Anhand ausgewählter Fallbeispiele analysierte Corbea-Hoișie unter anderem den Antisemitismus und das dominierende Freund-Feind-Schema der Artikel.

Daran anschließend untersuchte Corneliu Pintilescu (Klausenburg) historische Mythen der NS-Propaganda in der siebenbürgisch-sächsischen Presse (1933–1944), wobei seine Fallbeispiele von der von Heinrich Zillich herausgegebenen Kulturzeitschrift *Klingsor* über Fachzeitschriften bis hin zur Tagespresse reichten und auf bereits diskutierte Begriffe wie »Volksgemeinschaft«, verbreitete Narrative der Blut-und-Boden-Ideologie oder der »Kolonisation« eingingen.

Ähnlich veranschaulichte auch der Vortrag von Claudia Șerbu (Kronstadt/Brașov) anhand einiger im *Klingsor* veröffentlichter Gedichte, unter anderem von Heinrich Zillich und Josef Weinheber, literarisch verbreitete Ideologeme. In der abschließenden Diskussion wurde mit allen drei Referenten des pressegeschichtlichen Panels darüber diskutiert, inwieweit sich die Zeitungen und Periodika, die sich teilweise durch eine stark regionale Prägung auszeichneten, mit der Situation anderer deutscher Gruppen in Rumänien auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang wurde festgestellt, dass dies in sehr unterschiedlichem Maße, abhängig vom Profil der Medien, erfolgt sei.

Das letzte Panel umfasste mit vier Beiträgen ein breites Feld von wirtschaftlichen bis hin zu erinnerungskulturellen Fragen. Gemeinsam war den drei ersten Vorträgen eine Innenperspektive der Siebenbürger Sachsen. Gerald Volkmer (Oldenburg) präsentierte seine ersten Befunde und Forschungsergebnisse zu den siebenbürgisch-sächsischen Wirtschaftseliten und deren Beziehungen zur nationalsozialistischen Erneuerungsbewegung in Rumänien 1933–1938. Der Referent schilderte die schwierige Quellenlage zu diesem kaum erforschten Thema und plädierte für die Erstellung von Prosopografien und Kollektivbiografien. Nach der mit statistischen Daten veranschaulichten Schilderung des wirtschaftlichen Einflusses der deutschen Betriebe in Rumänien wies Volkmer darauf hin, dass das Wirtschaftsprogramm der NS-Bewegung(en) über allgemeine Flos-

keln nicht hinausgegangen sei. Bei der Betrachtung des Konflikts Konservative versus »Erneuerer« beziehungsweise zwischen einzelnen Akteuren wurde zum wiederholten Mal auf die Generationenthematik eingegangen und auf Nachfrage betont, dass man nicht von einem *generational divide* sprechen könne.

Ingrid Schiel (Gundelsheim) schilderte den sozialen und politischen Status der Frauen in der Zwischenkriegszeit und das Engagement einzelner Akteurinnen für die Verbesserung der beruflichen, rechtlichen und politischen Situation beziehungsweise ihren Kampf für das Frauenstimmrecht. Sie sprach über die Bestrebungen, die feministische Bewegung an die siebenbürgisch-sächsischen Gegebenheiten zu adaptierten und betonte, dass sich Frauen in einem gemeinsamen Verein für »die deutsche Nation Rumäniens« engagieren wollten. Der Deutsch-Sächsische Frauenbund bekam jedoch in den 1930er-Jahren Konkurrenz, da auch die Deutsche Volkspartei Rumäniens einen Verein für Mutterschutz unterhielt, deren Vorsitzende das Frauenwahlrecht ablehnte. In der anschließenden regen Diskussion wurden die Vernetzung der deutschen Frauenvereine in Rumänien und ihre konfliktreichen Interaktionen betont. Das Desiderat eines geschlechtergeschichtlichen Zugriffs wurde mehrfach konstatiert.

Dana Stanciu (Klausenburg) präsentierte in ihrem Vortrag erste Befunde ihrer Presserecherche zum Alltag und zur Freizeitgestaltung der Siebenbürger Sachsen in Zeiten zunehmender Ideologisierung. Sie ging unter anderem auf Bälle, Kaffeehäuser, Bodegas, Restaurants und Bierbrauereien in Hermannstadt ein und unterstrich die problematische Quellenlage, worauf ihr weitere mögliche Quellen empfohlen wurden. Debattiert wurde zudem über denkbare Präzisierungen der Fragestellung, um den Einfluss der Ideologie genauer zu erfassen.

Der abschließende Vortrag von Hans-Rudolf Wahl (Bremen) inventarisierte Topoi literarischer Diskurse der rumäniendeutschen Literatur im Umgang mit der NS-Zeit und versuchte eine Bestandsaufnahme, die in der anschließenden Debatte weiter nuanciert und ergänzt wurde.

Die intensive Abschlussdiskussion unterstrich die Notwendigkeit sozialpolitischer Zugriffe und weiterer semantische Präzisierungen hinsichtlich zeitgenössischer und/oder von der Forschung verwendeter Begriffe (etwa des Terminus »völkisch«) und zeigte erneut, dass das Ziel der Veranstalter, eine systematische Untersuchung der politischen Geschichte der Deutschen in Rumänien im Zeitraum 1933–1938 anzuregen, sehr gut aufgenommen wurde. Tobias Weger fasste die Ergebnisse der Tagung in einem konzisen Kommentar zusammen, indem er zentrale Fragen und Desiderata als anstehende Aufgaben der schriftlichen Beiträge als »W-Fragen« erfasste. Auf diese Weise verwies er auf die Notwendigkeit, fakten- und quellenbasierte Grundlagenforschung zu betreiben, um die Dynamik der »kurzen Dreißigerjahre« bei den Deutschen in Rumänien und darüber hinaus nachvollziehbar zu machen. Zudem sei es im Lichte der Ausführungen der Tagung wichtig, nicht apodiktisch von Kollektiven zu sprechen. Stattdessen solle die Forschung zu einzelnen Personen, Institutionen, Netzwerken »auslandsdeutscher« Akteure und Gruppen (etwa Burschenschaften und Korporationen) gestärkt werden, so Weger, der zugleich hinzufügte, dass für manche Regionen überhaupt erst eine genaue Chronologie der Ereignisse erarbeitet werden müsse. Weiterhin führte er aus, dass ideologische Transferprozesse sowie ihre Medien (besonders interessant wären zum Beispiel Rundfunkbeiträge) einen Schwerpunkt der Analysen bilden sollten, wobei die Richtung dieser »Importe« beziehungs-

weise die zusätzlichen regionalen Inhalte, die gleichsam vor Ort hinzugefügt wurden, von besonderer Relevanz seien. Die Zusammenhänge vor Ort, so etwa das Verhältnis zur rumänischen politischen Szene, seien ebenso eingehend wie die spezifischen Inhalte der NS-Ideologie zu betrachten: traditionalistische (deutschnationale Ideologien), radikale Formen im Kontext der europäischen Faschismen. Die Fragen um finanzielle Transfers stellten ein weitgehend ungeklärtes Feld dar, wobei die Finanzierungsmechanismen vor Augen zu halten seien, so Weger, der abschließend auf die Quellenlage und aufzuarbeitende Bestände hinwies: unter anderem staatliche, kirchliche Archive, das Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth, diplomatische Überlieferungen, sonstige Spezialarchive wie die des IKGS in München oder des Siebenbürgen-Instituts in Gundelsheim/Neckar.

Im Namen der Veranstalter bedankte sich Kührer-Wielach für die Vorträge sowie die aktive Beteiligung an den Diskussionen und wies auf den geplanten Themenband hin, in dem eine Auswahl der nach Absprache bearbeiteten und thematisch zugeschnittenen Beiträge publiziert werden soll.

Enikő Dácz unter Mitarbeit von Florian Kührer-Wielach und Tobias Weger

Internationale Tagung: **»Von der ›Selbsthilfe‹ zur Fremdsteuerung. Zur politischen Geschichte der Deutschen in Rumänien 1933–1938«**
Veranstalter: Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS); Institut für die Erforschung nationaler Minderheiten/Institutul pentru Studierea Problemelor Minorităților Naționale (ISPMN), Klausenburg; Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde (AKSL), Heidelberg und Hermannstadt
Klausenburg/Cluj-Napoca/Kolozsvár (Rumänien), 25. und 26. September 2019

Internationale Konferenz in Konstanza: »Deutsche Sprache und Kultur in Bessarabien, Dobrudscha und Schwarzmeerraum«

Vom 11. bis 13. April 2019 fand an der Ovidius-Universität im rumänischen Konstanza (rum. Constanța) die internationale Konferenz »Deutsche Sprache und Kultur in Bessarabien, Dobrudscha und Schwarzmeerraum« statt, veranstaltet vom Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (FZ DiMOS) an der Universität Regensburg in Zusammenarbeit mit der Abteilung für moderne Sprachen und Literaturen und Kommunikationswissenschaften der Philologischen Fakultät der Ovidius-Universität Konstanza. Tagungsleiter waren Hermann Scheuringer (FZ DiMOS) und Maria Muscan (Ovidius-Universität). Im Mittelpunkt der Konferenz standen das Schicksal der früher in der Dobrudscha und Bessarabien ansässigen Deutschen und das derjenigen aus den Donau- und Schwarzmeer-Anrainerstaaten, aber auch aktuelle Fragen aus allen Bereichen der germanistischen Forschung – Linguistik, Literaturwissenschaft, Translatologie, Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts.

Etwa 50 Wissenschaftler und Deutsch-Dozenten aus Bulgarien, Deutschland, Kroatien, der Republik Moldau, Nordmazedonien, Rumänien, Transnistrien und der Ukraine nahmen an den drei Sektionen der Tagung teil. Ein Ziel der Konferenz bestand in der Förderung der Vernetzung und des wissenschaftlichen Austausches unter Germanisten und Deutsch-Dozenten von Hochschulen in Südosteuropa. Besonders begrüßenswert war die enge Verbindung des Veranstaltungsorts, der Kreishauptstadt Konstanza, zum Tagungsthema: Das wissenschaftliche Programm wurde durch einen mehrstündigen Ausflug zu den antiken römischen Ruinen in Histria und zum dortigen nationalen Museum für

Geschichte und Archäologie sowie nach Mihail Kogălniceanu (ehemals Karamurat), einer früher auch von Deutschen bewohnten Siedlung in der Dobrudscha, sinnvoll abgerundet.

Nach Grußworten der Veranstalter sowie des Prorektors, Mihai Gîrțu, und der Dekanin der Philologische Fakultät, Cristina Tamaș, lieferten zwei Plenarvorträge den Einstieg in die wissenschaftliche Diskussion über die einstigen deutschen Siedler in der Region. Ute Schmidt (Berlin) referierte über die deutschen Kolonisten in Bessarabien von 1814 bis 1940, und Josef Sallanz (Kischinau/Chișinău) sprach über die Dobrudschadeutschen, die zwischen 1840 und 1940 an der Schwarzmeerküste lebten.

Im Mittelpunkt der ersten Sektion standen am ersten Tag aktuelle Probleme im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache (DaF) in der Republik Moldau, in Nordmazedonien und Rumänien. Das erste Panel thematisierte den Umgang mit der kulturellen Vielfalt der Studierenden und mit der Vermittlung von Multikulturalität im moldauischen Unterricht. Paulus Adelsgruber (Kischinau) ging auf den Unterricht von Studentengruppen mit unterschiedlichen Muttersprachen und auf den diesbezüglichen Umgang mit kulturellen Grenzvorstellungen und -erfahrungen ein. Tatiana Kononova (Belz/Bălți) reflektierte über die Förderung interkultureller Kompetenzen im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache in der Republik Moldau. Über dasselbe Gebiet sprach im darauffolgenden Panel auch Valentina Speian (Kischinau) in ihrem Beitrag über Landeskunde als Motivations- und Integrationsfaktor im Unterricht. Daraufhin analysierte Svetlana Corcevschi (Kischinau) die Rolle der Motivation von Studierenden für das erfolgreiche Erlernen des Deutschen als Fremdsprache. Der Schwerpunkt der Diskussion wechselte anschließend hin zum Westbalkan. Gëzim Xhaferri (Tetovo) und Biljana Ivanovska (Štip) gaben einen Überblick über die aktuelle Stellung des Deutschunterrichts beziehungsweise des Germanistikstudiums im nordmazedonischen Bildungssystem. Das Thema des dritten Panels war die Vermittlung von Deutsch als medizinische Fachsprache. Daniela Kohn (Temeswar/Timișoara) nahm Rumänien und Ivan Merdzhanov (Varna) Bulgarien als Beispiel.

Die zweite Sektion befasste sich mit kultur- und sprachwissenschaftlichen Fragen. Olga Kaiter (Konstanza) analysierte das Volkslied der Deutschen in der Dobrudscha. Annemarie Marina-Czernak (Konstanza) präsentierte das Demokratische Forum der Deutschen in der Kreishauptstadt Konstanza. Im Beitrag von Aneta Stojić (Rijeka) und Anita Pavić Pintarić (Zadar) ging es um deutsche Lehnwörter im Kroatischen im Bereich der Kulinarik. Zuletzt thematisierte Tatiana Șcerbacova (Belz) die russlanddeutsche Schriftstellerin und Redakteurin Nelli Kossko.

Im Mittelpunkt der dritten Sektion standen durchgehend literarische Werke. Die drei Panels vom ersten Tag beschäftigten sich mit literarischen Raumfigurationen und mit Schriftstellern, die durch mehrere Sprachen und Kulturen gewandert sind. Alice Buzdugan (Regensburg) analysierte die Bedeutung symbolischer Orte in den Texten des rumäniendeutschen Autors Oscar Walter Cisek; mit ihm befassten sich gleich zwei Beiträge. Delia Eșian (Jassy/Iași) untersuchte das Baltschik-Bild im Werk des preisgekrönten Schriftstellers Jan Koneffke. Roxana Nubert (Temeswar) lieferte einen interdisziplinären Einblick in die Textwelt Ciseks und untersuchte seine Auseinandersetzung mit dem Donau- und Schwarzmeerraum in literarischen Texten und im Briefwechsel. Snezhana Boycheva (Schumla/Šumen) besprach drei Romane der Gegenwarts-

autoren Ilija Trojanow, Dimitré Dinev und Sibylle Lewitscharoff. Mit dem wenig bekannten, aber eindrucksvollen Roman *Europolis* von Jean Bart befasste sich Cecilia-Iuliana Vârlan (Konstanza). Sorin Gădeanu (Wien und Bukarest) analysierte die schwarzmeerdeutschen Figuren im Roman *Die Köchin von Bob Dylan* von Markus Berges.

Den Auftakt des zweiten Tages bildete der Plenarvortrag von Penka Angelova (Ruse) über Elias Canettis Verwandlungsbegriff und die damit verbundenen Erkenntnismöglichkeiten. Die erste Sektion leiteten Maria Endrevas (Sofia) Reflexionen über Medienbilder des Balkans im deutschsprachigen Raum ein. Die folgenden zwei Beiträge des ersten Panels waren zwei bedeutenden Kulturvermittlern gewidmet. Nikolina Burneva (Veliko Tarnovo) sprach über die bulgarisch-schweizerische Schriftstellerin Evelina Jäcker Lambreva. Der Vortrag von Ioan Lăzărescu und Ileana Ratcu (Bukarest) thematisierte das Leben und Wirken des Schulbuchautors und Lexikografen Maximilian Schroff. Das zweite und dritte Panel fokussierten Aspekte der kontrastiven Linguistik. Boryana Tencheva (Plovdiv) verglich metaphorische Konzepte in bulgarischen, russischen und deutschen Phraseologismen. Elvira Guranda (Belz) ging auf die Kategorie des Aspekts der deutschen Präfixverben und ihrer Äquivalente im Rumänischen ein. Im nächsten Panel sprach Pavlina Zlateva (Sofia) über die Schwierigkeit bulgarischer Muttersprachler beim Erlernen von Substantiven mit Präposition im Deutschen. Anschließend analysierte Ioana Hermine Fierbinţeanu (Bukarest) Interferenzerscheinungen im gesprochenen Rumäniendeutsch. Victor Chiseliov (Kischinau) untersuchte daraufhin feste Wortgruppen wie »linker Hand« unter morphologischem, syntaktischem und semantischem Aspekt.

Die zweite Sektion befasste sich mit der Didaktik der deutschen Sprache am Schwarzen Meer und in der Republik Moldau. Im ersten Panel sprach zunächst Ionela Duduţă (Konstanza) über den Einsatz digitaler Medien im Fremdsprachenunterricht. Anschließend stellte Maria Muscan (Konstanza) den Deutschunterricht in der Dobrudscha dar, ausgehend von der Tatsache, dass es dort fast 100 Jahre lang (bis 1940) einen muttersprachlichen Deutschunterricht gegeben hatte. Bogdan-Gabriel Burghelea (Bukarest) stellte die Rolle von Erzählungen für die Deutschlernenden aus dem Schwarzmeerraum dar. Daraufhin trug Iuliana Tiosa (Kischinau) über die Unterrichtsmethode Lernen durch Lehren vor. Im Mittelpunkt des dritten Panels standen Reflexionen über den Deutschunterricht sowohl in der Dobrudscha als auch in Bessarabien. Julia Illmer (Konstanza) ging auf die dikatische Aufbereitung von Materialien über das Leben und Werk von Elias Canetti für den Deutschunterricht ein. Mihai Crudu (Suczawa/Suceava) besprach Turzismen in der Dobrudscha, und Lilia Pasat (Kischinau) schlug mehrere Methoden vor, um Gedichte erfolgreich im Unterricht einzusetzen.

In der literaturwissenschaftlichen Sektion fokussierten die Beiträge meistens auf einzelne Autoren oder Werke. Alexandra Nicolaescu (Bukarest) stellte das Buch *Donau – Märchen, Mythen und Musik* mit 40 Kunstmärchen aus dem Donauraum vor. Anschließend untersuchte Maria-Magdalena Popescu (Bukarest) das Bild der Rumänen im Werk des Schriftstellers Karl Emil Franzos. Simon Angerer (Wien) analysierte die literarische Aufarbeitung der Deportation der Sowjetdeutschen im Januar 1941. Ana Dănculesei (Jassy) besprach den Roman *Die letzte Welt* von Christoph Ransmayr. Die Sektion schloss Elena Fürst (Wien) mit methodologischen Reflexionen über

die Anwendbarkeit des umstrittenen Begriffs »rumäniendeutsch« für die Einordnung literarischer Texte ab.

Den Auftakt des dritten und letzten Konferenztages bildeten zwei Plenarvorträge, die geografische und topografische Aspekte im Leben der deutschen Bevölkerung aus Bessarabien und Transnistrien veranschaulichten. Dorin Lozovanu (Kischinau) berichtete über die demografische Entwicklung der Bevölkerung in Bessarabien mit Fokus auf die deutschen Siedler. Gab es Ende des 19. Jahrhunderts in Bessarabien 60.206 Deutsche, so fluktuierte stark ihre Zahl im 20. Jahrhundert; gegenüber 81.089 Deutschen im Jahr 1930 gab es 1989 nur noch 7.335. Derzeit leben in der Republik Moldau nur noch 3.687 Deutsche, die ihre Sprache und Kultur aktiv pflegen.[1] Andrei Crivenco (Tiraspol) dokumentierte hingegen die deutsche Bevölkerung in Transnistrien seit 1989. Er zeigte, wie sich die Anzahl der Deutschen von 4.500 Personen im Jahr 1989 (etwa 0,7 % der Gesamtbevölkerung Transnistriens) auf etwa 1.300 im Jahr 2015 (0,3 % der dortigen Gesamtbevölkerung) reduzierte. Er führte diesen Rückgang nicht nur auf die Auswanderung, sondern auch auf ihre Assimilation zurück.

Die letzten zwei Panels behandelten Aspekte des Kulturtransfers beziehungsweise Besonderheiten der Übersetzerausbildung in der Republik Moldau und in Bulgarien. Daniela Kirova (Schumla) sprach in der ersten Sektion über die deutsch-bulgarische Zusammenarbeit an der Wende zum 20. Jahrhundert. Cristina-Adriana Popescu (Bukarest) ging auf die Demografie und Diplomatie Rumäniens im 19. Jahrhundert ein. Simeon Ganev (Veliko Tarnovo) schloss die Sektion mit einem Beitrag über die Übersetzung von Geschichtslehrbüchern für die Fremdsprachengymnasien in Bulgarien ab.

Das letzte Panel der zweiten Sektion eröffnete Lina Cabac (Belz), die sich für die Bereicherung des Wortschatzes der Übersetzer und Dolmetscher von Hochdeutsch mit dialektalen Varietäten einsetzte. Lyudmila Ivanova (Veliko Tarnovo) sprach daraufhin über den Einsatz von Beispielen aus der Übersetzertätigkeit der Lehrkraft in Übersetzungskursen.

Das Rahmenprogramm bot ergänzende Einblicke in die Geschichte der Bessarabiendeutschen durch die Ausstellung »Fromme und tüchtige Leute« von Ute Schmidt und Ulrich Baehr sowie durch den Dokumentarfilm *Exodus auf der Donau* (1999). Zudem zeigte der Dokumentarfilm *Die Vergessenen* von Adrian Drăguşin und Tiberiu Stoichici den aktuellen Umgang mit der kollektiven Erinnerung an die Dobrudschadeutschen. Der Film wurde von seiner Protagonistin Ioana Cusin (Bukarest) eingeführt.

Die Konferenz hat unterschiedliche Facetten der Erinnerung, des Vergessens sowie der didaktischen Vermittlung der deutschen Sprache, Kultur und Geschichte im Schwarzmeerraum aus interdisziplinärer Perspektive und durch den Einsatz vielfältiger Medien – Texte, Filme, Ausstellungen, Denkmäler – erfolgreich beleuchtet. Gleichzeitig trug sie zur besseren Profilierung der 1990 gegründeten Abteilung für moderne Sprachen und Literaturen und Kommunikationswissenschaften an der Ovidius-Universität Konstanza auf der Karte der südosteuropäischen Germanistik bei. Die große Teilnehmerzahl zeigt, dass das Kulturerbe der Schwarzmeerdeutschen durch kulturelle Veranstaltungen, durch reges wissenschaftliches Interesse und durch den Fremdsprachenunterricht

1 Vgl. auch den Tagungsbericht von Nina May: Kaum noch Deutsche, hohes Interesse an Deutsch. Faszinierende Einblicke in deutsche Geschichte, Germanistik und Deutschunterricht auf dem Balkan und im Schwarzmeerraum. In: Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien, 20.4.2019.

weiterhin gepflegt, aber zugleich durch Herstellung von neuen Verbindungen zum deutschsprachigen Raum auch aufgefrischt wird. *Alice Buzdugan*

Internationale Konferenz: **»Deutsche Sprache und Kultur in Bessarabien, Dobrudscha und Schwarzmeerraum«**
Veranstalter: Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (FZ DiMOS) an der Universität Regensburg, Abteilung für moderne Sprachen und Literaturen und Kommunikationswissenschaften der Philologischen Fakultät der Ovidius-Universität Konstanza/Constanța
Konstanza (Rumänien), 11. bis 13. April 2019

Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe. The Role of Special Libraries and Archives

It was for good reason that this academic conference dedicated to the problems of studying and writing the history of multicultural regions was organized in Istria. The past of the peninsula, which after multiple changes of political and national borders during the modern and contemporary periods is nowadays divided between Croatia, Slovenia and Italy, has been interpreted in different ways since the 19th century, most often within the framework of national historiographies and through the prism of political history. The opportunities offered by exploring new topics and enhancing much needed communication among researchers were repeatedly highlighted throughout the three days of the conference, while the dialogue continued regularly during the informal gatherings even after the official sections scheduled for discussion. The conference was organized by the Institute for German Culture and History of Southeastern Europe at Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS), the State Archives in Pazin (Mitterburg in German) and by the Faculty of Humanities at Juraj Dobrila University in Pula. The State Archives in Pazin hosted the first two days of the conference.

The goals of the conference were summarized in the introductory lecture held by Angela Ilić (Munich) from the Institute for German Culture and History of Southeastern Europe at Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS). In addition to commenting on the complex history of border areas throughout Southeastern Europe, she repeatedly highlighted examples related to her own analysis of the history of the cities of Rijeka and Maribor in the Austro-Hungarian period.

The first keynote lecture, held by Darko Dukovski (Rijeka), was titled »The Possibilities and Methodology of Scientific Research and Writing of Historical Syntheses of Central and Southeastern Europe«. The presentation's content was reflected in the fact that Dukovski is an experienced researcher of modern and contemporary history of Istria and the North Adriatic region as well as the author of a university textbook on the history of Central and Southeastern Europe in the 19th and 20th centuries and a number of other scientific monographs. Among the numerous examples of historiographical challenges that a researcher must overcome, Dukovski included prejudice by historians as well as long-standing stereotypes by certain groups of the population based on the image of the self and the other.

The second, extremely stimulating keynote lecture – especially for listeners who are themselves involved in researching archival material – was delivered by Vlatka Lemić (Zagreb) with the title »Archives, Community and Society in a Global Environment. Contemporary Trends and Professional Practices«. Archives, libraries and researchers in the 21st century are increasingly turning to the possibilities offered by digital

Teilnehmer der Tagung »Writing History« betrachten einen der wertvollsten Bestände des Staatsarchivs in Pazin, das Statut der Stadt Pula aus dem Jahr 1499. Pazin, 3.10.2019. Jasna Mrkonjić, Ivan Jeličić, Vedran Dukovski, Angela Ilić und Georg Grote (v. l.). © Jakov Kmet/DAPA

platforms (*Topotheque*, *Europeana*, *Mapire* etc.). By using modern tools that allow the spread of knowledge as widely as possible, institutions and individuals are overcoming an outdated way of thinking present in some institutions that still overly restrict access to the material in their possession. In addition, research in publicly funded institutions is often also dependent on public funding through project financing: the digital age offers significantly greater opportunities to achieve the proclaimed goal – knowledge that is publicly available.

The second day of the conference began with three examples of best practice. In the presentation titled »South Tyrolean Correspondences«, Georg Grote (Bozen/Bolzano) summarized his long experience of collecting and digitizing historical material, most notably correspondence and photographs of »so-called« ordinary people, residents of South Tyrol. The material created at the end of the 19th and in the first half of the 20th century is often kept under inappropriate conditions by the heirs of the author who, while not wanting to throw it away, at the same time do not know what to do with the said material before it reaches complete decay. By using digitization and assembling it into an extensive collection, this material is not only saved from disappearance but also becomes an important source for social history knowledge, as evidenced by Grote's new monograph *Im Schatten der Zeitenwende: Leben in Tirol 1900–1918*.

Through his presentation titled »Research on the Late Habsburg Fiume/Rijeka: Considerations on the Workers«, Ivan Jeličić (Rijeka) addressed the research problems he encountered while collecting data for his doctoral dissertation on the Rijeka workforce during the last decades of the Habsburg Monarchy.

Although workmanship seemed to be the focus of historiography during the existence of socialist Yugoslavia, much of the research was devoted to the Second World War period. Indeed, the beginnings of the labor movement at the turn of the centuries were much less explored, though it would be wrong to say that the subject matter was completely neglected. Investigating a topic today that seems to belong to 20th-century historiography certainly requires, in addition to the use of a demanding methodology, sensitivity to different identity determinants that have been knowingly or unknowingly neglected by previous historical research.

The last presentation in this section, shared between Olja Višković and Tullio Vorano (Labin), was dedicated to the Special library Giovanni Antonia Martinuzzi which is a collection left to her hometown by the famous Labin intellectual Giuseppina Martinuzzi, in honor of her parents. The largest part of the collection is kept at the Labin Museum, while a smaller part, consisting of books, newspapers and manuscripts, is stored in Rijeka. The talk was illustrated by numerous photographs that allowed the audience to gain a better understanding of the collection's content.

An hour-long round table »The Challenges of Researching the History of Multicultural Regions«, moderated by Angela Ilić, gathered the already mentioned participants, Georg Grote and Ivan Jeličić, as well as Maurizio Levak (Pula), the editor-in-chief of the *Histria* journal of history. The participants of the panel discussed specific challenges in researching the history of multicultural and multilingual regions, and in particular the necessity of the knowledge of multiple languages as well as the barriers posed by the frequent occurrence that archival material is stored not in one, but in several institutions, sometimes in several different countries. In addition, the role of regional journals was discussed and the extent to which they must and could be multilingual. In this regard, the participants referred to the still very influential role of ethnocentric, binary, or ideologically loaded regional historiographies, that is, attitudes from the past shaped by the traumatic events of the 20th century. The program of the second day was completed with a sightseeing tour of Pazin and the State Archives in Pazin.

The third and final day of the conference was held in Pula and began with a brief sightseeing tour of the city and with visits to the University Library of Pula and to the former Habsburg Naval Library. University Library Director Bruno Dobrić (Pula) guided the participants through these two institutions steeped in rich history, while highlighting the Austrian-Habsburg heritage still present in this multicultural city. The final section consisted of a roundtable titled »Transregional and international Cooperation«, held at the Faculty of Humanities at Juraj Dobrila University in Pula, moderated by Mihovil Dabo (Pula). Dean Krmac (Koper, Slovenia) spoke about »Multilingual and Multicultural Istria-wide Cooperation in the Field of Humanities« through the prism of the activities of the trilingual Histria Humanist Society and its various activities, which include the organization of scientific conferences, round tables and exhibitions, as well as the publication of conference proceedings and other publications that aim at expanding knowledge of the Istrian past with a significant effort to involve relevant scholars and associates regardless of their national and linguistic background. Another participant, Iva Milovan Delić (Pula), presented her research »Local Reflections of the Global Phenomena. The Case of the Spanish Flu 1918–1919«.

The conference »Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe« contributed to mapping the challenges facing contemporary historians focused on exploring regional histories. Several of the presentations suggested that the history of a multicultural region requires researchers to be open to overcoming mental and physical boundaries. The possibilities offered by the digital age to the contemporary historian in researching and presenting their results constituted an important topic of discussion. Furthermore, the importance of associations that bring together researchers on important topics beyond the limitations of national historiographies was emphasized at the conference and the work of the Humanistic Society »Histria« was presented among others as an example of best practice in this field. Through its bilinguality – most of the proceedings took place in English and Croatian – and its focus on developments in academia within the broader Alps-Adriatic region, the conference formed a basis for the continuation and strengthening of cooperation in the near future across national and linguistic boundaries.

Mihovil Dabo and David Orlović[1]

International Conference: »**Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe. The Role of Special Libraries and Archives**«
Organizers: Institute for German Culture and History of Southeastern Europe at Ludwig-Maximilians-Universität München (**IKGS**), State Archives Pazin, Faculty of Humanities at Juraj Dobrila University in Pula
Pazin and Pula, October 2–4, 2019

1 Tagungsbericht von Mihovil Dabo und David Orlović auf: H-Soz-Kult, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8554>, 19.2.2020.

Ich habe hier nichts mehr zu suchen!

Von Robert Balogh

Aus dem Ungarischen von Ildikó Frank und Andreas Kosek

Ich saß in der Küche, summte mit dem Radio; nachmittags höre ich mir immer das Wunschkonzert an. Ich knackte Nüsse noch vom letzten Jahr – etwas von den Motten zerfressen, ich kostete aber trotzdem, ob sie nicht schon ranzig wären –, und dann klebte auf einmal ein Stück im Gebiss fest. Ich nahm es raus, stocherte es raus, schmatzte, na klar, wenn du zuhause gewesen wärst, hätte ich weder gesummt noch geschmatzt! Die Nussschalen warf ich in den Eimer – die werde ich beim Einheizen gut gebrauchen können. Die schönen Kerne warf ich in die emaillierte Schüssel, die Brocken aß ich auf, die wird sowieso keiner kaufen. Ich legte mein Bein auf den Hocker, hatte es sogar verbunden, wie's mir vom Arzt gesagt worden war. Es klopfte an der Tür. Mit Ach und Krach stand ich auf. Ein eleganter Herr stand in der Tür. Er zwinkerte und druckste verlegen, war völlig durcheinander, bat mich immer wieder um Verzeihung. Nannte mich »meine Dame«! Mich! Ich sagte ihm, dass ich die Frau Kathi sei. Und dass er sich hinsetzten solle. Mich keine Dame nennen solle. Mich nicht. Dann fragte ich ihn, ob er wegen des Weinguts gekommen sei. Weil er dann mit dir sprechen solle, obwohl er ja auch mit mir sprechen kann, mit dem Weingut kenn ich mich aus. Ich sagte ihm, dass wir es nicht mehr schaffen würden, es gebe genug Arbeit ums Haus, mein Alter schafft's nicht mehr. Hacken, sprühen … Das war unser Leben, jetzt geht es aber nicht mehr. Die Kinder interessieren sich nicht fürs Weingut. Wir halten auch kein Schwein mehr, wir kaufen eine Hälfte vor Weihnachten, so müssen wir keinen Darm waschen, nicht sengen, alles nur in die Tiefkühltruhe tun. Ein Paar Hühner haben wir noch ums Haus, ja, wegen der Eier … Ich füttere sie mit Mais, so sind die Eier schön gelb – die Kinder mögen Biskuitrollen, und die aus dem Geschäft sind so blass. Das Weingut schaffen wir nicht mehr. Sind Sie vom Großbetrieb, fragte ich ihn, weil er so elegant aussah. Einige Dörfer weiter gibt es eine große Kellerei an der Weinstraße … Früher haben wir nur mit Kupfersulfat gespritzt, und es war gut so. Aber jetzt?! Na, wenn Sie hier auf den Weinberg steigen, sagte ich ihm, hier, oberhalb des Guts von den Bírós, das große Stück da, ein bisschen steil, bis zum Weg. Das ist unser Gut! Es gibt eine Reihe Tafeltrauben, doch der Rest sind alles Weintrauben, mein Mann hat sie vor zwanzig Jahren gepflanzt. Riesling, Kadarka. Früher … na ja, früher war es anders, aber dieser Kerl schien so

einer vom Großbetrieb zu sein, die machen alles mit dem Hubschrauber … Also, ich tratschte wie gewöhnlich … und dass du bald kommst … und endlich spuckte er's aus, dass er nicht wegen des Weinguts da sei. Er kam mir so bekannt vor, dieser Herr. Er war ein Herr. Seine Stimme! Ich fragte ihn, ob er nicht vor zwei Jahren wegen des Honigs hier gewesen sei. Ich dachte, er sei derjenige, der zehn Kilo mitgenommen hatte – in zwei großen Einmachgläsern! Dann hatte er seine Geldbörse auf dem Schrank liegen lassen, kam aus dem Nachbardorf zurück und aß mit uns zu Abend! Ich sagte ihm, dass der Honig heuer teurer sei, weil wir weniger hätten, dafür aber bio! Biohonig! Wir geben den Bienen keine Medikamente, und mein Alter bringt sie hinaus in den Wald, zu den Akazien. Wir füttern sie nicht mit Zucker, sperren sie nicht fürs ganze Jahr in den Stock, wir machen sowas nicht, er solle nicht auf die Nachbarn hören, die quatschen solche Sachen, seit unser Sohn ihre nervenkranke Tochter nicht geheiratet hat. Er solle nicht auf sie hören. Das hier ist guter Honig, bio. Hier hinten lassen wir ihn aus. Die Rente ist klein, man muss also immer noch arbeiten. Es läuft aber nicht mehr so gut – das habe ich diesem Kerl gesagt. Diesem Herrn. Dann sprach ich über dich. Und er hat sich immer noch nicht gesetzt. Er schwieg nur. Ich sagte, dass man dich hier im Dorf nicht mögen würde. Früher habe man dich respektiert, jetzt aber nicht mehr, er solle sich doch setzen. Und jetzt diese Festlichkeit. Die Glocke wird eingeweiht, die Leute sind auch dabei, die damals … Na, da wurde mir klar, dass auch er so einer war, der damals …

Er war nicht wegen des Weinguts oder des Honigs und auch nicht wegen der Nüsse da. Und da fragte ich ihn: Wer sind Sie? Warum sind Sie hergekommen? Na, da rutschte es ihm heraus, dass er vor sehr langer Zeit hier gewesen sei. Seine Stimme kam mir sehr bekannt vor. Vor sehr langer Zeit, sagte er. Dann verstand ich und sagte ihm, dass du nicht zur Feier gegangen seist! Nicht zu dieser Veranstaltung! Auf gar keinen Fall! Um den Deutschen den Hof zu machen? Doch dieser Herr setzte sich nicht. Warum wohl? Weil wir nur eine 60-Watt-Birne in der Lampe haben? Für uns ist der Strom teuer, sagte ich ihm. Wir sparen. Die Rente ist gering. Wir müssen auch den Enkeln was geben. Ich sagte ihm auch, dass du sehr geizig seist! Weil du es bist! Wenn du wenigstens Schwabe wärst! Bist du aber nicht! Na, und dieser Herr setzte sich immer noch nicht, und ich hatte nur meine Lesebrille dabei, mit der habe ich nicht sehen können, wer er war. Ich stand auf, schöpfte ihm mit dem schartigen emaillierten Becher etwas Wasser aus dem Eimer. Weil er schnaufte. Ich sagte ihm, dass wir auch Leitungswasser hätten, es sei aber viel zu gechlort, wir tränken auch vom Brunnen. Nur dieser alte Becher war da. Wir sind ja auch alt, stimmt's, sagte ich ihm. Meine Brille muss drinnen sein. Wenn sie nicht auf dem Schrank oder auf dem Kühlschrank ist, dann habe ich sie beim Fernseher liegen lassen! Ich sagte ihm, dass er sich setzen solle. Ich würde meine Brille holen.

***

Drinnen brüllte das Radio, zuerst klopfte ich, dann hämmerte ich, aber auch so dauerte es eine Ewigkeit, bis eine alte Oma die Tür aufmachte. Sie sah aus wie die alten Tanten. Mein lieber Gott, wann habe ich zuletzt so eine gesehen! Wer trägt denn heutzutage noch Tracht?! Einen schäbigen Kittel über dem weiten Rock, Tuch und Haube auch zur Arbeit. Als ich ins Haus blickte, sah ich sofort, dass sie Nüsse knackte. Ihre Beine waren geschwollen, deswegen hatte sie Schwierigkeiten beim Gehen. Sie wollte, dass ich sie Frau Kathi nenne! Sie sprach sehr viel, ununterbrochen. Und durcheinander. Sie kam mir sehr bekannt vor. Kathi? Ich

kam rasch dahinter, wer sie war. Sie sprach übers Weingut. Dass ich's kaufen solle. Sie hatte keine Ahnung, wer ich war. Sie dachte, dass ich was kaufen wolle. Nüsse, Honig, Land. Was immer. Nur kaufen. Dann sprach sie über ihren Mann. Zuerst dachte ich, dass man ihn nicht mochte, weil er Polizist war. Früher hat man ihn respektiert, jetzt aber nicht mehr. Ich dachte, dass man Angst vor ihm hatte. Bei den Kommunisten hatte man Angst vor den Polizisten. Im Westen brauchte man keine Angst vor ihnen zu haben. Nach einer Viertelstunde kam sie drauf, dass auch ich einer aus den alten Zeiten war. Doch erkannte sie mich nicht, sie hatte nur ihre Lesebrille dabei. Sie schlurfte durch die Wohnung, schöpfte Wasser mit einem schartigen emaillierten Becher aus einem emaillierten Eimer. Sie ließ mich allein und ging ins Zimmer. Ich roch am Wasser, alles in diesem Haus verströmte einen Geruch. Dann nahm ich einen Schluck. Ja, das war der Geschmack. Ich trank. Ach! Das war unser Wasser. Oder ist es gewesen. Ich setzte mich, löste meine Schnürsenkel, knöpfte meine Hemdärmel auf, schließlich war ich zuhause, das war mein Gefühl, und mir wurde schwindlig …

Du weißt, wie blind ich ohne Brille bin. Mit der einen kann ich sticken, Kartoffeln und Äpfel schälen und Nüsse knacken, mit der anderen fernsehen. Ohne Brille ist für mich Fernsehen wie Radio hören. Nur, dass ich sie immer liegen lasse. Obwohl ich sogar drei Brillen habe … Grinse nicht, alter Trottel, sonst versalz ich dir die Suppe! Manchmal hängt sie mir um den Hals, und ich finde sie trotzdem nicht. Na gut, jetzt kannst du grinsen! Und sag ruhig, dass man so eine wie mich totschlagen sollte. Wir taugen zu nichts mehr … Na, dann fand ich meine Brille und stand mit offenem Mund da! Herr Jesus! Denn er war's. Jesus! Ich habe ihn nicht erkannt! Weh mir, weh meinem alten Herzen! Nach fünfzig Jahren ist er nach Hause gekommen. Ich meine, zurück. Oder besser gesagt nach einundfünfzig Jahren, denn er verbesserte mich! Der war sogar jetzt frech genug, mich zu verbessern! Und ich, rührselig wie ich bin, war nahe am Heulen!

Als sie in die Küche zurückkam und sich die Brille aufsetzte, dachte ich, sie stirbt mir auf der Stelle. Du weißt, wie diese uralten Weiber sind! Sie weinte, kreischte, umarmte mich in einem fort, sabberte meinen Kragen voll … Ich wusste gar nicht, was sie wollte. Dann fragte sie mich, wie ich sie gefunden habe. Ich sagte ihr gleich, dass ich eigentlich gar nicht zu ihr gekommen sei. Beziehungsweise wusste nicht, dass ich zu ihr käme. Ich sagte ihr, dass ich Rummel und Lärm nicht mehr ausstehen könne. An dem Ort wo man damals, als ich ein Bursche war, Hochzeiten gefeiert hat, hat man jetzt seit drei Tagen gekocht. Man hat Kälber, Ferkel, Gänse und Hühner für uns geschlachtet … Seit drei Tagen hat man gekocht und gebraten! Lauter fette, schmalzige Gerichte. Mein Magen verträgt sowas nicht mehr. Und die vielen Menschen, die allerlei Blödsinn geredet haben … sich volllaufen haben lassen und gesungen haben … Also bin ich spazieren gegangen, auf den Friedhof, habe die Meinigen gesucht. Das Grab meines Großvaters, meines Vaters … Ich habe mich sogar an die Grabstätten der Verwandten erinnert, wo man abbiegen musste. Nur die Bäume sind gewachsen … Ich habe mich erinnert, wie Oma mich geführt hatte. Hat mich am Arm genommen, ihre Haut war spröde an den Fingern, hat mich festgehalten und ich, ein dummer Flegel, habe mich geschämt, neben ihr zu gehen, ihre Hand zu halten. Und sie hat es bemerkt! Dann eilte sie voraus. Auch jetzt sah ich ihren geraden Rücken, ihre stolze Haltung vor mir. Auch jetzt hatte ich das Gefühl, sie schreite vor mir. Da standen schon andere Gräber, fremde Namen, goldene Buchstaben, Marmortauben … Nur wenige der alten Grabsteine sind übriggeblieben. Die waren noch aus Sandstein. Auf dem einen war die Schrift ganz verblasst, den streichelte ich. Ich stand da mindestens eine halbe Stunde herum, dann setzte ich mich auf eine Bank, vielleicht bin ich

sogar eingenickt und wachte wegen der Kälte auf. Wohin denn sonst wäre ich von dem Friedhof gegangen als …

Der war frech genug, zu sagen, dass er nach Hause gekommen sei! Dass sein Herz ihn hierhergeführt habe. Oder er wurde, wie die Kühe damals, von seinen Beinen heimgeführt. Sie wurden mit der Herde hinausgetrieben, aber abends fanden sie von selbst heim. Na, dieser kam auch so. Nach fünfzig Jahren führten ihn seine Beine heim. Er sprach darüber, dass es bei ihnen in Deutschland nicht mal mehr auf dem Dorf Zwetschgenbäume gebe! Hier stehen sie links und rechts am Straßenrand, aber niemand pflückt das Obst. Er sagte, dass es ihm nicht gefalle, dass es im Gras dahinfaule! Es ist halt so, sagte ich ihm, keiner mehr isst hier das Obst! Auch die Kinder mögen lieber Schokolade und Kekse. Manchmal macht man noch Schnaps. Früher haben wir Marmelade gemacht, aber ich kann mich nicht mehr bücken! Dann sprach er darüber, dass das Haus kleiner geworden sei! Dass sein Haus kleiner geworden sei. Dass alles kleiner geworden sei. Dass ihm die Schule damals riesig erschienen sei! Und dass er hatte heulen müssen, als er unser Haus von außen angeschaut hatte …

Da sagte ich mir: Was heulst du, alter Esel?! Wenn du schon da bist, los! Ich dachte, ich schau es mir an. Sei's wie es sei, ich schau es mir an, ich klopfe an … Es ist schließlich mein Haus gewesen. Und das Haus meiner Schwester. Wir hätten es nach unserer Mutter geerbt. Wenn ich schon da bin, dann geh ich rein! Ich bin schließlich da geboren!

Ich sagte ihm, dass mir seine Stimme bekannt vorkäme. Aber wer hätte gedacht, dass gerade er bei uns auftaucht! Ich fragte ihn, ob er mich gleich erkannt habe. Er sagte, dass er zuerst nur eine Vermutung gehabt hätte. Aber dann wusste er's. Und hat trotzdem nichts gesagt! Er hätte bloß sagen sollen: Ich bin's! Ich hätte ihn sofort erkannt!

Sie ließ mir keine Ruhe. Fragte mich ständig, wo ich die fünfzig Jahre geblieben sei. Ich dachte, dass es doch besser gewesen wäre, gar nicht hereinzukommen! Ich wollte niemanden dermaßen verwirren. Einundfünfzig Jahre sind einundfünfzig Jahre. Ich war gezwungen, mich zu erinnern: Als ich sie zum letzten Mal sah, winkte sie mir von einem Fuhrwerk zu. Verkleidet als alte Frau. Die Russen kamen, und sie flohen mit den Nazis. Ihr Vater ist damals in die SS eingetreten. Die Soldaten kriegten dort zweimal so viel Sold wie bei den Ungarn, also ist das halbe Dorf in die SS eingetreten! Die andere Hälfte hat sich als Ungarn bekannt. Wir sind geblieben. Ich erinnere mich, dass sie mit den Nazis geflohen sind.

Ich musste mich als alte Frau maskieren, wegen der Russen, damit sie mich nicht vergewaltigen. Doch wer kaufte schon einem siebzehnjährigen Mädchen ab, dass es eine bucklige alte Frau wäre? Jetzt brauche ich keinen Buckel mehr, man glaubt's mir auch ohne! Die vollbeladenen Fuhrwerke krochen wie fette Läuse dahin, die Russen aber waren schneller, kamen mit ihren Panzern und schossen mit ihren Raketenwerfern, genannt Katjuscha. Nicht einmal bis Wien sind wir gekommen, geschweige denn bis Berlin. Vor Weihnachten waren wir wieder zuhause.

Man hatte mich zur Zwangsarbeit verschleppt. Ich weiß, dass sie es wusste. Sie besuchte meine Mutter. Tröstete sie. Mich hatte man nach Sibirien transportiert, dort trennte man den Zug in zwei. Die vordere Hälfte landete in Grosny. Warum muss ich mich an all das erinnern? Ans russische Land … Wegen des Kriegs wurde auch die Männerarbeit von Frauen gemacht.

Nur die Soldaten waren Männer. Als der Zug schon drei Wochen unterwegs war, dachte ich, sie schleppen uns aus der Welt. Ich hatte nicht gedacht, dass die Welt so riesig war, vorher war ich bloß bis zum Nachbardorf gekommen. Nach sechs Wochen kamen wir an! Sechs Wochen war ich im Zug gesessen. Dann noch einen Tag zu Fuß, wir durften nicht einmal unsere Notdurft verrichten. Wir wurden bis zum Lager getrieben. Alle haben sich angeschissen. Dort wurde uns die Scheiße mit dem Schlauch abgespritzt. Mein lieber Gott! Die Suppe, die man uns gab, war so dünn, dass man darin kaum einige Fetzten Kraut entdecken konnte. Und jenes Brot hätten bei uns nicht einmal die Schweine gefressen. In der ersten Nacht im Lager konnte ich nur auf der Seite schlafen, nach sechs Wochen auf meinem Rücken mit gestreckten Armen, ich konnte mich sogar umdrehen! Die Menschen starben wie die Fliegen. Ich habe in zwei Monaten ungefähr fünfundzwanzig Kilo abgenommen!

Ich habe gewartet. Auf diesen Kerl! Ich habe daran geglaubt, dass er zurückkommt, und auch nicht. Ich habe gehört, dass er in den Schuhen einer toten Frau nach Hause gekommen ist. Er hatte die Stöckel abgeschnitten. Als er vom Zug stieg, blieb er im Schlamm stecken. Nachts klopfte er bei seiner Mutter an, die ihn nicht erkannte. Das habe ich gehört. Ich wurde dann aber schon mit dem ersten Transport nach Deutschland gebracht. Er kam von der Zwangsarbeit nach Hause, ich musste zu den Deutschen.

Hätte ich dieser Frau sagen sollen, was meine Arbeit dort gewesen ist? Wenn wir gerade keine Ölleitungen im Lager schweißten, musste ich Gräber schaufeln. Alle wurden von mir beerdigt. Man brauchte nur eine Grube, wo die Nase und die große Zehe nicht herausragten. Ein wenig Erde darauf und fertig. Weder Sarg noch Kreuz. Und das hätte ich dieser Frau erzählen sollen? Ich sagte nichts, ich schwieg nur. Als mich vor fünfzig Jahren die Russen nach Hause schickten, sagte ich auch nichts, genau wie jetzt. Ich wollte vergessen. Ich sagte ihr, dass wir die alten Geschichten sein lassen sollten! Es war lange her.

Er war nicht ehrlich, dieser Mensch. Erzählte mir nicht, was damals war! Ich fragte ihn über seine Familie. Drei Ehefrauen hat er gehabt! Fünf Kinder und acht Enkelkinder … Die eine Frau ist gestorben, von der zweiten hat er sich scheiden lassen. Und jetzt lebt er mit einer Türkin.

Sie machte große Augen, als ich dich erwähnte. Dass du jünger bist. Ein zurückgebliebenes Volk sind die. Zwei Kinder hat sie zur Welt gebracht, wenn ich mich recht entsinne, und hatte drei Enkelkinder … Na, dann fing sie aber wieder an. Dass sie nach Hause geflüchtet sei, nachdem sie nach Deutschland vertrieben wurde. Sobald sie die Möglichkeit hatte. Wegen mir, sagte sie. Weil ich ein höflicher Mensch war. Auch an meine Ohren erinnerte sie sich. Dass sie abstanden, wenn ich im Winter einen Hut trug. Ich hatte nie abstehende Ohren! Vielleicht war es gar nicht sie, der ich damals den Hof gemacht hatte, sondern ihre Schwester. Oder das Mädchen aus dem Nachbarhaus. Die hieß auch Kathi, wenn ich mich richtig erinnere. Oder Mari? Na, und diese Frau hörte nicht auf, zu erzählen, wie sie damals nach Hause geflüchtet seien: Fünf junge Frauen und eine Tante über sechzig. Zweimal wurden sie von der Grenze abserviert, aber beim dritten Mal schafften sie es in die Tschechoslowakei, und an der ungarischen Grenze hatten sie keine Schwierigkeiten mehr. Wegen mir ist sie nach Hause gekommen, sagte sie. Mich hätte sie gesucht. Da war aber schon der zweite Transport abgegangen! Ich wurde auch nach Deutschland ausgesiedelt! Die Juden haben Sterne tragen müssen, wurden verschleppt und das war's. Soviel haben wir gewusst. Wir mussten keine

Kennzeichen tragen. Wir wurden fortgeschleppt, aber nicht ermordet wie die Juden. Nur fortgeschleppt. Man schickte uns zu den Deutschen, weil wir ja Deutsche waren. Aber für die Deutschen waren wir Ungarn.

Als ich aus der Kneipe zurückkam, sprachst du darüber, wie du damals in deinem einzigen Kleid mit einem kleinen Bündel Sachen nach Hause gekommen bist, sogar den Rosenkranz hattest du verkaufen müssen, weil du das Geld für die Eisenbahnkarte brauchtest. Nur am Abend hast du es gewagt, ins Dorf zu kommen, weil du Angst vor dem Polizisten hattest.

Na, in diesem Moment bin ich nach Hause gekommen. Ich habe ein bisschen gelauscht, weil du mit einem Gast dagestanden bist. Ich dachte, er sei wegen des Weinguts gekommen. Doch weder ein Glas Wein noch ein Stück Kuchen hattest du ihm gegeben! Ich scheuchte dich in die Speisekammer und fing an, mit dem Kerl zu plaudern! Ich sagte ihm, dass ich die viele Arbeit nicht mehr schaffe; hacken, aufbinden, spritzen, wieder hacken … Nicht mal der Wein bekommt mir mehr! Trotzdem trinke ich meine zwei Liter täglich mit Sodawasser. Du hast mich auch nie taumeln sehen! Jetzt kann ich nicht mehr genug trinken. Meine Magensäure. Der Arzt verbietet es mir! Das interessiert mich aber einen Scheißdreck! Doch dieser Kerl wollte nicht plaudern. Ich dachte dann, dass er Honig wolle, wenn nicht Wein. Honig wollte er aber auch nicht. Dann deutete ich auf den Holzplatz, der Ingenieur hatte früher so ein Gesicht. Aber er war's nicht. Dann dachte ich, dass er ein Kollege sei. Vom Komitat. Aber auch das nicht. Dann spuckte er's aus – dass das Haus damals seiner Familie gehört habe. Ich schickte ihn zur Hölle! Es reicht nicht, dass sie zurückgekommen sind, um sich hier feiern zu lassen, die haben auch noch die Unverschämtheit, einen alten Mann zu belästigen? Er sagte, dass er vom Friedhof irgendwie aus Versehen nach Hause gekommen sei. Ich sagte ihm gleich, falls er's vergessen haben sollte, dass er von hier ausgesiedelt worden sei! Weil ich die Papiere noch hätte! Gesetzlich gehört das Haus mir! Und ich sagte ihm, dass er hier keine Rechte mehr habe! Er sei entschädigt worden! Alles sei bezahlt worden! Da hatte der die Frechheit, zu sagen, dass er nicht entschädigt worden sei. Was bildet der sich ein! Hat mich einen Niemand genannt! Und wollte weggehen! So war er auch damals. Ich kann mich erinnern. Ich habe über jeden eine Karteikarte geführt, über alles, was er angestellt hat. Der war schon immer so ein scheiß Feigling. So ein großer Mensch und dennoch ein Wurm! Ich fragte ihn: Was wollen Sie denn hier? Die ganze Nazi Sippschaft! Wozu sind sie zurückgekommen? Festlichkeiten zu veranstalten? Haben sie der Kirche eine Glocke gekauft? Fünfzig Jahre sind wir mit zwei Glocken zurechtgekommen, wozu jetzt drei? Als Buße etwa? Geben Sie der Schule Geld? Warum sind Sie dann damals nicht nach Hause gekommen? – fragte ich ihn. Und dann erzählte ich von dir, dass du vor fünfzig Jahren nach Hause gekommen bist! Ohne Papiere. Zu Fuß. Und bei mir angeklopft hast.

Mit einer Türkin! Und zwanzig Jahre ist sie jünger als er!

Ich wusste selbst nicht, was ich dort suchte. Das kannst du nicht verstehen – wie es sich anfühlt, wenn einer von der ÁVH dir die Tür von deinem eigenen Haus aufmacht! Die ÁVH, das war wie in Ost-Deutschland die Stasi! Ein Stinktier, ein ÁVH-Schleimer! Der damalige Polizist!

Mein Gott, was sind das für Ausdrücke, die ich gerade benutze! Er nannte mich »scheiß Feigling«! Er sagte, dass ich nicht Manns genug sei! Er behauptete, dass mich die Russen verschleppt hätten, weil ich ein Nazi war! Zu Recht, er könne es beweisen, er habe noch die Karteikarten. Mit siebzehn? Was für ein Nazi hätte ich mit siebzehn sein können? Nach zwei Jahren Zwangsarbeit haben mich die Russen nach Hause geschickt, weil sie dachten, ich würde auf dem Heimweg krepieren. Bin ich aber nicht. Ich habe mich zusammengerissen, habe mich bis nach Hause durchgeschlagen – und da siedeln sie mich aus. Dieser Kerl hat mich ausgesiedelt! Der, den ich jetzt da gefunden habe. Und der nannte mich einen Feigling! Da fuhr auch schon seine Frau dazwischen, dass es immerhin mein Haus gewesen sei. Da hat sie der ÁVH-Mensch bei den Haaren gepackt und sie eine schwätzerische Schwabenhure genannt. Wahrscheinlich hatte der ÁVH-Mensch ein Auge auf unser Haus geworfen, schrieb uns auf die Liste, damit wir nach Deutschland ausgesiedelt würden. Wie hätte ich mit meiner kranken Mutter zurückkommen können?! Die Frau des ÁVH-Menschen versuchte, uns zu versöhnen: Es ist vorbei. Versöhnt euch, sagte sie. Aber der ÁVH-Mensch hörte nicht auf, Schwabenhure zu brüllen.

Ich wagte es nicht, aus der Speisekammer hervorzukommen. Nur durch die Tür redete ich dazwischen, als ich dachte, ihr würdet euch umbringen. Oh Gott! Du bist wegen der Glocken wütend geworden! Und wegen ihnen. Weil sie zurückgekommen sind.

Keiner soll mich in meinem eigenen Haus belehren, sagte ich ihm. Erinnerst du dich? Vor allem nicht so ein scheiß Schwabe! Das habe ich ihm gesagt. Damals, als du gekommen bist, hörte ich Geräusche ums Haus. Es war fast Mitternacht. Ich nahm meine Pistole, lud sie durch. Es klopfte an der Tür. Ich dachte, ich werde schießen, mich werden diese stinkenden Bauern nicht verprügeln! Denn sie hatten manche verprügelt! Obwohl alle nur ihre Pflicht getan hatten! Ich weiß gar nicht, warum ich nicht geschossen habe?! Du hattest nicht einmal richtige Schuhe an, du standst da in jenem abgetragenen Kleid. Ich habe es aufgehoben! Glaubst du nicht? Soll ich es suchen? Nicht mich hattest du erwartet, hast große Augen gemacht, und ich sah, dass du weglaufen wolltest, weil du mich erkannt hattest! Doch ich packte dich am Arm. Ich zog dich herein, drückte die Pistole an deinen Kopf. Ich wusste nicht, dass du es bist. Betrunken war ich nicht, aber trinken musste man. Die viele Arbeit, der Stress. Ich schaute dich an und dachte mir gleich, dass diese Frau zu mir passen würde. Ich fragte dich, weißt du noch, wie du hierher geraten bist. Mager warst du. Aber nach einem Monat wurdest du runder, weil es bei mir immer was zu essen gab, und nach einem weiteren Monat standst du schon neben mir im Rathaus. Du bist zu diesem scheiß Schwaben gekommen, bist aber an mich geraten! Unter mir hast du geschwitzt, mir hast du die Kinder geboren! War's nicht so? Hast du's diesem scheiß Schwaben erzählt? Ich bin nämlich zurück in die Kneipe gegangen! Das hier ist mein Haus! Hier soll mich so ein scheiß Schwabe nicht belehren!

Dieser Kerl dachte, du hättest Angst. Als du hinausgingst, sagte er, dass du seiner Meinung nach Angst hättest. Ich erzählte ihm, dass ich damals keine Papiere, keine Verwandten, kein Geld hatte. Ich bin schwach geworden. Ich musste nachgeben. Musste Ja sagen. Vierzig Jahre lang hat mir im Dorf niemand in die Augen geschaut. Aber ich hatte niemanden. Da hast du mich geschnappt. Mich gerettet. Später hätte ich fliehen können, da kamen aber schon die Kinder. Dann ist alles besser geworden.

Manchmal sind wir mit dem Bus der Produktionsgenossenschaft ins Theater gefahren – und auch zum Plattensee auf Urlaub. Wenn du mit den Kollegen getrunken hast, hast du mich manchmal verprügelt. Ich hatte mich daran gewöhnt. Man kann sich an alles gewöhnen. Ich kann mich gar nicht mehr an alles erinnern. Nur jetzt, wo dieser Kerl gekommen ist. Ich bin sehr traurig. Aber es geht vorbei.

Meine Mutter pflegte zu sagen, es geht vorbei. Alles geht vorbei. Ich weiß es nicht. Die Frau da in unserem Haus wiederholte, dass sie nur wegen mir nach Hause gekommen sei. Und als sie mich suchte, hat jener Polizist, jener ÁVH-Mensch sie am Arm gepackt … Sie wollte weglaufen, wusste aber nicht wohin. Wusste nicht, was weiter geschehen sollte. Ich wusste damals auch nicht wohin, als ich aus Russland zurückkam. Ich redete mir ein: Fertig, alles vorbei. – Jahrelang habe ich von Viehwaggons geträumt. Jahrelang bin ich schweißgebadet aufgewacht. Habe geträumt, dass man mich in einem Viehwaggon überall hin karre, ich aber nie irgendwo ankomme. Wo sind wohl jetzt diese Viehwaggons? An den Fronten zerbombt? In den Arbeitslagern verrostet? Damals wollte man alles in Viehwaggons stopfen. Wusstest du gar nicht, warum ich es hasse, in den Zug zu steigen? Sechs lange Wochen waren wir in einen Viehwaggon gepfercht. Der Mensch ist da drin kein Mensch mehr, er ist ein Haufen Dreck … Was war das für eine Welt?! Aber jetzt ist es vorbei, meine Mutter hatte recht. Alles geht vorbei! Doch bei den Deutschen spricht man dauernd darüber, wie viele Millionen, auf welche Art und Weise … Juden, Zigeuner, Schwule, Kommunisten, Polen, Ungarn … Ihnen ist die Vergangenheit nicht einerlei.

Weißt du, seit dieser Kerl hier war, erinnere ich mich an einiges. Ich hatte versucht, alles auszulöschen. Das Ganze. Dieser Kerl sprach über Waggons, über Russen. Er sagte, dass er unser Lehmhaus vergessen habe, das ihr Haus gewesen sei. Kann man denn sowas vergessen? Was war er denn für ein Mensch? Warum ist er zurückgekommen? Was wollte er hier?

Es war wie in einer kitschigen Fernsehserie. Ein Wandteppich mit Hirschen in der Brunftzeit! Biedermeier. Wie das Försterhaus in einem Sissi-Film! Ich hatte schon alles vergessen. Dieses ganze Land, dieses Dorf, alles. Und da fängt mir diese alte Frau an, über die Liebe zu reden – und sah genauso aus wie meine Oma! Und ich erinnere mich, tatsächlich jemanden geliebt zu haben, entweder sie oder ihre Nachbarin, und dass eine von ihnen den ÁVH-Menschen geheiratet hatte! Den, der damals die Liste mit den Ungarndeutschen für die Ausweisung zusammengestellt hatte. Das ist nicht möglich! Ich bin völlig durcheinander, um Gottes willen! Das Haus muss längst zerfallen sein, dachte ich, muss sich zusammen mit dem ganzen Dorf aufgelöst haben. Verbrannt, explodiert, zerbombt, umgepflügt und mit Mais bewachsen. Dann sah ich auf einmal unser kleines Haus in der Berg-Straße! Unser altes Lehmhaus! Kein Erdhaufen, sondern ein existierendes Haus. Aber das geht mich nichts mehr an! Weder das Haus noch das Dorf! Warum ich überhaupt hingefahren bin? Bald nach der Wende sind sie aus Ungarn nach Deutschland gekommen, zu einem dieser Freundschaftstreffen. Sie haben mich angesprochen, ob ich bereit wäre, was für die »Heimat« zu spenden. Zuerst habe ich nur geschaut: Welche Heimat? Dann hab ich's begriffen. Der Pfarrer bettelte um Geld für eine Pilgerfahrt nach Rom, der Schuldirektor für eine Turnhalle, und auch der Bürgermeister sprach über seine Pläne. Gut, dachte ich, ich spende hundert D-Mark, dann sollen sie mich vergessen! Sie gaben aber keine Ruhe. Holten ein Heft heraus und zeigten, wer wie viel gespendet hatte. Lauter 300er und 500er. Das ist ja der Hammer, gut, sagte ich, hol euch der Teufel, ich gebe euch tausend D-Mark, damit ihr mich in Ruhe lasst! Haben sie aber

nicht. Sie bedrängten mich, dass ich kommen solle. Du bist zu deinen Eltern nach Istanbul gefahren, also packte ich zusammen und bin hergekommen. Was sollte schon passieren? Ich dachte, ich esse ein Gulasch, wir amüsieren uns – und fertig! Da fingen sie aber im Bus an, zu singen. Und die Erinnerungen erwachten der Reihe nach. Als ich im Dorf aus dem Bus gestiegen bin, habe ich geheult. Weißt du, wann ich das letzte Mal geweint habe? Als wir die WM gewonnen haben. Und davor beim Begräbnis meiner Mutter!

Hartnäckig war er. Ich erinnere mich an ihn. Ich war sechzehn oder siebzehn. Er hat mich nicht aus dem Ballsaal in die Dunkelheit hinausgeführt, auf die Bank, wie die anderen Jungs meine Freundinnen. Schön der Reihe nach. Er war gut zu mir, begrabschte mich auch nicht grob. Er versprach, mich zu heiraten. Ich habe lange an ihn gedacht! Wie hätte ich nicht an ihn denken können. Ich hatte auch ein Foto. Es war schon lange verblasst, vergilbt, ein speckiger Fetzen, als ich es weggeworfen habe. Wozu hätte ich es noch behalten sollen?! Die Frau dieses Kerls ist zwanzig Jahre jünger als ich. Und Türkin. Die sind bei den Deutschen wie bei uns die Zigeuner.

Warum fallen mir plötzlich die alten Geschichten ein? Dass wir immer Knödel gegessen haben. Bohnen mit Knödeln. Kraut mit Knödeln. Möhren mit Nudeln. Bohnen mit Hefeknödeln und Dörrpflaumen. Milchsuppe mit Fadennudeln. Schmorkraut und Kartoffelbrei mit Knödeln. Salzhörnchen, wenn wir zu Besuch waren. Weißt du, wann wir das letzte Mal so viel über das Essen gesprochen haben? Im Lager, bei den Russen. Da aber jeden Abend. Wer was anstatt jener Suppe essen würde. Womit einen die Mutter zuhause empfangen würde. Was seine Frau ihm backen würde. Mohnstrudel oder saftigen Nusskuchen? Baklava habe ich damals noch nicht gekannt. Manchmal haben wir uns sogar geprügelt im Lager, nur weil wir nicht entscheiden konnten, ob gefülltes Kraut oder Hühnergulasch die bessere Speise wäre. Das Schnitzel oder die Bratkartoffeln?

Dieser Kerl erzählte, dass er in Deutschland eine Familie gegründet habe. Ja, sogar mehrmals … Seine Schwester sei gestorben. Vor zehn Jahren. Irgendein Tumor. Sie sei operiert worden, habe Strahlentherapie bekommen, dennoch sei sie gestorben. Du weißt, diejenige, die von den Parteigenossen nach Sibirien verschleppt worden war und Holz hacken musste.

Dann war ich gezwungen, dieser alten Frau zu erklären, warum ich sie nicht gesucht hatte. Nur weil ich ihr mit sechzehn was versprochen habe. Verpflichtet mich das deiner Meinung nach noch heute? Ich werde bald siebzig! Na, da tauchte dieser ÁVH-Mensch wieder auf. Er lächelte, johlte, und beim Hereinkommen stieß er mit dem Kopf gegen den Türpfosten.

Also, das war schon ziemlich peinlich, als du hereinkamst und vor ihm auf die Knie fielst. Du warst so betrunken, dass du ihm die Hand küssen wolltest! Die Hand dieses Kerls?! Der mit einer Türkin? Im Namen der Heiligen Jungfrau und Marx und Engels batst du ihn um Verzeihung! Du warst sehr aufgeregt. Zuerst wolltest du ihm alles geben, dann mich sogar mit ihm vermählen! Du sagtest, du würdest in ein Heim gehen! Du nahmst eine Faust Asche aus dem Ofen und streutest sie auf dein Haupt.

Ich musste helfen, den Betrunkenen ins Bett zu tragen. Die Alte quäkte, was nun geschehen solle, weil ihr armer ÁVH-Mensch zuckerkrank sei. Er könne ins Koma fallen. Wir trugen ihn ins Zimmer, legten ihn ins Bett. Die Frau blieb bei ihm, wischte seine Stirn mit einem

nassen Lappen. Ich sah mich in unserem Haus um. Sie haben ein Badezimmer einbauen und Fliesenboden legen lassen. Ich erinnerte mich, wie wir mit nassen Besen Achter auf den Boden gezeichnet hatten. Vor dem Kehren, damit es nicht so staubte. Auch Wasser haben sie angeschlossen, aber auch der Brunnen war noch in Betrieb. Wir haben noch mit Petroleumlampen oder Öllampen geleuchtet. Das waren Zeiten!

Er bat mich, einen Becher mitnehmen zu dürfen! Deinen Becher, aus dem du morgens den Kakao trinkst. Er meinte, sein Großvater hätte ihn aus dem Ersten Weltkrieg mitgebracht! Ich sagte ihm, dass ich ihn nicht beleidigen wolle, aber dies hier sei eine Privatwohnung. Er solle sich freuen, dass wir ihn hereingelassen haben. Beziehungsweise – er kam von selbst. Was bildete dieser Kerl sich ein?!

Ich hätte gerne einen Becher mitgenommen. Opa hatte ihn aus Bosnien mitgebracht, ich erkannte ihn. Unsere Teller waren auch noch da. Die Muster ausgebleicht, aber immer noch in Gebrauch. Mein lieber Gott, neunzigjährige Teller und Becher! Sie gaben mir Opas Becher nicht. Nicht einmal das. Nichts. Aber was hatte ich geglaubt?

Bevor er ging, fragte ich ihn, was er erwartet habe, warum er nach Hause gekommen sei. Nichts – sagte er. Und dass sich hier alles verändert habe. Obwohl sich hier nichts verändert hat, dieser Kerl bildet es sich nur ein. Dann ging er. Ohne ein Wort zu sagen. Er ging einfach.

Der betrunkene ÁVH-Mensch, der Geruch, die Armut störten mich, ich wollte gehen. Die Alte hielt mich zurück. Sie sagte, sie wolle mich um etwas bitten. Ihre Stimme klang ganz anders als zuvor, als ihr Mann noch bei Sinnen war. Sie sagte, dass sie mir den Becher nicht geben könne, weil der ÁVH-Mensch morgens daraus seinen Kakao trinke und dies eine heilige Angelegenheit sei. Aber das zähle doch gar nicht, weil es doch nur ein Ding sei und es auf der Welt nur uns beide gebe! Nichts anderes zähle! Sie umarmte mich plötzlich. Ich hätte sie wegstoßen können. Sie war in keiner guten Verfassung. War nichts mehr als eine alte Frau. Sie umarmte mich, sie krallte sich an mir fest, als ob ihr Leben von dieser Umarmung abhinge. Ich ließ es zu. Ihr Mann schnarchte inzwischen, und sie drückte und drückte und drückte mich. Ich wusste nicht, wie lange es noch dauern würde. Sie weinte. Ihr ganzer Leib bebte. Sie wurde rot im Gesicht. Ich suchte ein Taschentuch, drückte es ihr in die Hand und befreite mich. Sie sabberte. Wollte mich nicht loslassen. Da war mir schon alles klar. Ich sah die Kommode, sah den Platz, wo früher meine Mutter gesessen hatte, sah meinen Vater am Kopfende des Tisches … Hätte auch meinen Platz gefunden … Und den meiner Schwester. Noch einige Augenblicke hätte ich gebraucht. Aber es war vorbei, so schnell wie es gekommen war. Blitzartig sah ich das ganze Bild für eine Sekunde. Aber es war vorbei. Es war ein Fehler, hinzugehen. Ich nahm Abschied von der Alten, sagte ihr, dass ich hier nichts mehr zu suchen habe.

Nachdem dieser Kerl gegangen war, musste ich den Arzt rufen. Er solle dir was geben, damit du mir jetzt nicht etwa stirbst. Weil du doch diesen Blutdruck hast. Seit wann hast du deinen Blutdruck eigentlich? Aber die Medikamente nimmst du nicht!? Und der Arzt sagte, dass du nicht trinken und nicht nervös sein sollest, weil dich am Ende die Nerven umbringen würden. Die Nerven.

ROBERT BALOGH, geboren 1972 im ungarischen Fünfkirchen (ung. Pécs), ist mütterlicherseits deutscher Abstammung. Zu seinen bisherigen Veröffentlichungen (Romane, Lyrik-, Theater- und Märchenbände sowie Anthologien) gehört eine den Ungarndeutschen gewidmete Trilogie (*Schvab Evangiliom*, 2001, *Schvab Legendariom*, 2004, und *Schvab Diariom*, 2007). Balogh erhielt verschiedene Literaturstipendien und Literaturpreise. Einige Erzählungen sind auf Deutsch erschienen.

ILDIKÓ FRANK, Jahrgang 1976, machte im Jahr 2000 ihr Schauspieldiplom an der West Universität Temeswar (rum. Timișoara) und hatte zwischen 2004 und 2017 die Leitung der Deutschen Bühne Ungarn inne. Sie ist Gründerin und Betreiberin der Theaterfirma »Theater Jetzt«, Betreiberin der Märchenserie für den Unterricht der deutschen Sprache in Ungarn »Märchen aus dem Koffer«. Als freiberufliche Schauspielerin unterhält sie gemeinsame Projekte mit dem Lenau Verein Pécs und mit dem Verein für Ungarndeutsche Kinder. Darüber hinaus ist sie als freiberufliche Übersetzerin tätig.

ANDREAS KOSEK, geboren 1959, studierte Theaterwissenschaften und Germanistik in Wien. Seit 1993 hat er die Co-Leitung von www.teatro-caprile.at inne und betätigt sich in Dramaturgie, Regie und Schauspiel. Er wirkt an verschiedenen Projekten des Budapester Ensembles, des Theater Arche (Wien), des Gemeindebautheaters (Wien) sowie in TV- und Kinofilmen mit.

Turner

Von Noémi Kiss

Aus dem Ungarischen von Eva Zador

Im Ferienort gab es zwei enge, geschotterte Straßen. In der einen wohnten im Sommer die Fußballer und in der Parallelstraße, der Bethlen-Gábor-Straße, die Schwimmerfamilien. Generationen, die im Wasser aufgewachsen waren. Wenn sie mit dem Sport aufhörten, wurden sie Trainer, besuchten die Universität, ohne eine Aufnahmeprüfung ablegen zu müssen. Sportärzte, Zeitmesser, Schiedsrichter. Die Familienmitglieder des Olympiasiegers Novák verbrachten ihren Urlaub in dem Haus an der Ecke. Das Haus, mit Arkaden und Veranda, war knallgelb gestrichen, die drachengrünen Fensterläden öffneten sie nie, damit es drinnen auch bei größter Hitze kühl blieb. Ihr schattiges, längliches Grundstück war voller Tannenzapfen und Harz. Die Badeanzüge hängten sie im hinteren Teil des Gartens am Pflaumenbaum auf. Sie hängten sie mit Wäscheklammern an die Leine, es blieben nur ein paar Stunden Zeit, damit sie bis zum nächsten Training trockneten. Neben dem Pflaumenbaum standen eine Holzbank und eine Truhe, in der wurden die Schwimmflossen und die Bojen aufbewahrt, die Pumpe und die Taucherbrillen, die Decken und die zerschlissenen Bastmatten. Wenn es sich so ergab und am Vorabend im Radio gutes Wetter vorausgesagt wurde, dann gingen sie am frühen Morgen durch den Wald zum Ufer hinunter. Sie schmierten sich mit Fett ein und schwammen nach Almádi hinüber, um dann mittags mit dem Schiff nach Siófok zurückzukommen. Den Fahrplan hatten sie ausgerechnet.

Zum Aufwärmen machten sie am Steg vierzig Liegestütze. Das seichte Wasser am Schilf war frühmorgens ziemlich kalt, fast eisig. Kalt, aber klar, nahezu durchsichtig. Man konnte gut sehen, wie die Aale an den Ufersteinen auf Jagd gingen, etwas weiter drinnen die Zander. Es dämmerte noch. Die Sonne war rot, die Planken des Stegs feucht vom Dunst. Warm wurde es erst gegen elf. Da bedeckten die Mückenlarven den See, und am Steg schäumte das Wasser. Bis dahin hatten sie schon vier Kilometer zurückgelegt, im Kraulen, der Vater und die beiden Novák-Schwestern. Dass sie hinausgeschwommen waren, wusste man, weil ihre zerschlissene Bastmatte im Gras lag, sie hatten Steine darauf gestreut, ihre Trainingsanzüge lagen beim Zugangssteg. Die Schwestern hatten Angst vor dem Älterwerden, also hielten sie ihre Körper fit.

Dagegen lagen, wenn man den Goldstrand entlangspazierte und ganz bis zum FKK-Teil am Strand von Sóstó lief, lauter mollige, beleibte, dicke Körper auf den Handtüchern. Körperhaufen, die auf den seidigen Sandboden des Strandes Kugeln zeichneten. Wenn sie sich umdrehten, blieb der Abdruck der Luftmatratze zurück, sie schwitzten. Geröstete Wangenbraten schnappten nach dem nächsten Bissen. Hautsülzen wabbelten bei jeder kleinsten Bewegung. Vormittags legte sich häufig eine sonderbare Ruhe über den Strand, nur das Geräusch des Schmatzens und Schluckens durchbrach das gleichmäßige Rauschen des wogenden Wassers. Das Auspacken und Essen, das Knistern der Plastiktüten, das Schlucken des schäumenden Bieres, das Aufschneiden der Melonen und das Wegwerfen der Schalen. Ein Rascheln und hier und da ein spitzer Schrei auf den Luftmatratzen weit weg am Anglersteg. Als wollte der Großteil der Gesellschaft sich seine störenden Gedanken mit Essen und Gewichtszunahme vertreiben. Fehler und Lügen verwandelten sich in Fett. In gebratene Hähnchenkeulen, mit Nuss gefüllte Palatschinken.

Gegrillt und gekocht der rohen Zeit entfliehen. Wie die Mutlosigkeit des Meisters nach dem Wettkampf. Verstummt, weil ihn keiner mehr feiert, wenn die drei hymnischen Augenblicke der Siegerehrung vorbei sind. Es folgt die Zeit des Hochleistungstrainings. Beschimpfungen, Verrat, Druck. Die wortkarge und harte Trainingsarbeit. Schläge und Schlägereien wegen der Wettkämpfe, das Gebrüll des Trainers. Wegen der Ausreise. Wer ist es, der dieses wundervolle Land wenigstens für ein paar Tage verlassen kann? Je mehr Zeit vergeht, desto schwerer ist es zu ertragen, wenn sich keine Ergebnisse zeigen. Wenn kein Sieg zu verzeichnen ist. Selbst dann, wenn einem eingeredet und man damit getröstet wird, auch einmal faul im Gras liegen zu können. Dass man dafür hart gearbeitet, bis zum letzten Atemzug für die Volksrepublik gekämpft hat. Ohne Luft zu holen. Doch es werde alles gut, die wohl verdiente Pause komme. Und der Ruhm. Und mit dem Ruhm die Freiheit, denn dann habe man das Recht auf Wohlstand. Auf Einkünfte und die Möglichkeit, auszubrechen. Dann könne man verreisen und würde garantiert nicht mehr am Balaton Urlaub machen, sondern an der Riviera oder in Long Beach.

Was blieb, war das reglose Herumliegen. Die Krise und die Stille der Ohnmacht. Die unterdrückte Anspannung, die zusammengepressten Zähne. Der Rausch lebt im Fleisch, in der Haut. Zwischen speckigen Falten, in angeschwollenen Muttermalen.

In einer dieser Straßen wohnte ein Ersatzspieler der Goldenen Elf. Dort, wo die Schmiede den grünen Eisenzaun mit gelben Blumen verziert hatten. Am Kirschbaum hingen zwei riesige Haken, an diese hängte er die Aale. An den Stamm gelehnt stand der Fischgreifer, mit dem er den Aal am Kopf packte, um ihn dann mit einer einzigen Bewegung zu häuten. Er riss ihm die graue, schleimige Haut samt Schuppen ab, warf sie in eine Schüssel, die die Katzen ausleckten. Aus den Fischen kochte seine Frau ein Kesselgulasch, sie war Turnerin, zweifache Landesmeisterin am Schwebebalken. Wenn sie zu viele Aale gefangen hatten, gaben sie den Ostdeutschen welche ab, die diese dann genüsslich verspeisten. Seine Frau brachte sie zu den Nachbarn hinüber, wenn sie die Schüssel hochhob, blieben ihr die Schuppen am Arm kleben, sie glitzerten im Sonnenschein. Selbst im Winter verließ der legendäre Fußballer sein Haus nicht und heizte im Ölofen ein. Seine Zeit als Rentner verbrachte er ausschließlich mit Angeln. Er baute mehrere hundert Meter vom Ufer entfernt einen Steg in den See. Bei diesigem Wetter waren sowohl der Fußballer, wie er rauchend in seinem Hut mit breiter Krempe dasaß, als auch die Bretter unsichtbar. Er angelte die ganze Nacht,

sogar im November ruderte er noch auf den See hinaus und nahm dazu all seine Ruten mit. Zu dieser Jahreszeit schäumte der Nebel, und die Sonne zeigte sich erst gegen Mittag, der Herbst war immer nasskalt. Das war es, was der Fußballer so sehr liebte, zu Nebel zu werden, ein unsichtbares Leben zu leben.

Der Nachbar des Fußballers, der die andere Hälfte des Doppelhauses bewohnte, war Masseur bei der Nationalelf, und der Nachbar, dessen Garten sich hinten an sein Grundstück anschloss, saß seit Jahren im Turnerbund und lehrte an der Sporthochschule. Er war ein Mann mit Einfluss. Machte sich wortwörtlich überall breit. Fettkloß, so nannten ihn böse Zungen, denn er war so dick, dass er in seinen letzten Jahren mit dem Rollstuhl ans Ufer hinuntergeschoben werden musste. Die Soldaten der Volksarmee hatten ihm einen eigenen Zugang zum See gebaut, von dort wurde er mit einem speziellen Kran ins Wasser gelassen. Die Fußballer-Söhne und ihre Frauen, deren Augen grün und Haare goldfarben waren, begleiteten ihn an den Strand. Silberketten hingen ihnen um den Hals. Sie wollten einander und der ganzen Welt gefallen. Fußballerfrauen haben eben Vorrechte. Eine Plattenbauwohnung in Buda, ein Auto ohne Wartezeit, sogar die Farbe durften sie sich aussuchen. Hotelurlaub in Balatonfüred und Segelboot. Einkaufsmöglichkeiten im Dollarladen. Äußerlich waren diese Ehefrauen alle gleich. Im Kattunkleid, im Bademantel oder im Minirock, im selben Bikini und in Flipflops stolzierten sie den Strand entlang und besprühten sich ihre enthaarten Achselhöhlen mit ausländischen Parfüms. Sie dufteten vor sich hin und saßen lange im seichten Wasser, um mit ihren Auslandsreisen anzugeben. Verbrachten ihre Urlaube in Jugoslawien. Und ihre Haare machten sie nie nass.

Wie ein großer Strandball oder ein Globus, dem man auf dem Schulhof einen ordentlichen Tritt versetzt hat, rollte der Präsident des Turnerbundes auf der Wasseroberfläche. Vielleicht war er damals auch schon Mitglied des Internationalen Olympiakomitees, keiner verstand, wie man es ohne gehen oder sich bewegen zu können, überhaupt so weit bringen konnte. Ihm aber bereitete das keine Schwierigkeiten: Er schob den ganzen nationalen Sport regelrecht vor sich her und erfreute sich größter Beliebtheit, war oft im Fernsehen zu sehen, wo er sich ständig dazu äußern musste, was er von den zukünftigen Meistern hielt. Speckig und unrasiert füllte sein rosafarbenes Gesicht den ganzen Bildschirm. An seinem Arbeitsplatz fürchtete man sich vor ihm, weil der Präsident des Turnerbundes so brüllen konnte, dass schon einige weinend aus dem Gebäude gerannt waren. Ebenso wie der Präsident des Schwimmverbandes, der sein bester Freund war. Dieser schlug sogar gerne einmal mit seinem Stock namens Julchen um sich, verstand allerdings nichts von rechtlichen Sachen. Der Ersatzspieler der Goldenen Elf, sein Nachbar am Balaton, hatte für ihn arrangiert, dass einer seiner Söhne in Tatabánya Stammspieler werden konnte. So ließ ihn der Präsident des Turnerbundes wenigstens in Ruhe, der ihm früher schon einmal damit gedroht hatte, ihn aus seinem Ferienhaus am Balaton zu klagen, und dann hätte er nicht gewusst, wo er seine Aale zum Häuten aufhängen sollte.

Während der Präsident nun so dahinrollte, lachte er heiter. Sein ganzer Körper schüttelte sich vor Lachen. Er wälzte sich voran, und das Ufer widerhallte von seinem Gewieher. Aus seinem Mund spritze das schlammige Wasser. Er kugelte sich auf den Wellen. Schluckte das Wasser und spie es in hohem Bogen wieder aus. Als würde er

sich erbrechen, auf seinem Gesicht zeigte sich ein Gefühl der Erleichterung. So ungetrübt glücklich hatten ihn seine Kinder noch nie gesehen. Es bewegte sich nur noch sein Mund, sein ganzer Körper kribbelte vor Freude, kein offizielles Abendessen, keine Prämie, keine Reise nach Mallorca, Los Angeles oder Kuba, nichts auf der Welt hatte seinem Körper jemals ein derart besonderes, kribbelndes Gefühl gegeben wie dieses Gewässer, sein Lieblingssee. Nirgendwo auf der Welt hatte er einen solchen lauwarmen, seidig silbernen Sonnenuntergang gesehen wie am Balaton.

Die Söhne warteten auf seinen Tod. Sie standen dort am Ufer. Beobachteten mit Argusaugen, wie Fettkloß abends badete, seine Haut einweichte. Dass er ertrinkt, wollten sie nicht. Vor einem spektakulären Tod hatten sie Angst, sie fürchteten die Polizei. Die neugierigen Anrufe der Trauergemeinde. Die Mythen. Lieber sollte er morgens einfach nicht mehr aufstehen. Einen Herzstillstand erleiden. Oder vor dem Mittagessen ohnmächtig werden. Oder es sollte, wenn er etwa wegen des Insulins ins Koma fiel, einfach nicht lange dauern. Sie wollten ihn nicht weiter pflegen, leiden sehen. Er widerte sie an, stieß sie ab. Es waren das Ferienhaus als Erbe und die Beziehungen ihres Vaters, was sie beschäftigte. Wäre er tot, könnten sie endlich alles selbst erledigen. Das war es, was ihnen ständig durch den Kopf ging. Fettkloß könnte sich nicht mehr überall breit machen.

Kurz darauf starb er wirklich. Der Präsident der Turnerbundes litt und quälte sich wie ein gehäutetes Schaf, dessen Fleisch er mit viel Knoblauch sein ganzes Leben lang so gern als Gulasch verzehrt hatte. Vergebens hatte seine Frau nach Kalifornien telefoniert. Man schickte ihm zwar allerlei Medikamente aus dem Irvine Institute, doch nichts half. Seine Därme waren aufgedunsen, und das Gewebe hielt nicht mehr. Nach sieben Eiern mit gebratenem Speck platzte sein Dickdarm an einem Herbstmorgen. Er krümmte sich und schrie vor Schmerz. Stundenlang wand er sich im Todeskampf. Er warf seine Arme hin und her, schlug sich auf die speckigen Schenkel und schüttelte unfreiwillig den Kopf. Seine Augen waren blutrot unterlaufen.

Es folgten Streitereien und Prozesse, und schließlich wurde das ebenerdige, kellerlose Ferienhaus in drei Teile geteilt. Sie befreiten den verwahrlosten Garten vom Unkraut, fällten die Trauerweide und die Tanne und pflanzten eine Reihe Thujen, so wie sie es in Österreich bei einer Reise nach Wien gesehen hatten. Sie waren die Ersten, die in dem Städtchen am See eine Buchsbaumhecke besaßen. Jeder von ihnen bekam eine kleine Kochnische. Im Schlafzimmer hatte ein französisches Bett Platz, aufs Klo musste man allerdings hinten im Garten gehen. Die Fußballer kauften sich Westautos, der eine einen Opel, die anderen beiden jeweils einen Ford. Egal, wo sie ein Spiel hatten, brachten sie von ihren Reisen Schallplatten mit nach Hause. Sie stopften sich die Taschen mit Parfüms, Limonadendosen und Schokolade voll, um das dann im Sommer zu verkaufen. Man musste dreimal klingeln und Dollar mitbringen, nur damit konnte man bezahlen. In ihrem Würfelhaus entstand ein richtiges Lager.

Bei dem, der ein Jahr in Tatabánya in der Stammmannschaft gespielt hatte, konnte man die Bestellung aufgeben. Innerhalb von einem Monat besorgte er alles. Egal was, seien es Strümpfe oder BHs. Wenn er ins Trainingslager fuhr, schrieben sie an den Zaun *Szoba kiadó – Zimmer frei* und *Parfüm zu verkaufen*. Der Präsident des Turnerbundes hatte hinter dem Haus sogar eine Garage, wenn auch nicht allzu groß. Früher hatte er dort sein Boot, die Ruder und die Angelruten, die Angelschnüre und Kescher

aufbewahrt. Sogar einen Kühlschrank gab es hier. Die Soldaten der Volksarmee hatten in der Garage Strom verlegt, daher konnte man sie auch vermieten. Der Schuppen war voll mit Gästen aus Jena, denn dort spielte der Fußballer später, manchmal aber auch in Dresden, Bremen oder Stockholm. Die Vermietungen zahlten sich aus, deshalb überlegte er, früher oder später das Land zu verlassen.

Er traf Vorbereitungen für eine Reise nach Amerika. Es gab Stiftungen, die er anschrieb und bei denen er über das Regime und die existenziellen Schwierigkeiten klagte. Die Sportler wurden allgemein wohlwollend empfangen. Nun musste er nur noch in der Partei erwirken, politischer Flüchtling werden zu können. Alles kehrte sich ins Gegenteil: Er beschaffte sich bei den einstigen Vasallen seines Vaters eine Ausreisegenehmigung nach Wien. Schließlich entschied sich der Fußballer für Denver. In Tatabánya hatte es Bergleute gegeben, die ausgewandert waren und in ihren Briefen über lauter positive Sachen berichteten. Auf die Umschläge klebten sie außergewöhnliche Briefmarken, und schon allein diese Bilder und Farben überzeugten ihn davon, dass Amerika viel besser wäre als dieses Kaff am Balaton. Dort fuhr man mit riesigen Pickups auf sechsspurigen Autobahnen. Autokinos, Drive-in-Restaurants, Cola, Hamburger, das genügte dem Fußballer voll und ganz. Unglaubliche Entfernungen, das Symbol der Freiheit. Und außerdem Klimaanlagen, Kühlschränke, Staubsauger, Wolkenkratzer. Prothesen, Medikamente, Popmusik und Jazz, Luxusvillen in der Wüste von New Mexico. Die riesigen Wasserfälle des Colorado, der Rio Grande und dann die texanischen Ölfelder, und mindestens ein eigenes Ferienhaus, ein Wohnwagen und ein Holzhaus. Der Fußballer las die Briefe der Bergleute gerne und lernte fleißig Englisch. Aber nicht nur er, auch seine Frau. Als dann die Benachrichtigung von der Botschaft eintraf, dass man ihnen die Ausreisegenehmigung erteile, blieb ihnen nur eine Nacht, um alles zusammenzupacken. Am nächsten Morgen stiegen sie in den Zug nach Wien und ließen ihr privilegiertes Leben in der Hoffnung auf ein noch besseres Leben zurück.

Egel

Von Noémi Kiss

Aus dem Ungarischen von Eva Zador

1.

Der Lehmboden vor dem Schilf am Ufer ist grau und glitschig vom Algenschleim. Die Umrisse der Pfütze zeichnen eine Landkarte, in der sich der ganze See, die Schäfchenwolken und der rote Himmelsrand spiegeln. Die Lichter lenken die Blicke auf den Horizont, Sonnenuntergang und Erdgeruch, Schlammduft. Meine Füße patschen durch den Algenschleim, er ist zähflüssig, kitzelt mich beim Rennen an den Sohlen. Wenn ich im Lehm grabe, eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, bekomme ich Trauerränder, unter den Achseln, an Armen und Beinen werde ich ganz schwarz. Der Lehm lässt sich tagelang nicht ordentlich abwaschen. Ich verschmiere ihn, schlüpfe in eine neue Haut. Mir wächst ein Chitinpanzer, und ich verwandele mich in einen kleinen Käfer, der sich tarnt. Unter dem Lehm kann alles passieren.

Gestern Nacht schüttete es eine ganze Stunde lang. In die Küche hatte es von der Terrasse aus hereingeregnet, mein Vater versuchte heute, das Loch mit Plastik abzudecken, aber es half nicht viel, mittags regnete es wieder. Die Tüten zerrissen, so viel Wasser klatschte drauf. Als der Regen endlich aufhörte, war mein Vater ziemlich froh. Im Radio wurde durchgesagt, dass Breschnew ins Krankenhaus eingeliefert worden sei, Erschöpfung, Sanitäter hatten seinen faulenden Körper von der Tribüne getragen. Vater lachte schallend.

Wenn man barfuß in die Pfützen tritt, klammern sich einem Egel an die Knöchel. Ich hebe schnell die Füße. Die heiße Sonne trocknet das Ufer, der Sandstrand wird runzelig. Ich beeile mich, damit mir diese dreckigen kleinen Fremden nicht das Blut aussaugen. Ich hüpfe gern über den Lehmboden, durchpflüge ihn, bis er glitschig wird, wenn ich über ihn hinwegrutsche, ist mir dabei immer ein bisschen schwindlig. Ich rutsche aus, was macht das schon, ein paar Stürze kann ich locker einstecken, am liebsten falle ich auf meinen Oberschenkel oder klatsche auf den Bauch, mitten hinein. Meine Beine sind am nächsten Tag ganz lila, genauso wie nach den Schlägen, aber das hier ist viel besser. Sich im Schlamm auf die Schnauze legen. Im Herbst und im Frühjahr gehe ich aus dem Dorf in Gummistiefeln an den Balaton hinunter, aber jetzt ist Sommer, da bin ich den ganzen Tag barfuß. Vor gar nicht langer Zeit habe ich

ein Paar Gummistiefel vom Sozialamt bekommen, aber meine Mutter hat sie mir sofort weggenommen, als ich mit ihnen zu Hause angekommen bin. Sie passen ihr, darin treibt sie am Abend die Ziegen vom Dorfrand heim. Gut, dass wir manchmal solche Sachen bekommen. Sonst ist dieses Amt ja einen Scheißdreck wert, alte Schachteln, zu nichts nütze, sagt meine Mutter, wenn die Frau von der Fürsorge oder die Sozialarbeiterin vom Jugendamt kommt, hat sie immer ganz rote Ohren.

Bei jedem Schritt sehe ich die kleinen Blutsauger, schwarz und nackt warten sie im trüben Wasser schwebend auf ihr nächstes Opfer. Das hier ist ihr Versteck, beim Wettrennen gewinnt, wer die Sohlen nicht voller Egel hat. Ich habe noch nie gewonnen. Immer gewinnt die Kati. Meine Freundin, die Kati mit der Krüppelhand. Sie hat das schönste Gesicht im Dorf. Ich schaue sie gern an, und es macht mir Spaß, mit ihr am Seeufer entlangzurennen. Ich wäre gern ein Egel oder Katis Gesicht.

2.

Ich gehe zur Volksschule, mein Zeugnis ist nicht besonders gut. Als mich die Nachbarn miauend fragen, na, was für Noten hast du denn bekommen, zucke ich mit den Schultern, renne barfuß durch das Schilf und springe vor der untergehenden Sonne vom Steg ins Wasser. *Dreckige kleine Göre*, ruft der Nachbar. *Verdammte kleine Schlampen*, das sagen sie auch, wenn wir Pfirsiche klauen. Und das machen wir wirklich, weil wir Pfirsiche mögen und im Sommer ständig Durst haben. Ich schwimme im Delfin auf den Grund des Sees, bohre meinen Kopf in den Schlamm, drücke Arme und Hände an meine Schenkel, so ist es am besten. Ich tauche im Wasser unter. Nicht einmal vom Mond aus kann man mich sehen, nicht einmal vom Ufer aus, von nirgendwo. Ich bin einfach nicht, bin nur ein kleiner Punkt oder nichts. Wenn du ein Mädchen bist, dann bist du niemand, so kann man sich prima verstecken. Jetzt ist es schon gut, unter Wasser bin ich frei und taub. Ich drücke meine Haare in den Schlamm. Später, als ich an der Anglerleiter hochklettere, zerreißt mir ein aus dem Steg herausragender Eisennagel den Badeanzug. Ich werde wütend. Von meiner Mutter werde ich dafür eine schallende Ohrfeige bekommen, weil ich nur einen Badeanzug habe, und den brauche ich für die Turnstunde. Aber sie schmiert mir höchstens eine, und dann näht sie ihn sowieso. Mich interessiert das nicht. Es ist mir egal. Einmal mehr oder weniger Mist gebaut. Sie hat mich eh nicht lieb, nur ich habe sie lieb.

Ich weiß es im Vorhinein, rechne mir alles aus. Als ich nackt nach Hause laufe, habe ich schon gar keine Angst mehr, ich werde mich einfach vor meine Mutter hinstellen, wen kümmern schon, ein, zwei oder drei Flecken im Gesicht. Ich will sowieso Katis Gesicht sein. Oder das Gesicht von irgendjemand anderem, nur nicht mein eigenes. Meins hat Sommersprossen, ist weiß, und meine Augen sind klein. Meine Ohren stehen ab.

Das Gesicht ist der Spiegel der Seele, und die Seele steigt empor, daran denken Kati und ich immer, wenn wir vom Steg einen Köpper machen. Kati drückt sich ihre krüppelige Hand an den Brustkorb und holt mit der anderen weit aus, mit den Füßen paddelt sie kräftig. Sie kann im See sehr schnell schwimmen, ich hole sie kaum ein. Mit einem Arm hat sie den Schulwettkampf für die Jungpioniere gewonnen. Hat dafür Schwimmflossen bekommen, auch die bringt sie mit. Wenn ihr großer Bruder von zu Hause weggeht, sind wir frei. Ihr Bruder hat nämlich eine Freundin, und mit

der hat er jeden Samstag Sex. Der Samstag ist unser Lieblingstag. Sogar im Sommer, weil meine Mutter dann Fleisch kocht. Von irgendwoher besorgt sie immer ein Hähnchen, sonst haut mein Vater nämlich auf den Tisch. Der Samstag ist also ein klasse Tag, auch im Winter. Wenn der See zufriert, laufen Kati und ich hinunter, um eine Schneeballschlacht zu machen oder zu rutschen, man kann sogar auf ihm Schlittenfahren, dazu nehmen wir ein Holzbrett mit. Das Eis glitzert, es funkelt. Ein blauer Spiegel. Ich sehe in ihm Kati. Er zersplittert, wenn wir mit voller Kraft drauftreten.

Vor dem nächsten Sprung reiße ich meine Arme hoch. Die Sturmmöwen fliegen auf, als ich ins Wasser klatsche, zurück bleibt nur ihre grünlich-schwarze Kacke. Ich habe jetzt keine Lust, sie mir auf dem Arm zu verschmieren. Kati und ich essen manchmal davon. Sie schmeckt lecker, so wie grüner Rotz. Wir schmieren sie uns auf den Bauch, auf die Beine. Wir sind die Kacke. Salzige Kacke.

Heute darf Kati nicht mit mir zum Balaton. Weil der Krankenwagen gekommen ist.

Als ich wieder hinausklettere und noch einmal springen will, schwimmt der Faden auf dem Wasser, mein Badeanzug reißt weiter auf. Es hat keinen Sinn, ich ziehe ihn aus und werfe ihn beiseite.

Ich bin nackt. Die heiße Sonne bleicht die Planken aus, bleicht meine Haare aus, als ich am Abend im Dunkeln vom Strand nach Hause gehe, brennt mir der Rücken. Im Gesicht habe ich rote Flecken, mein ganzer Körper glüht. Ich habe einen Sonnenstich.

Meine Mutter ist wütend, sie setzt mich auf die Anrichte. Sanft reibt sie mich mit einem kalten, nassen Schwamm ab. Ich bekomme Gänsehaut. Wir warten ab, bis ich trockne, sie gibt mir ein Hörnchen. Und zum Hörnchen kalten Kakao. Sie weiß, dass ich mich vor der Haut ekle, und nimmt sie sogar ab, ich tue ihr leid. Als ich den letzten Rest hinuntergeschluckt habe, spült meine Mutter die Becher ab und legt mich auf das Sofa in der Küche. Sie streichelt mich, küsst mich, zieht mein Gesicht an ihre großen, weichen, warmen Brüste. Sie schmiert mir den ganzen Körper mit saurer Sahne ein, meinen Brustkorb, meinen Rücken. Die Innenseite meiner Schenkel und meinen Hintern dann gründlich mit Kefir. Die saure Sahne ist nämlich aufgebraucht. Für mein Gesicht bleibt kaum etwas übrig, dabei tut das am meisten weh. Auf meine Stirn legt sie einen kalten Umschlag. Mir fließen die Tränen aus den Augen meine Nase entlang, bis zum Mund, ich versuche, das Weinen zu unterdrücken, schaffe es aber nicht mehr. Meine Mutter wischt sie ab. Wieder küsst sie mich. Ich bekomme Fieber, die ganze Nacht zittere ich wie die Blätter an den Espen am Dorfrand, wenn der Wind kräftig weht.

Meine Mutter ist wütend, weil sie den ganzen Tag über nicht wusste, wo ich war. Jetzt sagt sie es schon, weil sie sieht, dass es mir besser geht, sie habe mich gesucht, nach mir gerufen, ich hätte helfen sollen. Das Huhn schlachten, sie habe aufgeräumt, gekocht und danach Aprikosenmarmelade gemacht. Stundenlang die Aprikosen geschält. Morgen koche sie Letscho, sie hat Paprika und Tomaten bei den Nachbarn gekauft. *Du hättest nirgendwo hingehen dürfen. Hast du verstanden?* Sie waren teuer, auch die Eier sind teurer geworden. Wir haben kein Geld, ich muss zu ihrem Bruder gehen, um welches betteln, auch heute hätte ich gehen sollen, aber ich war nicht aufzufinden. So habe sie das Hähnchen noch nicht einmal bezahlt. Morgen müsse ich

losgehen und Geld von den Verwandten beschaffen. Es wäre für alle besser, wenn ich jetzt nicht krank werden würde.

Mit meiner Mutter ist es gut, weil sie mich noch nie nach meinem Zeugnis gefragt hat. Und weil sie vergessen hat, dass ich am Morgen im Badeanzug zum Strand hinuntergegangen bin. *Du warst den ganzen Tag nackt*, *du dummes*, *kleines Huhn*, sagt sie, und darüber freue ich mich, weil sie sonst viel hässlichere Sachen sagt. Meine Mutter hasst die Jungpioniere, die Lehrer und den Direktor, die Internationale, die hasst sie aus tiefstem Herzen, und János Kádár, den auch.

Der Balaton ist von uns acht Kilometer weit weg, und meine Mutter glaubt, ich sei splitterfasernackt durch das Maisfeld gelaufen. So blöd ist meine Mutter manchmal, dabei wachsen meine Brüste schon, und meine Muschi ist behaart, es würde meine Mutter auch nicht stören, wenn ich nackt wäre, aber sie sieht mich immer nur mit ihren eigenen Augen. Hat keine Ahnung, dass mich die Kinder im Dorf seit Jahren wegen meinem Gesicht verspotten. Dass ich Kati liebhabe. *Man hätte euch auf den Müll werfen sollen*, sagt sie immer, wenn Kati zu uns rüberkommt und wir etwas ausfressen. Sie mag es nicht, wenn wir uns hinterm Haus verstecken und bei der Scheune zündeln. Kati hatte sich ausgedacht, dass wir die Haare an unserer Muschi anzünden sollten, weil die eklig sind. Wer will schon, dass es immer zwischen den Beinen juckt. Mir hat meine Mutter dafür eine Ohrfeige verpasst, Kati ist sie nur mit voller Kraft auf den Fuß getreten, Kati sei degeneriert und überhaupt, wozu zum Teufel sei sie auf die Welt gekommen, wenn sie ärgerlich ist, spricht sie solche Sachen locker laut aus.

3.

Ich liege im Bett. Es ist Abend, ich kann nicht schlafen. Es tut mir leid, dass Kati heute nicht kommen durfte. Ich sehe vor mir, wie sie mit den Schultern zuckt, ihre schöne, schlagkräftige Hand auf den Bauch legt und kichert. Wohin ist der Krankenwagen wohl mit ihr gefahren. Wo mag sie jetzt sein? Was ist mit ihr passiert?

Sie fehlt mir sehr. Wer wird mit mir den Urlaubern aus Budapest die Uhren klauen? Am Strand die DDR-Mädchen kneifen? Ihre trockenen Haare nasspritzen? Kati und ich schnappen uns immer ihre Handtücher, während sie baden. »Gestollen!« »Gestollen!« Es macht so viel Spaß, mit Kati zu klauen und dann wegzurennen.

Meine Schultern zittern, an den Armen habe ich Gänsehaut, mein Gesicht brennt. Als hätte man mir Flammen aufs Gesicht getan, eine Maske, eine brennende Maske. Es will nicht vorbeigehen. Am meisten brennt es da, wo ich mich tagsüber mit Lehm vollgeschmiert habe. Ich höre den Atem meiner Mutter aus der Küche, ein bedrohlicher Atem. Sie liegt auf dem Sofa. Im Sommer schläft sie dort neben dem Taschenradio, damit sie morgens, wenn sie sich eine frische Schürze anziehen will, nicht durch die gute Stube gehen muss. Da haben wir nämlich sogar einen Teppich, und der würde dann schmutzig werden. Meine Mutter geht abends oft dreckig ins Bett. Sie wäscht sich nicht, wozu auch, das Brunnenwasser ist kalt. Sie badet nur, wenn sie an dem Tag in die gute Stube gehen muss. Sonntags, an Ostern, Weihnachten und Pfingsten. Im Schlaf schnarcht sie und leckt sich ihre Spucke ab, kratzt sich, sie hat Läuse und die Krätze. Ich weiß es, weil ich es unter ihrem Höschen gesehen habe. Meine Mutter meint, das Höschen sei ein Geheimnis. Ein dreckiges, schmutziges kleines Geheimnis. Ich sehe von weitem, wie sie im Schlaf schwitzt, ihre Stirn ist ganz nass. Sie wälzt sich, dreht sich hin und her. Reibt sich zwischen den Beinen.

Meinen Bruder haben sie vor drei Tagen mitgenommen. Ein Mann und eine Frau sind gekommen, meine Mutter musste ein Papier unterschreiben, und sie haben ihn mitgenommen, meine Mutter hat geweint, dann ist sie mit der Waschschüssel zum Brunnen rausgerannt. Sie hat sich das Gesicht abgewaschen, damit sie nicht mehr weinen muss und weiter auf dem Acker arbeiten, hacken kann. Mein Vater hat den ganzen Tag Holz gesägt, einen Nagel ins Brett schlagen wollen, aber seinen Fuß getroffen, er hat geschrien, sah furchtbar wütend aus, dann trank er Bier. Schnaps und dann Bier. Mit seinem jodbeschmierten Fuß ist er die ganze Nacht verschwunden.

Jetzt schlafe ich allein im Bettchen. Meine Beine hängen hinunter. Ich muss klein bleiben, dann nehmen die vom Amt mich nicht mit. Jetzt bin ich schon fast eingeschlafen. Ich schrecke auf, weil mein Vater zur Tür hereinfällt. Es dämmert schon. Er schlägt mit dem Kopf auf den Fliesen auf.

Der Hahn kräht, die Schweine gehen auf und ab, ich höre, wie sie im Schlamm waten.

Mein Vater liegt in der Küche, ausgestreckt auf den kalten Fliesen. Meine Mutter steht auf, steigt über ihn hinweg. Sie kommt zu mir herein, deckt mich zu, weiß nicht, dass ich die ganze Nacht keine Minute geschlafen habe. Sie weiß nicht, dass ich alles höre. Sie gibt mir einen Kuss, ihr Atem stinkt, trotzdem mag ich ihren Mund, er ist zart und weich. *Hab keine Angst*, flüstert sie ins Kissen.

Meine Mutter hat mir gesagt, sie hätte Angst, dass sie mich mitnehmen wie meinen Bruder, weil er auch nichts Schlimmes gemacht hat und sie ihn trotzdem ins Heim gebracht haben. Meine Mutter hat mir einen Christus aus Blech gekauft und unters Kissen gesteckt. Der soll mich vor den bösen Menschen und vor dem Heim beschützen. Aber ich darf niemandem in der kommunistischen Schule erzählen, dass wir einen Christus im Bett haben.

Seit drei Tagen sticht er mir ins Gesicht. Sie betastet den kleinen Christus und geht hinaus.

Ich brauche keinen Christus, in der Schule sagen wir jeden Tag in der ersten Lesestunde, »es gibt keinen Gott«. Wozu dann ein Gott unter meinem Kissen? Ich ekle mich vor seinem Geruch, Mutters Christus riecht nach Eisen.

Meine Mutter spinnt mit diesem Gott, sie hat sich den nur ausgedacht, der Blech-Christus stinkt. Ich glaube, mein Badeanzug ist wegen ihm zerrissen, und wegen ihm habe ich auch ein schlechtes Zeugnis. Es passieren lauter schlechte Sachen mit mir, seit er hier herumliegt.

Meine Mutter geht zum Melken, mein Vater schnarcht. Ich stehe auf, gehe zum Brunnen hinaus und werfe den Christus hinein. Als er hinunterstürzt, schlägt er auf dem Grund auf. Das ist ein gutes Zeichen. Bestimmt sind die zwei Sanitäter wegen ihm zu Kati gekommen. Warum ist das schlimm, wenn wir das wegbrennen, was wir nicht brauchen? Ich will nicht behaart sein. Kati hat auch noch gesagt, wir sollten unsere Brüste abschneiden. Ich kann es kaum erwarten, dass sie nach Hause kommt. Ihr Vater hat ein scharfes, altes Schweizermesser. Wenn Kati aus dem Krankenhaus kommt, schneide ich sie mir bestimmt ab, nur allein möchte ich das nicht. Zu zweit geht das Herumschnipseln viel besser, weil wir zu zweit insgesamt drei Hände haben. Ich krieche zurück ins Bettchen, schließe meine Augen und schlafe mit Katis lachendem Gesicht ein. Zum Frühstück backt meine Mutter Hörnchen, mich weckt der Duft des Honigs. Auf dem Kakao schwimmt die Haut.

NOÉMI KISS studierte Hungarologie, Komparatistik und Soziologie an der Universität Miskolc und ist seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Komparatistik. Sie promovierte 2003 mit einer Arbeit zu Paul Celans Rezeption in Ungarn und verbrachte im Rahmen ihrer Promotion zwei Jahre an der Universität Konstanz. Neben ihren Büchern veröffentlichte sie auch einzelne Erzählungen und Essays auf Deutsch und Englisch. Zudem übersetzt sie aus dem Deutschen (u. a. Ilma Rakusa, Peter Weber, Monica Cantieni). Von Dezember 2013 bis Mai 2014 weilte sie als Writer in Residence des Literaturhauses Zürich und der Stiftung PWG in Zürich. Ihr literarisches Reisetagebuch *Schäbiges Schmuckkästchen* (vgl. *Spiegelungen*-Ausgabe 1/2018) wurde 2015 von der Darmstädter Jury zum Buch des Monats Juni gewählt. Zuletzt erschien ihr Roman *Dürre Engel* auf Deutsch (München, 2018).

EVA ZADOR, geboren 1966 in Frankfurt am Main, studierte in Göttingen Germanistik und Finnougristik. Sie arbeitet seit 1995 als freie Übersetzerin und ist redaktionelle Mitarbeiterin der Zeitschrift *Három Holló* [Drei Raben] und des Portals Hubook.de für ungarische Literatur. Seit 2006 ist sie beratend für das Übersetzungsprogramm des Budapester Balassi-Instituts tätig. Sie hat u. a. Werke von Géza Ottlik, László Márton, Noémi Kiss und Ferenc Barnás ins Deutsche übersetzt.

in der mitte. meiner. in der des landes. bericht des katzendorfschreibers.

Von Thomas Perle

donnerstag.

der zug fährt vorbei. gemütlich dran vorbei. in der ferne das. dort in der ferne mit den türmen. das ist es. katzendorf. dessen schreiber er wird.
dort darf er wohnen nach schreibeslust ein halbes jahr in seiner dichterklause.
sein preisgeld das täglich brot. kann und soll sich umsehen, in die sprache der dorfbewohnerinnen und dorfbewohner hineinhören, sich wundern, mitreden soll er. am ende einen dichterbeitrag zum gegenwärtigen transsilvanienbild hinzufügen.
so steht es in der einladung zum literaturpreis *premiul pentru literatură* dorfschreiber von katzendorf *condeierul satului cața*.
ein fest soll es werden mit begegnungen deutsch, rumänisch, ungarisch mit dichterinnen und dichtern, musikerinnen und musikern, einer malerin, einem bildhauer, einer schauspielerin, bäuerinnen und bauern, köchinnen, einer pilzesammlerin, roma und neugierigen.
ein verlängertes wochenende anfang oktober.

die sonne scheint. der herbst zeigt sich sommerlich.
der angehende dorfschreiber, ich, zieht zwei rollkoffer hinter sich über beton.
wo bin ich hier gelandet? kenne die rumänische einöde ja. von kindheit an. aber das?
rupea gară. deutsch: reps. bahnhof. ich warte in der sonne.
ein alter mercedes hält. dichter frieder schuller, initiator dieses besonderen kulturprojekts, chauffiert den dorfschreiber in spe über landstraßen durch hügellandschaft.
ein anderes rumänien. anders als meine berge. meine waldkarpaten aus der marmarosch.
hält vor den toren des pfarrhofs. mein zuhause auf begrenzte zeit.
katzendorf. cața. kaca.

ich beziehe meine dichterklause. der große graue koffer ausgepackt, der schrank eingeräumt. die bücher aus dem kleinen koffer wandern ins regal.
der schreibtisch am fenster wird zum schreibort auserkoren.

ich lege das notizbuch vor mich hin. lege den stift bereit daneben.
dann der donner. das unwetter. schreibwetter.

freitag.

der erste morgen. verregnet. der pfarrhof ist eine oase. ein stilles paradies.
schließt man das tor hinter sich, ist man in einer anderen welt.
ich bin in der mitte. in meiner. in der des landes. stelle ich fest.
schreibe ich. schaue.
vor mir ein pferd. ein zweites. vor meinem fenster. im garten vor mir. grasen zwei dunkelbraune pferde mit schwarzen mähnen und roten riemen. woher sie kommen, weiß niemand so genau. aus einer anderen welt vielleicht.
um mich, der in seiner klause, eine geschäftige unruhe.
in den kachelöfen von pfarrhaus, klause und ehemaligen stallungen wird feuer gemacht für die gäste. die langsam hereintröpfeln. wie der regen.
in der küche sind die köchinnen emsig. die große tafel im salon wird hergerichtet.
die alternde diva, die rumänische schauspielerin, ist angekommen.
die alternde diva trinkt. ihre hände zittrig. führen das kleine schnapsglas zum mund.
den schnaps in den kopf. ob die übersetzung für ihren großen auftritt schon da.
nein. die übersetzerin meldet sich nicht. die übersetzerin arbeitet.
ich übersetze sicherheitshalber einen text aus meinem stück. für das große fest am nächsten tag.
es wird aufgetischt. drei gänge. kerzen flackern auf den langen tischen.
als habe der baron zum ball auf seinem landsitz geladen.
der hausherr sitzt in seinem sessel. erzählt geschichten. die weiße katze auf seinem schoß. weiß auch sein haar.

samstag.

der tag der preisverleihung. spannung in der luft. in der küche wird geschnitten, geknetet, gerührt, gelacht.
um neun uhr morgens wird zum üppigen frühstück gebeten. die gäste sind gemütlich. gesprächig. mehrsprachig.
draußen hat der regen aufgehört. die wolkendecke lichtet sich. das fest kann draußen stattfinden. gogoschen, krapfen, brutzeln im eimergroßen topf bis sie goldbraun.
um zwölf uhr dreißig werde ich zum dorfschreiber gekührt. die laudatio hält frieder schuller höchstpersönlich. sektkorken knallen. es wird auf den neuen dorfschreiber, mich, angestoßen.
eine weiße gipskatze wird mir von ihrem schöpfer, dem bukarester bildhauer daniel răduță, überreicht.
ich lese aus meinem prosaband *wir gingen weil alle gingen*.
der flötist, eigentlich pfarrer, rolf binder gibt den ersten satz der sonate nr. 1 von ignazio sieber zum besten.
die veranstaltung wird ins haus verlegt. im salon ertönen grieg und schumann, feinfühlig gespielt von pianistin victoria nițu. gefolgt von einer lesung meiner vorgängerin dagmar dusil. fünfte katzdendorfschreiberin.

von der wiege bis zur bahre ist das leben der siebenbürger sachsen geregelt. wir ruckeln und zuckeln. eine fahrt rund um katzendorf. aus ihrem buch *auf leisen sohlen. annäherung an katzendorf.*

von mir soll es auch ein katzendorfbuch geben. denke ich. der flötist spielt erneut auf seiner flöte. welche geschichten mir begegnen werden. was werde ich schreiben, was nicht bereits in den werken meiner vorgängerin und der vorgänger zu lesen ist? auf dem klavier spielt dr. thomas ziegler, arzt und autor.

die alternde diva sitzt neben dem dichter. sie lesen bilingual. rumänisch deutsch. fiktive tagebücher von schubert, verfasst vom gastgeber.
ioana crăciunescu ist beeindruckend. ich bitte das publikum sich umzusetzen.
ich blicke in gespannte gesichter.
die schauspielerin liest die mutter aus meinem stück *karpatenflecken*.

păpuși / care se holbează / acele păpuși / holbate / marionete / cadavre.
ne arată / da / cadavre / acolo / în televizor.
diese puppen / die glotzen / diese glotzenden / puppen / marionetten / leichen.
zeigen uns da leichen / im televizor.

ihr leerer blick auf der couch blickt ins leere. alle halten die luft an. applaus.

das üppige mahl wird aufgetischt. der salon aufgeheizt von kachelöfen und den menschen. die in den pausen durch den garten schlendern.
an den bäumen flattern gedichte im wind. an den wänden im haus und draußen hängen gemälde der bukarester malerin rodica ion.
draußen ist es noch erstaunlich hell am abend. eine musikalische weltpremiere.
die pianistin spielt. der sänger singt. immanuel van driem gibt sein debüt.
singt den gesamten zyklus »die schöne müllerin«.

nach dem abendessen mit zwetschgenknödeln, *gombóc*, wird der salon zum kinosaal.
studentinnen der filmschool katzendorf, die im juli hier zehn tage gedreht haben, zeigen die hier entstandenen fünf kurzfilme.
ecke / nicu / kinder / rebi / herde.

großaufnahmen in katzendorfer geschichten. welche darf ich selbst aufspüren?

die letzte gästin trifft ein. jene dramaturgin, der ich mein dorfschreiberdasein zu verdanken habe. es wird nacht in katzendorf. dessen schreiber ich nun bin.

sonntag.

aufbruch. regen. die gäste tröpfeln wieder aus. am frühstückstisch die hälfte der gäste bereits verschwunden. festreste, die bleiben.
die tafel wird verkleinert. beschaulich. gemütlich.
wie wird es, wenn alle weg und ich alleine hier? in mir furcht und vorfreude zugleich.
die weiße katze schnurrt nun auf meinem schoß. in katzendorf.

THOMAS PERLE wurde 1987 in Rumänien geboren und emigrierte mit seiner Familie nach Deutschland, wo er dreisprachig aufwuchs. Er studierte Theater-, Film- und Medienwissenschaft mit Diplomabschluss an der Universität Wien und arbeitete als Regieassistent am Schauspielhaus Wien. 2018 erschien sein Prosaband *wir gingen weil alle gingen* im Verlag edition exil. Für seine Prosa und Dramatik erhielt er zahlreiche Preise und Stipendien, zuletzt den Retzhofer Dramapreis 2019 und den Katzendorfer Dorfschreiberpreis 2019/20. Sein Drama *karpatenflecken* wird in der Spielzeit 2020/21 am Wiener Burgtheater uraufgeführt.

Lucian Hirsch

Hypothesen

Es gibt Leute, die lebenslang unter der Last vorgefertigter Antworten leiden, ohne jemals die Fragesteller zu finden.

Die Tränen können den Schmerz nicht ertränken, aber den Durst der Hoffnung etwas stillen.

Immer auf dem Sprung zu sein, hilft manchmal auch, im Mittelpunkt zu bleiben.

Vom sogenannten Erinnerungsvermögen würde man gerne einiges spenden.

Ein Maskenball ist für manche die einzige Gelegenheit, sich unverhüllt zu zeigen.

Im Licht der Großen hoffen auch die Kleinen, größere Schatten werfen zu können.

Wo die Unsitte thront, finden die Tugenden nur Stehplätze.

Manchmal lacht das Bauchgefühl über die Hochnäsigkeit der fünf Sinne.

Es gibt Orte, an denen man schnell erblüht, ohne Wurzeln schlagen zu müssen.

Für verbrannte Seelen gibt es keine passende Urne.

Sich einem Schicksalsschlag einfach zu ergeben, birgt die Gefahr eines nachträglichen Zuschlags.

Am gefährlichsten wird es, wenn die Tonangeber aus dem Takt geraten.

Beim Spiel mit dem Feuer können Spielverderber ganz nützlich sein.

Es ist eine Kunst, die Nähe zu sich selbst mit dem richtigen Abstand zu genießen.

Einem guten Namen stehen alle Türen offen; auch zur Bedeutungslosigkeit.

In der Wüste erzeugt die strahlende Sonne keine Aufbruchstimmung.

Visionäre entwerfen schon heute die Zukunftserinnerungen.

Man findet immer einen guten Platz, um sich danebenzubenehmen.

Leute, die mit allen Wassern gewaschen sind, tauchen nie in die Tiefe.

Gegensätze ziehen sich an, bis eine Seite merkt, dass die andere nichts entgegenzusetzen hat.

Eigentlich hatten wir eine Menge Stoff zu besprechen; es fehlte nur der Zündstoff.

Mit einem sonnigen Gemüt kann man sich die Finger leichter verbrennen.

Man kann Entscheidungen aus dem Weg gehen. Die noch offenen Fragen treffen uns später auf anderen Wegen.

Man sollte nicht alle Gedanken beim Wort nehmen.

Ein ewiges Rätsel des Erfolgs ist die plötzliche Geburt seiner vielen Väter.

Eine brennende Frage kann man nicht mit einer wässrigen Antwort löschen.

Es gibt auch hoch geachtete Sieger, die noch keinen Kampf bestritten haben.

An einem runden Tisch zu sitzen, sollte kein Hindernis sein, klare Kante zu zeigen.

Wenn man den Gegnern zu viel Aufmerksamkeit widmet, bleibt zu wenig davon für Gleichgesinnte.

Die Einsamkeit ist erträglicher in der Anonymität.

Das Leben zwingt auch geradlinige Menschen, ab und zu Slalom zu fahren.

Man kann sich vor jemandem tief verneigen, um ihm nicht in die Augen schauen zu müssen.

Hinunterzufallen ist immer schmerzhaft. Die wichtigste Frage ist jedoch, in welcher Höhe man hängenbleibt.

Mancher landete nur deshalb im Paradies, weil die Hölle zur Zeit seines Ablebens wegen Überfüllung geschlossen war.

Ist es nicht ungerecht, dass zwischen Geburts- und Todesjahr immer ein Minuszeichen steht?

Wenn man das Pferd wechselt, sollte man auch vom alten Zügel Abschied nehmen.

Jede Bergspitze muss sich damit abfinden, von Schluchten eingekesselt zu sein.

Die Dummheiten sind immer klein genug, um der Mundöffnung zu entkommen.

Ein Brückenbauer muss auch den erwarteten Gegenverkehr einplanen.

Für Dinge, die nicht gesagt werden dürfen, gibt es genug andere Sprachen.

Frag die Leute nicht, warum sie weinen. Du könntest ihre seltenen Glücksmomente stören.

Bevor du einen Fehdehandschuh aufhebst, prüfe zuerst, ob er für dich nicht zu klein ist.

LUCIAN HIRSCH, geboren 1952 in Sulița (Rumänien), studierte an der Technischen Hochschule in Iași (dt. Jassy). Während des Studiums war er Redakteur der Uni-Zeitschrift *Viața Politehnicii* (Leben der Hochschule) und verfasste Aphorismen und Kurzgedichte. Seit 1980 war er in Deutschland als Diplomingenieur im Bereich Telekommunikation tätig. Seine *Hypothesen* schrieb er zunächst auf Rumänisch, dann auf Deutsch.

Márton Kalász

ERINNERUNGEN AN MEINEN GROßVATER

Tonnenwagen hieß er bei uns, im Sommer brachte er
das mächtige Wasser, nicht gegen den Durst,
für die Spritzbrühe – ich bin der sich duckende Bengel,
der ihn abfangen, heimlich auf seinen Rücken klettern will.
Noch heute muss ich lachen – wenn mich Großvater zu sich
auf den Weinberg einlädt, brät er auf großer Flamme.
Doch der Berg ist ein sehr hoher Bogen, steinig,
und reißt die Füße blutig auf, dem, der zu Fuß geht.
Der Alte aber winkt nur ab und drückt mir zärtlich
eine reife Traube ans Gesicht. Wie üblich.
Das Mittagessen ist fertig, er streichelt mich, ein Häslein
hat sich nachts in den Rebzeilen verirrt, fand nicht heim.
Na, sagt Großvater, was ich koche, das schmeckt dir, nicht wahr,
Wunder haben ihren Reim: dieses, vielleicht, der Flamme nah.

Aus dem Ungarischen von Orsolya Kalász

Ethos – Wanderfieber

(Stooß)

»wo sogar Lebende kaum heimfinden,
geschweige denn die Toten«
Árpád Farkas

… wenn der endlose Zug wegen einer gerade ausgebrochenen
Epidemie sich *heute* niederließe in der gleichen
Bergwildnis, würden unsere nächtlichen Streifzüge und dieses Fieber
bei vielen wieder nachlassen – und wer fände es nicht, ginge es
um ein Volk, rau; denk über die fernen Berggrate nach – sollte nirgends ein Weg sein,
kein Ankommen? Ich lasse sie zurück – klagt noch jemand im Halbschlaf.
In der Frühe die Feuer – für einen Becher Kräuter-Sud, besseren Wurzel-Sud.
Die Entsandten meinen, teils *sächselnd*, »Zeit und Eile«. Der Fund, fern der
Vollständigkeit – ein Wink, wo nimmt's zu, wo ab? An der Blässe wird der Tod geahnt,
blühende Farben nehmen eher ab. Jahre, Jahreszeiten
vergehen; vorhin – Wind und Wort am Bergkamm.
Lange her, gedichtet, *kranker Sachs*, verworfen, Frohmut zur Erinnerung geworden,
ihre Zeit, draußen, ist zurechtgekühlte Grenze. Aus »Sorge« fallengelassene
Winterscholle – vermeintlicher Trost: Bewusstsein, das verspricht.

Aus dem Ungarischen von Julia Schiff

FAMILIENGESCHICHTEN

Vaterland – *Heimat*
wo es, als Berg, nur einen schönen Hügel gab;
in seinem Grenzbann, das Volk unten, schon früh
auf den Beinen, Anfang Herbst aber, ein verlustvoller Tag: Gerade
zurück aus der abstrakten *Heimat*, blickt er versunken hinunter, wäre doch die Braut
wo die Seinen – aber die greise Mutter liegt in ihren Armen, zu seinem Entsetzen,
starre Blicke, ein tiefer, erkaltender Atemzug; sie sprachen über sie das letzte Wort.
Daher die Tränen, die weite Ferne verhüllt im Dunst des Regens:
In der großen, dankbaren Familie zeigt jeder, beklommen, auf sein Dach.
In der Erinnerung Seufzer, und der Friedhof, auch der bringt Kummer über die Leut',
kein Abschied vor der kleinen Holzkirche, da kein Glockengeläut –
dann heißt es, der Gekommene sei selbst nicht mehr da, so ein Gezeichneter mit
mattem Blick,
– Seelchen, wem gehört was, jetzt ist es grün, das kleine Grundstück,
sie sagt, ich versprach tags darauf dem Nachbarorf meinen Weinanteil –
als Grab oder Honig, glaub mir, du wirst versorgt;
auch der Geistliche meldet sich derweil,
die neue Wolke: sein Gemüt – eine Qual – solang es uns nachhallt.

Aus dem Ungarischen von Julia Schiff

Wildnis – Erinnerung

Im Schwinden – das Nebellicht unserer Friedhöfe – da oben, hier bangte die Seele.
Ängste, das Fest, oben Namen: lauter Wucherung
wir, auf jedem Hügel. Den Namen murmelnd: Großvater –
als ob ich dort stünde, auf schneeweißem Kies –
Gott, weck ihn nicht auf, Entfernungen, wäre nicht *fű gout*, würde er sagen.
Ich, der über sich selbst grübelt wie einst über den Vater,
Veranlagung; draußen gefangen – in eine bittere Welt fortgetragen.
Im Schwinden – die Minderheit? Kirill – zu hören von allen Ecken,
auf Gräbern ihre Speisen: an Feiertagen und zur Winterandacht hinausgebracht.
Mit Lichtern, Leuchten – die Ärmsten unter uns.
Wohl wissend: doch Funzellicht – unsere Gebete, vergeblich,
Zierzeichen von der Stirn bis zum Hügel.
Es wurde zu einer der Wildnis würdigen Mitternacht –
heute friert das Unkraut – die Moral läuft ab: Der *Nam'* wurde angebracht.

Aus dem Ungarischen von Julia Schiff

MÁRTON KALÁSZ, 1934 in Südungarn geboren, machte sein Abitur in Fünfkirchen (ung. Pécs) und arbeitete zunächst in der Landwirtschaft. Später war er Reporter beim örtlichen Radiosender, Redakteur beim Európa-Verlag und schrieb für verschiedene ungarische Zeitschriften. Von 1991 bis 1994 hatte er das Amt des Leiters des ungarischen Kulturinstituts in Stuttgart inne, danach einen Lehrstuhl an der Germanistischen Fakultät der Budapester Károli Gáspár Universität. Neben einer Vielzahl von Gedichtbänden, Romanen, Prosasammlungen sowie Kinder- und Jugendbüchern, die er publizierte, ist er auch als Übersetzer (u. a. von Günter Kunert, Franz Fühmann und Günter Grass) tätig. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Stipendien, darunter das Mittelkreuz des Verdienstordens der Republik Ungarn.

ORSOLYA KALÁSZ, geboren 1964 im ungarischen Neustadt an der Donau (ung. Dunaújváros), studierte Germanistik, Ungarische Literatur und Sprachwissenschaft an der Eötvös-Lóránd-Universität in Budapest. Seit 1984 arbeitet und veröffentlicht sie als Autorin und Übersetzerin (u. a. von István Kemény, Mário Z. Nemes, Ilka Papp-Zakor). Für den Gedichtband Das Eine (2016) erhielt Orsolya Kalász 2017 den Peter-Huchel-Preis. Die von ihr mitherausgegebene Lyrikanthologie Dies wird die Hypnose des Jahrhunderts erschien 2019.

JULIA SCHIFF, geboren in Detta (rum. Deta), ist Philologin und Übersetzerin im Sprachendreieck Deutsch-Ungarisch-Rumänisch. Sie arbeitet als freischaffende Schriftstellerin, Übersetzerin, Journalistin und Literaturkritikerin. Zu ihren zahlreichen Veröffentlichungen gehören die Romane *Steppensalz* (2000), *Verschiebungen* (2013), *Katzengold* (2016), der Lyrikband *Nachtfalterzeit* (2008), zehn Übersetzungsbände aus dem Ungarischen, darunter die ungarisch-deutsche Lyrikanthologie *Streiflichter/Fénycsóvák* (2018), sowie zwei Übersetzungsbände aus dem Rumänischen. Julia Schiff erhielt verschiedene literarische Auszeichnungen und ist Mitglied des Rumänischen Schriftstellerverbandes.

Angela Korb

Trügerisch

lass dich nicht irreleiten
auch wenn der Himmel morgen blau aufschimmert
und der helle Sonnenschein
das Gras grün aufleuchten lässt
auch wenn im Winter dich die Baumrinde
braun begrüßt
und wenn du immer noch ohne Probleme atmest
vorläufig überstanden geht es weiter
im Wettlauf mit der Zeit

Wie es wohl war

wie vom Blitz erschlagen
sagtest du damals zu mir
aus dem Alptraum aufgeschreckt
mit der Angst kämpfend
als du glaubtest den Tod
in deinen Knochen
gespürt zu haben
nun könntest du mir erzählen
wie es wirklich ist
doch schweigen deine Lippen
nun träume ich davon
wie es für dich wohl war

Nachricht

du liest jetzt
ich denke an deine Stimme
warst du oder ich
der den anderen verführte
zwanglos, selbständig, trunken
hängst du mir nach im Gedächtnis
das Jetzt ist verstrichen
im lauen Spätsommerabend
den ich heraufbeschwören wollte
im tiefsten Winter meiner Erinnerungen

ANGELA KORB, 1982 in Fünfkirchen (ung. Pécs) geboren, wuchs in Hetfehell (ung. Hetvehely) in einem assimilierten ungarndeutschen Dorf in Südungarn auf. Nach dem Gymnasium in Fünfkirchen studierte sie Geschichte und Deutsch als Minderheitenfach an der Universität Fünfkirchen und in Budapest. Sie arbeitete bei der *Neuen Zeitung* und ist zurzeit im Budapester Korrespondentenbüro des Österreichischen Rundfunks und Fernsehens (ORF) tätig. Ihre Gedichte und Prosastücke sind in der *Neuen Zeitung*, in der Beilage für Literatur und Kunst *Signale* und in Anthologien zu lesen. Sie ist Mitglied des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK).

Christian T. Klein

Mein lyrisches Ich

Mein lyrisches Ich
erzählt mir Geschichten
von der verborgenen Beschaffenheit
der Dinge

Staunend sehe ich
zu, wenn die Welt mir
vorgeführt wird:
zwischen Herzkammerflimmern
und Nasenflügelbeben ziehen
Fabelwesen vorbei,
lehren mich die Perspektive
des Grünen vom Gras

Angespannt lausche ich
dem schwebenden Sprechen,
welches erzählt, dass soeben
irgendetwas vergeht.
Was gar nichts beweist

Hebt mein lyrisches Ich an
zu singen,
muss ich unverzüglich
Tonleitern erfinden,
sein Lied zu notieren,
das manchmal so fremd klingt,
als wärs
kein Stück von mir

Vernissage

Worüber man nicht sprechen kann,
davon soll man malen:
da der Pinselstrich ansetzt, ist
der Anfang getan für das Ende
der Worte,
Textur ist das Grenzland,
darin das Himmelblau
zu fließen befähigt ist,
sich in den Strom mischt,
der die Tore öffnet
zur Ohnzeitlichkeit

Gegenstand zerschellt
an der Dichte des Grüns,
Ockerlinie trennt nicht,
sondern verbindet
die Spannung des Auges
mit der Spannung des Atems,
Rotblau beheimatet Töne
des Wassers

Wer hier wandert, geht gut,
wer hier seinen Fuß setzt,
setzt ihn auf Wolken,
ist luftbehütet,
gleichwohl auf dem Grund,
der sich selbst genügt

Wer hier geblendet wird,
wird nicht blind,
und obwohl er im Licht steht,
steht er im Schatten.
Und umgekehrt

Melancholia

Ein Dickicht von Häusern,
Wohnblocks,
im Eingang riecht es nach verbranntem
Gemüse,
gottseidank kein Treppensteigen,
hier unten gibts alles,
ein wenig mehr als nichts

In dem kleinen Appartement
habe ich einen Teil meines Atems gelassen,
Tröpfchen aus Wasser,
nie in den Spiegel geblickt,
mir nur zugeschaut bei der Rasur,
damit mein Gesicht nicht zum Fenster entweicht
enthaart

Was kann ich anfangen mit meiner
Melancholia,
außer sie der Musik zu überlassen,
Musik, wie flüchtig,
unsphärisch,
völlig
unsymmetrisch,
während der Zeitgeist (was immer das ist)
auf meinen Saiten hin
und her
schwingt

Dennoch,
eine runde Geschichte

Nachtrag

Hinter dem Ausrufezeichen folgt
Leere, die alles bedeuten kann,
beispielsweise:
Rückbesinnung auf das Land der schiefen Ebenen,
Ort der nicht explodierenden Lebensmittel,
Zeit der Blauäugigkeit

Das Schriftzeichen also begrenzt,
trennt einen Namen von einer
Vergangenheit,
ohne selbst gewesen zu sein.
Das, was nicht folgt, wofür
Platz gehalten wird,
ist die Last einer Zeit, die leicht war,
gewichtlos und schwer.
Der Abdruck eines Augenblicks
auf formbarem Herzen, ja damals

war noch Bewegung
und keine Hoffnung, weil Gewissheit.
Gewissheit, dass es sich lohnt.
Dass jede Richtung ein Weg ist.
Die einzige Sicherheit heute:
dass jeder Weg irgendwo endet

Bilder aus jener Zeit
schwarz-weiß;
der Schnurrbart des Komikers
wirkt unecht –
fern und doch so spürbar wirklich
unser Leben von damals.
Alles ist da. Grimassen,
die Mutter zum Lachen bringen. Hoffen
auf weißere Nächte

Alles ist da.
Gewesen und hier

In der Vielsilbigkeit von fallendem
Schnee
nach Hause gehen

Perfektion

Perfektion ist trostlos,
bewirkt eine fortschreitende
Zerstückelung in sieben
Quanten Hoffnungs-
losigkeit, die

gerinnen schließlich kryptisch
und fließen bergauf von Art
zu Unart, dieser

gottlose Vorgang brennt sich
ein in den Kortex
in subatomaren Farben,
fossile Krämpfe erzeugend,
Grundwellen aus Winter
hinter der Welt,
stumme Umleitung
ins stille Land der Amöben

Alles ist schon gesagt

Alles ist schon gesagt,
dem ist alles hinzuzufügen

Stehen wir am Ende
am Anfang,
dies ist eine Frage

Die Enge von Gärten,
zum Beispiel,
ihre gleichzeitige Weite in der
Farbe, kann man beliebig
oft sprechen
und hat sich bereits beliebig vertan:
nur ein weiterer der unzählbaren
Versprecher in der endlosen
Reihe der Besessenheiten, etwas
über uns zu sagen

Ebenso wie jegliches Rauschen,
von Blättern,
von Wassern,
von Winden, zum Beispiel,
in allen Tonlagen gesungen,
geflüstert,
geschwiegen
werden kann, ohne die
geringste Aussicht,
die darin innewohnende Unschärfe
zu verringern

Und trotzdem versuchen wirs
immer und immer wieder:
Wiederholungstäter
par excellence

Fragestunde

Augen aus Glas, durchs
Wasser hindurch
treffen sich Blicke an der Grenze
zum Anderen:
Hier ist mein Inhalt,
dort deine Form

Hineingefärbt in den frühen
Nachmittag
fallen die Worte
dem beginnenden
Frühling entgegen,
wollen gleichzeitig sein,

die grammatische Flucht
wird ergreifend ergriffen,
eilt dem Fortlaufen der Wörter
um Sinnesbreite voraus

Meine Fragen bleiben
unbeantwortet,
trotz unseres Hierseins
spektral.
Dennoch tue ich so,
als wüsste ich eine Antwort.
Eine Antwort wasserglasklar

Und schreite unwissend
lautlos
in den Abend
voran

Grünes Herz
für uns quadriert
möbiusschleifenhaft vexiert
Kaufmannsund & Schenkfrauoder:
Grünes Herz,
nicht Zeitenmoder

CHRISTIAN T. KLEIN, 1961 in Katzendorf (rum. Caţa) geboren, besuchte das Brukenthal-Gymnasium im siebenbürgischen Hermannstadt (rum. Sibiu) und begann ein Studium der Biochemie an der Universität Bukarest, das er jedoch wegen seiner Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland 1987 abbrach. Das Diplom in Biochemie erhielt er 1992 an der Universität Tübingen und wurde drei Jahre später an der Universität Wien promoviert. Nach unterschiedlichen Forschungstätigkeiten an der Universität Wien und in der Arzneimittelforschung (Onkologie) ist er zurzeit Professor an einer österreichischen Fachhochschule. Die vorliegenden Gedichte sind seine ersten literarischen Veröffentlichungen.

Johannes Zultner

das licht

flittert nackt
durch den morgen den
es gerade erschuf
leicht
fröstelnd und glücklich
blank
sich umhüllend mit
nichts und wieder
nichts mit allen
noch nicht erfundenen farben
den goldenen
mantel den tag
holt es sich später
und wird
als mittag ihn legen über
die blumen

es ist da
wir sagen es fällt
doch in wirklichkeit
stürzt es
als morgen herein
durch die himmlischen fenster die
unhörbar splitternde luft

gibt hin
sein gesicht an das wacher
und wacher werdende
aufschaun
der welt

vom licht

wenn es endlich da ist
sagen wir
es falle

von fast unendlicher reise
eingetroffen steht
am ende sein sturz

dinge und menschen verwandelt
in schatten

das licht
wenn es fällt

*scharosch**

auf der erdoberfläche
gibt es noch dieses

dorf nicht

versank es
im schlamm
seines namens oder
der zeit

als oberflächliche erinnerung
hätte es weg
gefegt als flüchtiger
eintrag gelöscht werden
können jeder

zeit

die toten begruben
wir tief doch schweben
über den gräbern die leiber
als glitzernde luft als schwerer
duft
der wilden
maiglöckchenhorden

licht
ein mädchengesang
der zu vergehen sich weigert
seit je

* Ein Dorf in Siebenbürgen, Rumänien. Der Name kommt vom ungarischen »sáros« (Aussprache: scharosch), das »schlammig, matschig« bedeutet. Die ungarische Herkunft des Dorfnamens ist ungeklärt, da im Dorf und seiner näheren wie auch weiteren Umgebung keine Ungarn lebten und leben, sondern Deutsche (mehrheitlich in der Vergangenheit) und Rumänen (mehrheitlich in der Gegenwart).

die große kokel bei scharosch

was bleibt ist der duft
des wassers
grün

versunken
was sonst noch beseelte
den fluss
die sandbank weich
wie haut und weiß
als schmerz in den sohlen der kies
die weiden
knorrige ufergestalten
aus schattensilber verwehte
umhänge hoheitsvoll tragend

bilder
im wasser ganz tief im jagenden
herzen tief atemlos
fischender kinder

still die felder
ringsum
der hohe sommer
still
denn alles hören
die fische

dorfkino

siebenbürgen 1960er jahre
cu război sau cu dragoste? / mit krieg oder mit liebe?

einmal pro woche ein film
die riesigen rollen

in metallkoffern geschützte
kostbarkeiten kamen
mit dem nachmittagsbus
gewöhnlich
wir

dorfjungs

flankierten mit großen
augen flackernden herzen das hohe
ritual
der übergabe waren
durchgedrehte
eskorte dem cheffilmvorführer des dorfes
dem magier uns

überlegen in allem was ausmacht
das leben filme
führte er vor

während er schleppte und schnaufte umkreisten
wie hungrige hunde wir ihn

stellten
ihn und dann
endlich
wenn erstmals er stand zu verschnaufen
die alles entscheidende frage

cu război sau cu dragoste

er ließ sich zeit mit der antwort
rauchte erst eine drückte
umständlich aus mit dem absatz die kippe
spuckte bräunlich ins gras
holte luft dann und sagte

cu războiu

das indianergeheul nachher im film
war nichts gegen den jubel der jungs
bei dieser antwort

so trafen wir einmal die woche abends
pardaillan d'artagnan winnetou die unzähligen westernhelden
im dorfsaal vorübergehend
zum kino umgebaut mit harten
stühlen durcheinander im raum andere
brachten mit von zu hause den stuhl
sicher ist sicher
ein lautsprecher aus dem nichts

kam als dröhnen egal
die untertitel sprachen rumänisch zu uns
die sprache des landes lernten wir so –
filmrisse mehrfach pro abend film
mit zündholzflamme wieder geklebt
pausen mehrfach und lang
beim wechsel der riesigen rollen

das triumphgeheul wenn
es die bösen endlich erwischte

war aber nachmittags
cu dragoste
die antwort

zogen enttäuscht von dannen wir jungs
blieb der saal am abend fast leer
auch nicht die mädchen mochten das peinlich geküsse
das ewig gerede betrachten –
schliefen wir ein mit der hoffnung
die woche darauf möge endlich
wieder lauten die antwort
cu războiu

zeitung

neuer weg, 70er jahre
tageszeitung der deutschen minderheit (1949–1989)
im kommunistischen rumänien

die zeitung
präziser
erregender
tagesanbruch in schwarz
und weiß ein leuchten
am hoftor im kasten
nachmittags kurz
nach fünf fast
zuverlässig tag
für tag
neues

kam selten durchs tor
abgetragenes nur trugen
wir durch und
durch

nur
die zeitung
neu ein geruch
den vergessen zu haben
ich mir und euch anderen niemals verzeih

vier seiten
samstags sechs kultur und kreuz
worträtsel
und täglich das wetter
von gestern wo auf der welt
gibt es das noch und leicht

zu überblättern das
gehäufte
gemeine der vorderen
seiten

nur meine fast
taubstumme großtante sprach
den schweren
finger am tag
täglichen foto der ersten
seite alltäglich die worte
schöner mann
blickte zustimmung heischend in
mein gesicht wobei

meine augen schon dort
wo zu suchen
sich lohnte hungrig
verträumt in der bleiwiese grasten

und was ich schmeckte und roch war
immer etwas von mir war
immer mehr als etwas
von mir

JOHANNES ZULTNER, geboren 1956 in Mediasch (rum. Mediaș), lebte bis 1979 in Scharosch (rum. Șaroș). Im selben Jahr siedelte er in die Bundesrepublik Deutschland aus. Nach dem Studium der Evangelischen Theologie und Philosophie in München nahm er seinen Dienst als Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern auf. Ab 1975 veröffentlichte er Gedichte in deutschsprachigen Zeitschriften Rumäniens, ab 1981 in deutschen Anthologien (u. a. in den Verlagen Reclam und List) sowie in überregionalen Literaturzeitschriften (u. a. *Das Gedicht*).

Nora Iuga

in gedanken nenne ich dich Herr Lineal

»wie passt ein derart großer mann
in mein dermaßen kleines auge«
sagte der anonyme englische dichter (16. jh.)
in einer anthologie (20. jh.)
merkwürdig auch mein auge wundert sich
beim anblick eines anderen ebenso großen mannes
erblickt es ein aufrechtes lineal
das nie sein maß verliert
und nie die zahl der zentimeter
des wachens und des träumens die ein mensch durchmisst
so viele augenblicke sind's wie sterne im all
beglichene oder vergessene schulden
die das Lineal bemisst
und grad sind alle seine zeilen
wie auch die lettern gar im traum
zu sein nicht aufhören »was sich gehört«
Joachim heißt er doch Joa ruft man ihn
ich nenne ihn bei seinem ganzen namen
weil ich ihm auch nicht eine letter nehmen will
wär' es doch schade dass man ihn verkleinert
gerade jetzt da durch den neuen schnee
der berg erhöht wird … nun denn Joachim
wie viele millimeter fügst du tag für tag
dem lineal deines daseins hinzu
das nur vermeintlich abweicht
beim abziehn und zusammenzählen
oder ausweicht wenn sich dir die unbekannte
in der gleichung nicht erschließt … so will auch ich versuchen
in ziffern zu dir zu sprechen
wie einst in einem buch
die kleine nixe namens Mermaid
vom nördlichsten gestade zu dir sprach
in stetig geraden zeilen

alles möglichst korrekt
hier in unserem viel südlicheren kontext
und in gedanken nenne ich dich Herr Lineal
denn keine schuld kann ich dir geben
bis auf dies schweigen eines fisches
den eine kalte strömung uns gebracht
ein kind warst du einst als du träumtest
den himmel zu erreichen und dann fielst
wir fielen alle wie man hört »wie's sich gehört«!
ach diese höflichkeit sie bringt uns um
denn sie ist überhaupt nicht mehr in mode …
doch was ist eine mode denn für dich
mein freund der du hier wirkst und wurzelst
ein Lineal ist eine wirbelsäule
die bis zum ende grade bleibt
nur gegen abend legen schatten
sich über die gestrengen zentimeter
schwaden sind's die deine schritte in die wälder jagen
Dichter der du an den wassern nach vergessnen mühlen suchst
nach alten tänzerinnen mit ihren pirouetten aus jahrhunderten
wie du sie eben siehst
ich bringe dir keine »laudatio«
ich versuche dich zu vermessen welch ein widersinn
wie vermisst man ein aufrechtes lineal?
es vermisst sich selbst
und ich sehe etwas merkwürdiges
hab' ich doch nicht gewusst dass das lineal auch wachsen kann
so wie der Mount Everest ein jahr ums andere
»o tempora, o mores« –
wie gut dass es dich gibt
und dass du in mein auge passt!
das mag auch Gilgamesch zu Enkidu gesagt haben
ziffern lassen sich nicht konjugieren
jetzt spiele ich stell dir das vor
»Sprachlehre« und »Traumlehre«
denn das sind parallele geraden
und stehen dir du schriftsteller
sie passen gut zu deiner schrift
steil und spitz wie der gipfel eines bergs in Deutschland
»Schau ins Land«

den ich einst in der kindheit bestiegen
und wo du glaube ich warst … und noch bist
oben in den nebelschwaden
von unten verfolgen wir
wie du mal auftauchst mal verschwindest
verschwiegen und geheimnisvoll wie der mond
tauchst du auf verschwindest und tauchst auf
um zu bleiben

Aus dem Rumänischen von Georg Aescht

NORA IUGA wurde 1931 in Bukarest geboren, absolvierte 1954 in der rumänischen Hauptstadt ein Studium der Germanistik und Rumänistik und war danach als wissenschaftliche Mitarbeiterin, Lektorin und Redakteurin tätig. Die vielseitige und produktive Schriftstellerin veröffentlichte seit den 1960er-Jahren zahlreiche Gedicht- und Prosabände; etliche davon wurden übersetzt. Einen guten Namen machte sich Nora Iuga auch als Übersetzerin moderner deutscher Literatur ins Rumänische, wofür sie 2007 mit dem Friedrich-Gundolf-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet wurde. Neben weiteren Ehrungen und Anerkennungen ihres Schaffens erhielt sie 2017 für ihr Lebenswerk den *Spiegelungen*-Sonderpreis der Redaktion.

GEORG AESCHT, geboren 1953 in Zeiden (rum. Codlea), Siebenbürgen, war Redakteur bei der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa, wo er die *Kulturpolitische Korrespondenz* redigierte. Neben seiner feuilletonistisch-publizistischen Tätigkeit ist er als Übersetzer und Herausgeber tätig und Mitglied der *Spiegelungen*-Redaktion.

José F. A. Oliver

zum tode Werner Söllners

ich stelle mir vor
wie er das wort »Knochenmusik« niederschrieb

es ist
als hätte er mir das buch persönlich gewidmet. Wie

dichter*innen es bisweilen tun / wenn
sie ihre verse aus der wundhand geben //

die widmung
ein nackter körper / auf

meinen fingerspitzen –
krümmt sich vor verlassenheit

ich stelle mir vor
wie er die sprache gegen s:ein frösteln entlog

es ist
als hätte das buch zu ihm gesagt Geh! Wie

dichter*innen es bisweilen tun / wenn
sie ihre verse aus der wundhand geben //

ihre schrift
ein nackter körper / auf

meinen fingerspitzen –
saugt sich aus der letzten leere voll

Alexandru Bulucz zugeeignet

JOSÉ F. A. OLIVER, geboren 1961 in Hausach, studierte Romanistik, Germanistik und Philosophie an der Universität Freiburg im Breisgau. Seit den 1980er-Jahren lebt er als freier Schriftsteller in seiner Heimatstadt Hausach und verfasst Gedichte, Kurzprosa und Essays. 2002 war er Gastprofessor am Massachusetts Institute of Technology, 2007 übernahm er die Chamisso-Poetikdozentur an der TU Dresden. Oliver erhielt zahlreiche Stipendien und Preise, darunter den Basler Lyrikpreis 2015. Im Jahr 2019 wurde ihm die Kieler Liliencron-Dozentur für Lyrik zuerkannt. Zu seinen unterschiedlichen Publikationen gehört der 2018 bei Matthes & Seitz erschienene Lyrikband *wundgewähr.*

Rolf-Bossert-Gedächtnispreis 2020

Frei und heiter, sicher und reich

Prolegomena zum Rolf-Bossert-Gedächtnispreis

Von Hellmut Seiler

Wie es kam zu diesem Preis? Rolf Bossert hatte viele Freunde, ganz unterschiedliche. Er hat Einmaliges, Großartiges geschrieben; etliches davon ist gewürdigt worden. Bei alledem drohte die Gefahr, dass der dichte Nebel des Vergessens diesen Erinnerungsschatz wieder verschlingt und er dem Furor grassierender Amnesie anheimfällt.

Nachdem er all seinen Freunden schmerzlich gefehlt hat, erschien es geboten, ja unabdingbar, seine geistige Gegenwart wieder aufleben zu lassen. Glücklicherweise gab es dafür einen förderlichen Kontext, dazu angetan, ihm Gerechtigkeit in Gestalt einer späten Erinnerung widerfahren zu lassen; und es gibt einen beherzten Gastgeber. In seiner Geburtsstadt.

Rolf war – bei aller Tragik seines Da-Seins – frei und heiter: von einer oft genug verzweifelten Heiterkeit, selten einer befreienden, eher einer Heiterkeit am Abgrund, die unbeugsamem Trotz glich. Es waren genau diese Augenblicke, die uns zusammenschweißten.

Er war ein freier Mensch, bis zuletzt: frei von Vorurteilen, ungewöhnlich frei von Provinzialismus, frei von Selbstgefälligkeit und Eigennutz wie selten einer, bis hin zum Verzicht auf ein Mindestmaß an Sicherheit; ein Tänzer ohne Absicherung über dem Abgrund.

Oder, mit Rolfs eigenen Worten (aus seinen Aufzeichnungen): »In Rumänien fängt dich das Netz nach einem gefährlichen Sprung auf, vermeintlich, um dich zu retten, dabei wirst du gefangengenommen. In Deutschland umfängt einen das Netz so eng, dass man darin umkommt.«

Was sein Urteil über Literatur, und was Sprache betrifft, war er jedoch von überragender Sicherheit; gebrochen, gemangelt hat es ihm an fast allem, wenn man seine Lebensgier an den äußeren Umständen misst. Überreich bedacht worden aber war er mit Einfällen sprachlicher Natur, die wie selbstverständlich, selbstschreibend aus ihm sprudelten.

Dem Radikalsten und Kompromisslosesten von uns, dem zur Zweifellosigkeit und Gleichgültigkeit Unfähigsten widmen wir jetzt hier diesen Preis; selber unfähig, ihm in seine letzte freie Entscheidung zu folgen: den freien Fall. Und wir verstummen erneut vor dessen Gewalt.

HELLMUT SEILER, geboren 1953 im siebenbürgischen Reps (rum. Rupea), arbeitete zunächst als Lehrer. Erste schriftstellerische Arbeiten entstanden in den frühen 1970er-Jahren (Gedichte, Aphorismen, Satiren, Kurzprosa, Literaturkritiken u. a.). 1984 erhielt er den Adam-Müller-Guttenbrunn-Preis. Von 1985 bis zu seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland 1988 hatte er Berufs- und Publikationsverbot. Für seine literarischen Werke wurde Seiler mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Preis der Künstlergilde Esslingen (1998 und 1999) und dem Würth-Preis der Tübinger Poetik-Dozentur (2000). Seit 2014 ist er Generalsekretär des Exil-P.E.N.-Clubs.

Kleines Neurotikon

Auswahl

Von Alexander Estis

Der Beginn ängstet mich. Es ängstet mich der Beginn. Ein übervorsichtiges Tier, ein fast noch ungeborenes, ein zittriges Reh, trete ich hervor. Aber lieber ginge ich weg. Oder lieber bliebe ich, sozusagen, in der Fruchtblase. Ich habe ja gar nichts zu berichten, eigentlich.

■

Mit Entrüstung bemerke ich oft, daß ich das eine tun kann nur, indem ich das andere lasse. Ein ungeheures Bedauern befällt mich dann über all das, was ich nicht tun kann, nur um das eine zu tun, eine Entrüstung über dies unverhältnismäßige Opfer; und während ich das Ausmaß dieses Opfers begreife, versetze ich mich in eine untätige Starre.

■

Meine Freundin hat einen hoch aufragenden Haarschopf; aber nicht einfach so; sondern eigens dafür, bei schwierigem Grübeln, bei gefühligen, verstörenden, aufwühlenden Gesprächen die langen nervösen Finger da hineinfahren, damit spielen, darin kratzen zu lassen.

■

Wenn man mich kitzelt, sagt sie, werde ich sofort zu einer Egoistin. – Ich habe es einige Male probiert und wurde dessen nicht froh, weil es nicht einfach nur stimmt, sondern sogar in äußerst hohem Maße.

■

Im Thermalbad wird vielen besser. Die Glieder werden träge, die Haut wellt sich, das Hirn schwillt in den Dünsten des Schwefels. Man quillt auf, zergeht wie ein Stück Butter im heißen Grießbrei; die Kümmernisse diffundieren durch das Wasser.

■

Die Eidechsen haben äußerst feine Krallen und Rillen in den Fingern, sodaß sie sogar an der Decke haften können. Für mich ist das trotz aller Mühe undenkbar geblieben. Das liegt vielleicht an den Gedanken, die ich mit mir herumschleppe. Ich kann sie nicht abwerfen, selbst wenn sie gefährlich sind, während die Echsen bei Gefahr einen Körperteil abwerfen können, um den restlichen Organismus zu retten.

■

Alle Einwirkungen reizen mich: Ich glaube, die Dinge treten nicht durch die Sinnesorgane vermittelt, sondern, gewissermaßen osmotisch, unmittelbar durch die Haut in mich ein.
Aber die Dinge sind noch tolerabel. Ärger ist etwas anderes: Ich habe mir beim Grübeln die Stirn aufgerieben, und nun dringt durch die wunde Stirn jeder Gedanke hinein.

■

Ich kenne einen Künstler, einen expressiven Maler, der den Boden seines Ateliers jeden Tag mit neuen Blättern abdeckt. Denn er fürchtet, aus den zufälligen Farbspritzern, die auf den Boden gelangen, könnte ungewollt ein Kunstwerk entstehen, worauf die Atelierbesucher dann treten würden, was seine Künstlerehre natürlich verletzen müßte.

■

Wenn mein Cousin in einem Automobil sitzt, das nicht fährt, bekommt er schon nach wenigen Augenblicken keine Luft. Er sagt, ein Fahrzeug, dessen letztlicher Zweck doch immer die Fortbewegung ist, ein Fahrzeug also, wenn es am Ort bleibt, erwecke in ihm, so sagt er, die Panik des sinnlosen Stillstands.

■

Ein Mann erkannte eines Tages, daß er etwas Böses in sich trug. Also beschloß er, das Böse aus sich herauszuziehen. Das tat er. Aber es blieb immer noch etwas Böses drinnen; und so hatte er sich bald ganz und gar von innen nach außen gekehrt.

■

Das Rind ist unstörbar; selbst die vielen Fliegen, die Myriaden von Mücken verscheucht es nur müßig mit dem Wedel des Schwanzes. Kein Donner, kein Beben, keine Revolution bringt das Rind aus der Ruhe.

■

Mein Gehirn ist so kompliziert, daß ich mich selbst darin oft nicht wiederfinde. Wenn es einfacher, übersichtlicher wäre, dann könnte ich zufrieden sein. Mein ganzes Leben wäre aufgeräumter. Mein Plan klarer; meine Strategie direkter. Aber so drifte ich immer ab, schweife ins Entfernte, verliere mich im Ungefähren, und mein Lebensweg ist reine Digression.

■

Jedes Ding wird mir zu einem kleinen Elend. Was kann ich dafür? Die Dinge hindern mich, sie wollen es immer anders, den Dingen wohnt eine ärgerliche Widerständigkeit inne, eine sture, eine stupide, eine stumpfe.

Man muß die Dinge also überwinden. Man muß die Handhabung der Dinge perfektionieren; man muß die Oberflächen polieren, damit keine Reibung bleibt, man muß die Wirkungen aushebeln, das Ineinandergreifen der Werkzeuge optimieren, die Passung der Kanten einschleifen und die debilen Bediener der Gerätschaften instruieren. Dann läuft es eine Weile.

■

Ich habe Humor. Ich habe auch Freude, habe auch Freiheit. Aber sie ist gewissermaßen eingekapselt, eingehüllt von dünnen Häutchen, in der innersten Schale meiner Seelenzwiebel.

■

Ich habe immer recht gern einen Fussel, ein Knäuel der Socke im Schuh, manchmal sogar ein Sandkorn, wirklich recht gern. Damit kann ich, mittels präzise dosierter Druckausübung, mein Wohlbefinden graduell kontrollieren.

■

Zwei Männer, die ich nicht kenne, gingen in ein Krankenhaus. Einer von ihnen hatte sich den Knöchel verstaucht, der andere begleitete ihn aus Freundschaftlichkeit. Aber als sie beim diensthabenden Arzt vorstellig wurden, zeigte sich, daß der Mann mit dem verstauchten Knöchel das geringere Problem hatte: Der andere nämlich, während er der Untersuchung aus dem Abseits leicht verlegen beiwohnte, begann zu zerfließen, von unten her. Der Arzt wußte nicht, was in solch einem Fall zu tun war, und reparierte daher weiter den Knöchel, was zuletzt auch ein befriedigendes Ergebnis zeitigte.

■

Wolfried fragte sich oft vor dem Schlafen: Bin ich morgen, wenn ich aufwache, noch derselbe? Er würde die Veränderung möglicherweise gar nicht bemerken, denn er wäre am Ende so sehr gewandelt, daß auch seine Erinnerung eine andere geworden sein müßte. Immerhin: Er konnte sich solange sicher sein, daß er derselbe Wolfried geblieben war, wie er sich vor dem Schlafen fragte, ob er morgen noch derselbe sein würde.

■

Wie ein ruminierendes Tier kaue ich unaufhörlich durch, was immer wieder aufsteigt in meinem Innern aus der Gärung. Denn ich muß die Dinge immer bis zum Ende durchdenken. Aber nichts kann ganz durchdrungen werden; es bleibt immer ein Rest. Ich hasse Reste, Reste sind odios. Ich nage die Gedanken ab wie Knochen, ziehe prüfend ihre Gelenke auseinander und extrahiere schlürfend das Mark.

■

Ich remineralisiere gern meine Zähne. Das verschafft mir tiefe Genugtuung, und danach fühle ich mich vor schädlichen Umwelteinflüssen aufs beste geschützt.

■

Ein Mann träumte morgens oft davon, nach Amerika auszuwandern. Als er einmal zu lang geträumt hatte, geriet er in Gefahr, den letzten Zug zu verpassen, der ihn pünktlich zur Arbeit bringen würde. In Eile suchte er seine Sachen zusammen, aber die Brille ließ sich nicht finden.
Voller Ärger, daß er die Brille nicht gefunden habe und ohnehin nicht auswandern könne, hastete er über die vom Glatteis bedeckten Straßen. Das Glatteis ärgerte ihn auch. Und das zurecht, denn er rutschte aus und fiel mit dem Kopf gegen eine herauslugende Asphaltplatte, sodaß ein endloser Strom Blut aus seiner Schläfe austrat, der ihn emporschwemmte und hinübertrug nach Amerika.

■

Wenn ich sterben muß, möchte ich in ein Rohr. Das Rohr umschließt dich von allen Seiten gleichermaßen; das Rohr ist neutral. Und jemand kann, wenn er will, hindurchsehen, an mir vorbei. Das ist beruhigend.

■

Das Fremdpsychische, es ist bedrohlich. Es ist drinnen in jemand anderem und man kann es nicht herausholen. Ich bin ja in mir, innerhalb, könnte man mit Recht sagen, und bin darüber hinaus ich selbst. Bin mein eigener Beobachter und mein eigenes Objekt. Aber das Fremdpsychische ist da ganz anders.

■

Die Institution engt mich ein. Welche? Jede. Alles Institutionelle ist rigide reglementiert; und wenn es das nicht ist, heißt es nicht zurecht Institution. Aber sobald alles rigide reglementiert wird, hat nichts Erfüllendes, Freies, Phantasievolles mehr Platz. Also habe auch ich keinen Platz und bin beengt.
Aber wieso verlasse ich nicht die Institution? Weil außerhalb der Institution nichts reglementiert ist; und sobald nichts reglementiert ist, hat alles Lüsterne, Wilde, Wahnsinnige Platz.

■

Oft hat meine Freundin, wie sie mir mitgeteilt hat, in den Waden das Gefühl des Umknickens, des Umfallens oder des Wegrennenmüssens; und manchmal sogar all diese drei Empfindungen zugleich; aber nur in den Waden, in den Schienbeinen wiederum nicht.

■

Ulf hat eine ulkige Statur: Sein Torso von der Form eines exorbitanten erstarrten Tropfens scheint völlig unbeweglich, während die gewissermaßen als Fremdkörper nur äußerlich angeklebten, ungewöhnlich langen und unverhältnismäßig schmalen Gliedmaßen sich gänzlich unabhängig vom Übrigen in ständiger Aktion befinden.
Ob diese äußere Inkohärenz auch einer inneren Veranlagung entspricht, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen. Immerhin läßt sich bei Ulf auch charakterlich eine Tendenz zur Verselbständigung des Tuns von der Intuition beobachten.

■

Oft herrscht Dissens vor; nicht einmal zwischen mehreren Menschen, nein, sagen wir: Individuen; oder doch: Menschen; jedenfalls nicht nur zwischen mehreren, sondern schon zwischen mir.

■

In einer meiner Schubladen lagert ein altes Portemonnaie. Manchmal hole ich es hervor. Wie alle alten Portemonnaies hat es etwas Ausgeleiertes, Zerfleddertes, ja sogar Muffiges. Ich prüfe nicht nach, ob es nicht vielleicht einen Geldschein oder ein paar Münzen enthält; so kann ich weiterhin den Glauben nähren, daß dort noch etwas drin sein müsse. Denn der Zweifel ist manchmal ein sicheres Refugium.

■

Die Tätigkeit des Schmirgelns ist zwar an sich eintönig, wird aber von vielen mit bewundernswerter Hingabe betrieben, weil die Eintönigkeit in einen erwünschten Endzustand mündet: Zum Beispiel wird eine Fläche eben, verliert ihre Grobheit, wird geradezu anschmiegsam. Oder unter einer unscheinbaren, ja unansehnlichen Schicht kommt ein geheimer, ein verborgener Glanz hervor wie das eigenste Wesen des Dings. Deshalb schmirgeln viele so hingebungsvoll, auch wenn sie selbst den wahren Grund vielleicht nicht kennen.

■

Hört bitte auf meine Narration. Es gibt einen Brunnen im fernen Burma, so könnte ich etwa beginnen. Dann gäbe es noch eine Heldin, die zum Brunnen kommt, um Wasser zu schöpfen, und plötzlich etwas herausholt, zum Beispiel ein Kind oder ein Drachenei. So nähme das Schicksal seinen Lauf. Zuletzt wären alle traurig, aber versöhnt, außer vielleicht dem Drachen. So wäre meine Narration, wenn ihr zuhören könntet.

■

Ich weiß, daß man uns unterwandert, unser ganzes existenzielles System. Es gibt Agenten, Insider, die im Verborgenen wirken. Es gibt fremde Strippenzieher, sie korrumpieren die demokratischen Strukturen. Darunter auch das Fernverkehrswesen. Erst neulich wollte ich nach Neubaden, aber am Schalter versuchte man mir einzureden, es gäbe keinen Ort dieses Namens. Offenbar war der Ort komplett eskamotiert worden.

■

An allen meinen Fingernägeln sind, eingelassen jeweils in eine kaum sichtbare Öse, Fäden befestigt. Es gibt zehn Menschen, jeder zieht an einem Faden und will etwas von mir. Gebe ich es ihm nicht, zieht er stärker und stärker. Ich fürchte dann, der Faden könnte reißen, und folge.

■

Albert ist ein Experiment. Das sagt er selbst. Er ist schlank, sein Gang ist ungeschickt, sein Gesicht gilb und fahl. Er sagt, er würde sich nicht wundern, wenn er morgen aufwachte und er wäre tot.

■

Ich kenne Frau Sabine von zufälligen Treffen in verschiedenen Winkeln der Stadt. Frau Sabine ist eigentlich eine gutmütige Dame. Aber ihre Beine bewegen sich wie die einer Spinne. Sie befinden sich stets in geknicktem Zustand, und der Winkel dieses Knicks ändert sich beim Gehen nur unwesentlich. Ansonsten ist mit Sabine, wie gesagt, alles in Ordnung. Aber diese Spinnenhaftigkeit muß doch skeptisch stimmen.

■

Vor meinem Haus – ich habe kein eigenes Haus, nur eine Wohnung darin, das heißt im Haus, das nicht meines ist – vor diesem nicht meinem, aber im Sinne der Wohnhaftigkeit doch auch meinem Haus steht ein insofern sehr eigenartiger, ja komplizierter Baum, als er über eine enorme Anzahl von Ästen, Zweigen, Verzweigungen, Verästelungen verfügt, deren einzelne Verläufe nachzuverfolgen mir bislang unmöglich geblieben ist. Deshalb ärgere ich mich; es ist ein wirklich schwieriger Baum.

■

Wenn ich in der Kunst drin bin, weiß ich mich geschützt, weiß ich mich jedem Zugriff fern, frei von jeder Bedürftigkeit, sicher vor jeder Gefahr, aller Sorge enthoben. Aber nur wenn ich wirklich drin bin in der Kunst.

ALEXANDER ESTIS wurde 1986 in einer Künstlerfamilie in Moskau geboren; hier erhielt er eine Ausbildung an Kunstschulen und bei verschiedenen Moskauer Künstlern. 1996 siedelte er mit seinen Eltern nach Hamburg über. Nach Abschluss des Studiums in deutscher und lateinischer Philologie arbeitete er zunächst als Gymnasiallehrer für die Fächer Deutsch, Latein und Kunst. Es folgte eine Lehrtätigkeit für deutsche Literatur und Sprachgeschichte an den Universitäten Hamburg, Genf, Freiburg i. Br. und Zürich sowie eine Dozentur für Kommunikation an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Seit 2016 lebt er als Dozent und freier Autor in Aarau. Alexander Estis arbeitet vorwiegend in literarischen Kleinformen: Kürzestprosa, Aphoristik, Glossen, szenische Miniaturen, Epigramme und lyrische Fragmente. Seine Texte werden in Anthologien und Zeitschriften publiziert; eigenständige Sammlungen erschienen Anfang 2019 im Amsel-Verlag (Zürich) sowie im Hochroth-Verlag (Bielefeld u. a.).

Würdigung des Preisträgers

Von Nora Iuga (Vorsitzende der Jury)

Ins Deutsche übertragen von Hellmut Seiler

Obwohl ich nun nicht zu den Personen gehöre, die sich gern an ein Protokoll halten, möchte ich als Erstes die Ehre hervorheben, dieser Jury vorzustehen. Ich danke also jenen, die mich dazu befugt haben, in der Benennung des auszuzeichnenden Dichters das letzte Wort zu haben. Trotz meines respektablen Alters, dessen ich mich nicht rühme, das ich aber kaum verhehlen kann, hoffe ich, dass Sie begreifen, dass sich mein ganzes Leben unter der Schirmherrschaft der Poesie abgespielt hat. Sie sollen sich aber bitte nicht vorstellen, dass ich einer traditionellen Auffassung von Poesie anhänge, die von einer sentimentalen Romantik geprägt ist, die bis zum Überdruss von hochkomplizierten Stilfiguren strotzt.

Genauso wenig gehöre ich aber zu den Anhängern eines Minimalismus, in dem sich nichts als der banale Alltag erkennen lässt, dem nur eine vulgäre Erotik den Stempel aufdrückt. Ich beziehe mich auf eine Konstante der rumänischen Gegenwartslyrik. In den Texten, die ich jetzt zur Bewertung vorgelegt bekommen habe, sind mir solche Fälle nicht untergekommen. Vielleicht weil sich unter den Bewerbern viele Ausländer befinden, die obige Phase überschritten haben. Zweifelsohne wird, unabhängig von seinem Umfeld, der Blick eines Menschen nicht unbedingt davon angezogen, was gemeinhin als schön gilt, sondern von jener Einzelheit, die auffällt, ja schockiert; weil er so etwas noch nie gesehen hat.

Verstehen Sie mich recht: Wenn ich davon spreche, was einen echten Dichter ausmacht, beziehe ich mich nicht in erster Linie auf die Tiefe seiner Gedanken oder die Schönheit der Form, sondern darauf, was ihn einzigartig macht, *sui generis*. Ich habe zu meinem Erstaunen erfahren, dass der große Kant behauptet hat, das Hauptmerkmal des Dichters sei seine **Originalität**!

Nun gut, wohlan: Von allen Einsendungen habe ich / haben wir **Alexander Estis** ausgewählt, für mich eine Offenbarung! Außer der Lyrik eines Robert Gabriel Elekes, eines in Rumänien geborenen und beheimateten Dichters, dessen Abwesenheit in Reschitza (rum. Reșița) ich bedauere, habe ich in der jüngeren Dichtergeneration keinen mit einer vergleichbar radikalen, unmittelbaren Ausdrucksweise vorgefunden, eine ohne Armspangen und Tätowierungen, immer verstörend, wobei die Botschaft,

wenn von einer solchen die Rede sein kann, sich immer zwischen zwei gegensätzlichen Varianten befindet. Egal, für welche man sich entscheidet, man befindet sich auf unsicherem Terrain. In drei Zeilen fasst Alexander Estis das Wesen unserer Existenz zusammen, besser gesagt das der Realität, in der wir uns ständig wiegen!

Rolf Bossert, mit dem wir gut befreundet waren sowohl im Badeort 2 Mai am Schwarzen Meer als auch in Schäßburg (rum. Sighișoara) und in der Wohnung von Mariana Marin – die zwei Schritte weit von uns wohnte, und abends um 10 Uhr hörten wir gemeinsam »Europa Liberă«/ »Freies Europa« –, Rolf, den ich für den originellsten und komplexesten deutschen Dichter aus Rumänien halte, würde sich freuen und vielleicht sogar darauf stolz sein, dass der erste Dichter, der seinen Preis erhält, Alexander Estis ist. Und, verstehen Sie mich bitte nicht falsch, aber mir gefällt auch sein Name, den ich *mutatis mutandis* »bărbatul ales din est« / »der auserwählte Mann aus dem Osten« übersetzen würde!

Dankesrede anläßlich der Verleihung des Rolf-Bossert-Gedächtnispreises

Von Alexander Estis

Verehrte Damen und Herren,
mein Dank für die Verleihung des Rolf-Bossert-Gedächtnispreises gilt dem Initiator des Preises, Herrn Hellmut Seiler, den Stiftern, also dem Freundes- und Förderkreis Rolf Bossert, Herrn Erwin Josef Ţigla nebst den übrigen Organisatoren der Deutschen Literaturtage in Reschitza sowie natürlich der Jury.

Eine Dankesrede ist kein fiktives Genre. Um nach der gebotenen Einstiegstopik sogleich mit Rolf Bossert zu sprechen: »Keine Topoi können mich diesmal retten. / Und nicht die riskanten Metaphernketten.« (*Das wächserne Lied*) Auch ein Abdriften ins Surreale und Bizarre, wie es für Bosserts Schaffen bezeichnend ist, wäre an dieser Stelle wohl eher ungewöhnlich – dieses Abdriften als künstlerische Methode, ja als Prinzip zu thematisieren, ist mir jedoch ein Anliegen.

Immerhin bieten schon die Realitäten dieser Preisvergabe einige kuriose Koinzidenzen: So könnte man damit beginnen, daß ich in ebenjenem Jahr (1986) geboren wurde, in dem Rolf Bossert umkam; man könnte damit fortfahren, daß ich jetzt im gleichen Alter bin wie Bossert am Tag seines Todes, sodaß jenes Jahr 1986 heute gewissermaßen als Scharnier zwischen unseren Lebensläufen steht; man könnte auch die bemerkenswerte Tatsache erwähnen, daß der gleiche kleine Verlag, der Bosserts Gedichtband *Um den Preis einer Vorsilbe* im Programm führt, auch meinen ersten Gedichtband veröffentlicht hat. Diese Reihe von Zufällen, die sich noch fortsetzen ließe, scheint recht merkwürdig – was mich, wie angekündigt, zum wesentlichen Punkt bringt: dem Merkwürdigen, Surrealen, Bizarren und vor allem – dem Grotesken.

Über Bossert schrieb Richard Wagner: »Seine Gedichte kommen im Alltagston eines Tucholsky daher, gewinnen aber der Alltäglichkeit immer wieder einen Sarkasmus ab, der das Böse scheinbar beherrschbar werden lässt, eine nicht seltene Haltung unter den kritischen Intellektuellen in Osteuropa. In der aphoristischen Zuspitzung wird das Gedicht zur Machtdomäne der Machtlosen.« So treffend diese Feststellung ist – mir scheint doch das Element des Surrealen in Bosserts Schaffen hier etwas unterbewertet. Indem nämlich das Unvorhergesehene, Unkontrollierbare, Widervernünftige, allenthalben durchbricht, entfaltet die durch literarische Formgebung nur scheinbar überwältigte Absurdität der Existenz – zumal einer Existenz in einem

repressiven Regime – unterschwellig ihr Bedrohungspotenzial. Als »Leitsymptom« einer solchen Existenz in einem totalitären System kann vielleicht das (nicht psychiatrisch, sondern symbolisch verstandene) paranoide Denken bezeichnet werden, dessen adäquater literarischer Ausdruck eben das hinter jedem Wort lauernde Surreale zu sein scheint.

Heute haben wir es mit anderen Systemen, anderen Mächten, anderen Feinden zu tun. Die Symptomatik hat sich verschoben. Doch im Kern blieb der Totalitarismus als Widersacher bestehen; er setzt sich heute – paradox ausgedrückt – fort als ein Totalitarismus des Partikulären. Dies insofern wir es nach dem »Ende der großen Erzählungen« nunmehr mit einer überbordenden Fülle an Identifikationsangeboten zu tun haben – mit teils zwar lächerlichen oder abstrusen, aber in der Sturheit ihres Narrativs doch gefährlichen. Dies auch insofern, als jene Partikularisierung durch ein drastisches und omnipräsentes Polarisieren forciert erscheint – zwischen den Extremen einer erneuten Verhärtung faschistoider Tendenzen und eines rigorosen, quasireligiösen Hypermoralismus. Auf den Anschein des individuell Ultimativen bedacht, sind wir nicht bloß verführbar geworden durch den Glanz der Oberflächen, sondern zu fanatischen Priestern und Hütern dieses je eigenen Glanzes. Ein »Leitsymptom« unseres heutigen Daseins meine ich daher im neurotischen Denken erkennen zu können – und dessen trefflichste Ausdrucksform wiederum im Grotesken. Denn nichts legt die Beschaffenheit unserer Neurosen, unserer Ängste, unserer scheiternden Identifikationsversuche so präzise frei wie das Groteske. Nichts reproduziert so eindringlich die Empfindungen von Entfremdung, Verzweiflung und Hilflosigkeit, nichts offenbart durch einen monströsen Sarkasmus, durch ein ungeheures Gelächter hindurch so erschreckend klar die – kühn ausgedrückt – elementare Übermacht der Struktur über den Menschen.

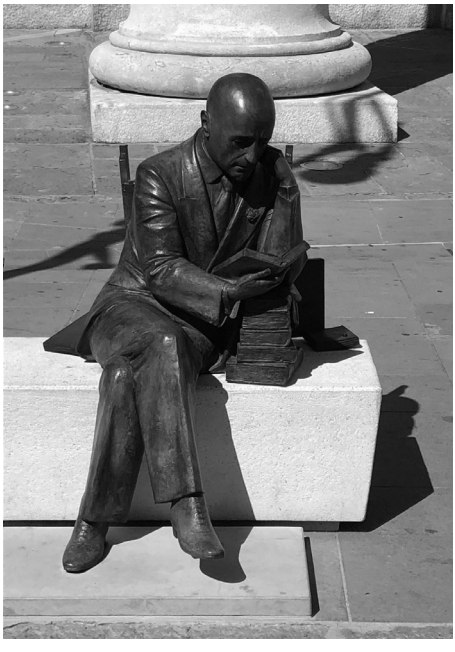
Ein Credo meiner Arbeit ist daher – um mit Rolf Bossert zu schließen: »Ich erstatte / sonderbar fremde Meldung« (*Der Morgen danach*).

Die Remythologisierung der Mythen

Bemerkungen zur Nachhaltigkeit des »Unternehmens Fiume«

Bei meinem letzten Besuch in Triest (it. Trieste, kr., sl. Trst) stolperte ich auf der zentralen, aber schlecht beleuchteten Piazza della Borsa beinahe über eine Bank mit einem lesenden Herrn, den ich nicht sofort erkannte: Gabriele D'Annunzio, dargestellt jedoch nicht als Kriegsheld oder Sturmtruppenkommandant, sondern als grübelnder Geistesmensch (merke: nebenliegend ein Stapel Bücher). Das Kunstwerk aus Bronze war präzise am 12. September 2019, dem 100. Jahrestag der patriotischen Inbesitznahme von Fiume (kr. Rijeka) durch den Dichter-Soldaten und seine »Legionäre«, enthüllt und von heftigen Polemiken begleitet worden. Die kroatische Regierung protestierte, der Bürgermeister von Rijeka definierte D'Annunzio im Sinne einer breiten historiografischen Tradition als Vorläufer der faschistischen Ideologie, die zentraleuropäisch inspirierte Triester Bürgerliste »Nein zum Denkmal« (it. »No al monumento di D'Annunzio a Trieste«) warnte, dass die »literarische und politische Biografie D'Annunzios Italien zum Gespött der Welt mache«, während die rechtsextremen Fratelli d'Italia die bronzene Erinnerungspolitik der Stadtväter für einen »großen Gestalter der Nationalgeschichte« ausdrücklich begrüßten. Zur gleichen Zeit lief in Triest die Ausstellung »Disobbedisco. La rivoluzione di d'Annunzio a Fiume 1919–1920« [Ich gehorche nicht. D'Annunzios Revolution in Fiume 1919–1920], kuratiert von dem Journalisten und Bestsellerautor Giordano Bruno Guerri,[1] dem Präsidenten der D'Annunzio-Gedenkstätte »Vittoriale degli Italiani« [Siegesdenkmal der Italiener] in Gardone Riviera. Natürlich sei die Gleichzeitigkeit von Ausstellung und Einweihung des Denkmals reiner Zufall, so der Kurator. Seiner hagiografischen Schau auf das emanzipatorische Weltverbesserungsexperiment des »Comandante« von Fiume, den – so Guerri – Benito Mussolini arglistig vereinnahmt habe, steht die kroatische Interpretation gegenüber: Ebenfalls getreulich am 12. September wurde im einst ungarischen Gouverneurspalast von Rijeka, wo der Dichter residiert hatte und 1920 von Premier Giovanni Giolitti hinausbombardiert worden war, die von den Historikerinnen Tea Perinčić und Ana-Maria Milčić kuratierte Ausstellung »D'Annunzijeva mučenica – L'olocausta di D'Annunzio« [D'Annunzios Märtyrerin] eröffnet. Die Stadt als Leidtragende einer repressiven, ökonomisch desaströsen Politutopie, instrumentalisiert wie die vielen vom »Unnachahmlichen« verführten und verlassenen Geliebten oder die

1 Unter anderem Autor des Buches: La mia vita carnale. Amori e passioni di Gabriele D'Annunzio [Mein Sinnenleben. Lieben und Leidenschaften Gabriele D'Annunzios]. Milano 2014.



D'Annunzio-Denkmal in Triest.
© Daša Ličen, Jernej Kosi

vielen »Legionärinnen«, die ihn nach und in Fiume begleiteten. 16 Monate des Schreckens für die slawischen Bürger, aber auch für die Autonomisten.

Dass an zwei Kristallisationspunkten des italienischen Irredentismus wie Triest und Fiume/Rijeka Mythos und Antimythos des Handstreichs und seines Protagonisten aufeinanderstoßen, hat seine Logik. Wenn aber nun 100 Jahre danach landauf, landab Gedenkveranstaltungen, internationale Kongresse und Publikationen verschiedener Art die kollektive Erinnerung auffrischen wollen; wenn wir – um nur Beispiele zu nennen – von einem italienischen Botschafter auf Französisch erfahren, ohne »D'Annunzio le Magnifique«, Sedimentation von Nietzsches Übermenschen, könne man Lawrence von Arabien, Antoine de Saint-Exupéry, André Malraux, den Spanischen Bürgerkrieg, ja sogar die Brüder Heinrich und Thomas Mann und Pier Paolo Pasolini nicht recht verstehen; wenn gestandene Historiker für eine Fotochronik des Unternehmens in den Familienalben der Freischärler D'Annunzios blättern; wenn sein Motto »Fiume oder der Tod« einer deutschen Publikation von rechts als Titel dient oder seine Regentschaft als »Kommune der Faschisten« abgehandelt wird; wenn uns endlich auch Comic Strips das kurzweilige Epos am Kvarner-Archipel erzählen – so legt all das und noch mehr den Schluss nahe, dass wir einer ansteigenden Remythologisierungswelle jener Mythen beiwohnen, die der »Poeta« selbst, ein Marketing-Genie sondergleichen, einst noch viel gekonnter konstruierte und orchestrierte.

Was aber ist die Substanz, und was sind die Folgen jener Ereignisse, die sich einer solchen Nachhaltigkeit« erfreuen? Bekanntlich wollten bei den Pariser Friedensverhandlungen die übrigen Siegerstaaten des Ersten Weltkriegs Italien nicht alle im Londoner Geheimvertrag von 1915 versprochenen Territorien zuerkennen. In der adriatischen Frage hatten sich mit der Neuentstehung des Staates der Serben, Kroaten und Slowenen die Gewichte verschoben, und die Alliierten (allen voran Woodrow Wilson) waren nicht zum Nachgeben geneigt. Besonders erbittert wurde von der italienischen Delegation um Fiume gekämpft, obwohl es Italien im Pakt nicht zugesagt worden war. Die multiethnische, mehrheitlich von Italienern und Kroaten bewohnte Hafen- und Industriestadt, in der »auch der dümmste Mensch vier Sprachen beherrschte«, hatte vor dem Krieg als »Corpus separatum« mit ausgeprägten autonomistischen Tendenzen zur ungarischen Reichshälfte der Habsburgischen Monarchie gehört und stand nun unter interalliierter Besatzung. Für die zu einer Kernfrage des nationalen Prestiges hochgespielte Forderung nach Dalmatien *und* Fiume hatte D'Annunzio in einer Ode rechtzeitig das Leitmotiv des »verstümmelten Siegs« geliefert.

Italien erhielt am 10. September 1919 im Friedensvertrag von St. Germain das Trentino und Südtirol (it. Alto Adige), Julisch-Venetien (it. Venezia Giulia, mit Triest) und Istrien, nicht aber Fiume. Am 12. September zog der Dichter-Soldat in seiner

prachtvollen roten Fiat-Limousine an der Spitze von etwa 2.000 Mann (Sardische Grenadiere, Arditi, zahlreiche Offiziere) in Fiume ein, ohne dass ein Schuss fiel. Dem Oberkommandierenden der Streitkräfte in der Venezia Giulia, Nicolis di Robilant, einem piemontesischen Liberaldemokraten, gelang es nicht mehr – worauf die Historikerin Marina Cattaruzza ausdrücklich hinweist –, den Aufruhr mit den vorgesehenen drastischen Maßnahmen zu unterdrücken: Er wurde am 13. September zugunsten des stellvertretenden Generalstabschefs Pietro Badoglio abgesetzt. Die Besetzung von Fiume war nämlich nicht – wie gerne dargestellt – ein Heldenstück D'Annunzios, sondern das Ergebnis monatelanger Vorbereitungen, an denen prominente Vertreter der regulären Streitkräfte, nationalistische Parlamentarier, Hofkreise sowie irredentistische Repräsentanten der Stadt selbst teilgenommen hatten. D'Annunzio war ihr ausführender Arm, als solcher allerdings perfekt: Der skandalumwitterte »décadent« hatte nicht nur aufwendig an der Etablierung seines eigenen Mythos vom »Leben als Kunstwerk« gearbeitet, sondern war seit den 1890er-Jahren auch zum wichtigsten Sprachrohr des italienischen Nationalismus geworden. Sein pseudoreligiöser »hate speech« und seine spektakulären Aktionen (Flug über Wien im Jahr 1918) fungierten als poetisch-propagandistischer Begleithorizont zur Teilnahme Italiens am Ersten Weltkrieg.

Die Wahl des »bewaffneten Ariel« zum Anführer des Überfalls auf Fiume ermöglichte freilich eine Entwicklung, mit der die Auftraggeber wohl nicht gerechnet hatten: Die Stadt wurde zum Exerzierfeld eines politischen, künstlerischen und existenziellen Experimentalismus, der in seiner unüberbietbaren Originalität, oder, je nach Perspektive, Bizarrerie bis heute nicht nur das Interesse der (Literatur-)Historiker anregt – »Stadt der Leidenschaft« (Raoul Pupo), die eine Zeit lang auch Teile der Bevölkerung mitriss. Paradies der Avantgarden (Futuristen & Co.), Musik, Tanz, freie Liebe, Drogen, Esoterik, Exzentrizität aller Art mischten sich diffus mit rabiatem oder mystischem Patriotismus, Frontkämpfergesinnung und präpotent-dynamischem Jugendkult. Umsturz der konstituierten Ordnung auf allen Ebenen. Der »Comandante« predigte vom Balkon, Mussolini sollte später seine Liturgie der pseudodialogischen Massenkommunikation übernehmen. Mussolini hatte begriffen, dass in Fiume der Anti-Staat entstanden war, von dem aus man Rom aushebeln konnte, aber er war ein Konkurrent, der nur den Helfer D'Annunzios spielte, und er kannte vermutlich den Unterschied zwischen einem Bacchanal und einem Umsturz.

Die Stadt wurde zum Exerzierfeld eines politischen, künstlerischen und existenziellen Experimentalismus.

Doch die Stadt war infolge der wirtschaftlichen Blockade in zunehmend ernsten Versorgungsschwierigkeiten, zahlreiche Einwohner landeten aus diesen und anderen, politischen Gründen im Exil. Der »Comandante« musste nun auch auf linke und anarchistische Subversion setzen wie Piraterie – mit Konnivenz der Gewerkschaft der Meeresarbeiter. Sein neuer Kabinettschef, der revolutionäre Syndikalist Alceste de Ambris, arbeitete die vieldiskutierte Verfassung eines korporatistischen Staats mit sozialutopischen Zügen aus. Sie trat nie in Kraft. Im Juni 1920 übernahm in Rom der alte Fuchs Giovanni Giolitti, ein Erzfeind des Dichters, die Regierungsgeschäfte. Im November gelang der Abschluss des Grenzvertrags von Rapallo: Große Teile Dalmatiens gingen an den jugoslawischen Staat, Fiume erhielt mit dem Status eines Freistaats die Chance, wieder ein multinationaler Hafen zu werden. D'Annunzio erkannte den Vertrag nicht an und erklärte Rom den Krieg. Zu Weihnachten machte Giolitti dem Theater ein Ende und ließ den Regierungspalast von Fiume beschießen. Nach kurzen Kämpfen

zählte man 60 Tote und erhebliche Sachschäden. D'Annunzio verließ die Bühne der Geschichte, ohne seinen Schwur »Fiume oder der Tod« eingelöst zu haben.

Während der 16 Monate des Abenteuers von Fiume war das Verhältnis zwischen (Teilen des) Militärapparat(s) und der Regierung in eine gefährliche Krise geraten. Die liberale Führungsschicht hatte sich zu allem anderen dadurch diskreditiert, dass sie offensichtlich ungesetzliche, aber genügend patriotisch eingefärbte Aktionen tolerierte, ebenso der König, der es nicht gewagt hatte, durch den rechtzeitigen Einsatz der Armee die Glaubwürdigkeit der staatlichen Ordnung aufrechtzuerhalten. Alles in allem hatte sich die Möglichkeit konkretisiert, den nationalistischen Expansionismus, die zerstreuten Kräfte der subversiven Rechten, den Antiparlamentarismus, den Mythos der Jugend und den Mythos des verstümmelten Sieges wirkmächtig zu vereinen. Gaetano Salvemini sprach treffend von der »Gelatine, in der die Mikroben des Faschismus gezüchtet wurden«.

Abhandlungen über die Berechtigung, den vielen schmückenden Beiwörtern D'Annunzios das eines Präfaschisten hinzufügen zu dürfen, scheinen mir letztlich müßig. Fest steht, dass der heroische Dichter dem Politiker Mussolini – bei allem, was die beiden unterscheidet – das Modell für die Machtergreifung ebenso wie für die Organisationsformen seiner Miliz lieferte, inklusive Uniform, Kampfruf, Slogans, nicht zu vergessen die choreografischen Muster für die Massenbewegungen, die zur Ästhetisierung der Politik gehören.

Fest steht, dass der heroische Dichter dem Politiker Mussolini – bei allem, was die beiden unterscheidet – das Modell für die Machtergreifung ebenso wie für die Organisationsformen seiner Miliz lieferte [...]

Kehren wir zum Ausgangspunkt zurück, zur Interpretation des D'Annunzio-Denkmals als politischer Akt. In der Tat weisen nicht nur kroatische Historiker auf ein Narrativ zu Italiens Ostgrenzen hin, das etwa seit der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre wieder neu »under construction« ist, intensiviert durch den 2004 installierten »Giorno del ricordo« [Tag der Erinnerung], den Gedenktag an die titoistische Gewalt (»foibe«) und den tragischen Exodus der italienischen Bevölkerung Istriens, Fiumes und Dalmatiens ab 1945. Nur von Teilen der italienischen Öffentlichkeit akzeptiert, dies sei deutlich gesagt, zeigt dieses Narrativ nationalitalienische bis neo-irredentistische Züge und neigt dazu, die Mitverantwortlichkeit von zwanzig Jahren Faschismus im Adriaraum für jene schrecklichen Geschehnisse herunterzuspielen. Der Dichter-Held von Fiume bietet dafür offensichtlich eine willkommene Projektionsfläche.

Gedankensplitter: Dreihundert Einjährig-Freiwillige des 85. Regiments Rav »Verona« legten im Mai 2019 ihr Gelöbnis in D'Annunzios »Vittoriale degli Italiani« ab. Hat man sich überlegt, dass man Rekruten der Armee (also einer Institution des Staats) dort schwören ließ, wo eine Persönlichkeit residiert hatte, die mit ihren Unternehmungen in hohem Maß die Institutionen des Staats zu destabilisieren suchte? Wie weit darf Remythologisierung gehen?

Renate Lunzer

***Renate Lunzer**, geboren in Wien, ist Dozentin für italienische Literaturwissenschaft und Translatorik an der Universität Wien. Sie hat zahlreiche Publikationen zur neueren italienischen Literatur, zu den österreichisch-italienischen (Kultur-)Beziehungen, zum adriatischen Irredentismus, zur Kriegs- und Exilliteratur sowie zur Kulturtransferforschung veröffentlicht.*

Otto Bartning und das Notkirchenprogramm

Ein modellhafter Beitrag zum Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg

Mit Blick auf das Bauen im Deutschland der Nachkriegszeit und in der frühen Bundesrepublik stellen sich bei jedem sicherlich ganz ähnliche Bilder ein. Angesichts der weitreichenden Kriegszerstörungen denkt man an die ab den späten 1940er-Jahren wiederaufgebauten Innenstädte. Prägend scheint hier eine Architektursprache zu sein, die sich einerseits an bestehenden Grundstücksgrenzen, Straßenverläufen und Infrastrukturen orientiert, sich anderseits immer wieder durch die Einfachheit der verwendeten Materialien und formalen Mittel auszeichnet. Gestalterisch changiert sie damit zwischen traditionsbezogenen und modern-sachlichen Formen. Aber auch einzelne Bauprojekte oder charakteristische Bauten werden dem einen oder anderen in den Sinn kommen. Seien es mit politischer Bedeutung aufgeladene – wie Hans Schwipperts Umbau der Bonner Pädagogischen Akademie zum Sitz des Deutschen Bundestages (1949), der historisch wie politisch bedeutsame Wiederaufbau der Frankfurter Paulskirche durch Rudolf Schwarz (1947–48), Architekturen wie der die kriegszerstörte Albanskirche integrierende und damit Festsaal- und Mahnmalfunktion verbindende, von Karl Band wiederaufgebaute Kölner Gürzenich (1952–55, erneut unter Beteiligung von Rudolf Schwarz), sicher aber auch eher profane Bauten und Bauprojekte, die sich gerade als Sinnbilder für einen wieder lebenswert werdenden Alltag in das Gedächtnis der Menschen einprägten: die internationales Flair verströmende, 1957 abgehaltene Bauausstellung im Westberliner Hansaviertel, Bildungsbauten wie etwa die ersten für die Freie Universität im Westteil Berlins errichteten Gebäudekomplexe (vor allem der 1952–54 errichtete Henry-Ford-Bau von Franz-Heinrich Sobotka und Gustav Müller), das Café Kranzler am ebenfalls Westberliner Kurfürstendamm (1957–58 von Hans Dustmann), die ingenieurtechnisch anspruchsvolle dortige Kongresshalle (1956–57 von Hugh Stubbins) oder die Oper (1954–57) von Wilhelm Riphahn in Köln.

Auch Kirchenbauten gehören sicherlich dazu – nicht zuletzt als gebaute Zeichen des angestrebten moralisch-ethischen Neubeginns nach der NS-Zeit und dem Holocaust. Erneut ist hier Rudolf Schwarz zu nennen, der etwa mit der teilweise aus Trümmern des Vorgängerbaus errichteten Dürener Annakirche (1954–56) einerseits auf Krieg und Zerstörung Bezug nimmt, andererseits einer ostentativen materiellen Bescheidenheit sinnfälligen Ausdruck verleiht. Oder aber Emil Steffanns Laurentiuskirche in München-Gern (1955), die in der Einfachheit ihrer räumlichen Struktur und ihrer betont handwerklichen Materialität einer ganz vergleichbaren Programmatik verpflichtet ist. Zu nennen ist zweifellos auch die Westberliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Während der neue, 1959–61 nach den Plänen von Egon Eiermann errichtete Kirchenbau einem rationalistischen Entwurfsansatz durch Ausstattung und Buntverglasung einen sakralen Gestus verleihen möchte, setzte sich die Berliner Bevölkerung zugleich für den Erhalt der Turmruine des Vorgängerbaus (1891–95) von Franz Schwechten ein – im Ergebnis vielleicht eines der eindrucksvollsten baulichen Zeichen für die Verbindung von Erinnerungskultur einerseits und Neuaufbruch andererseits.

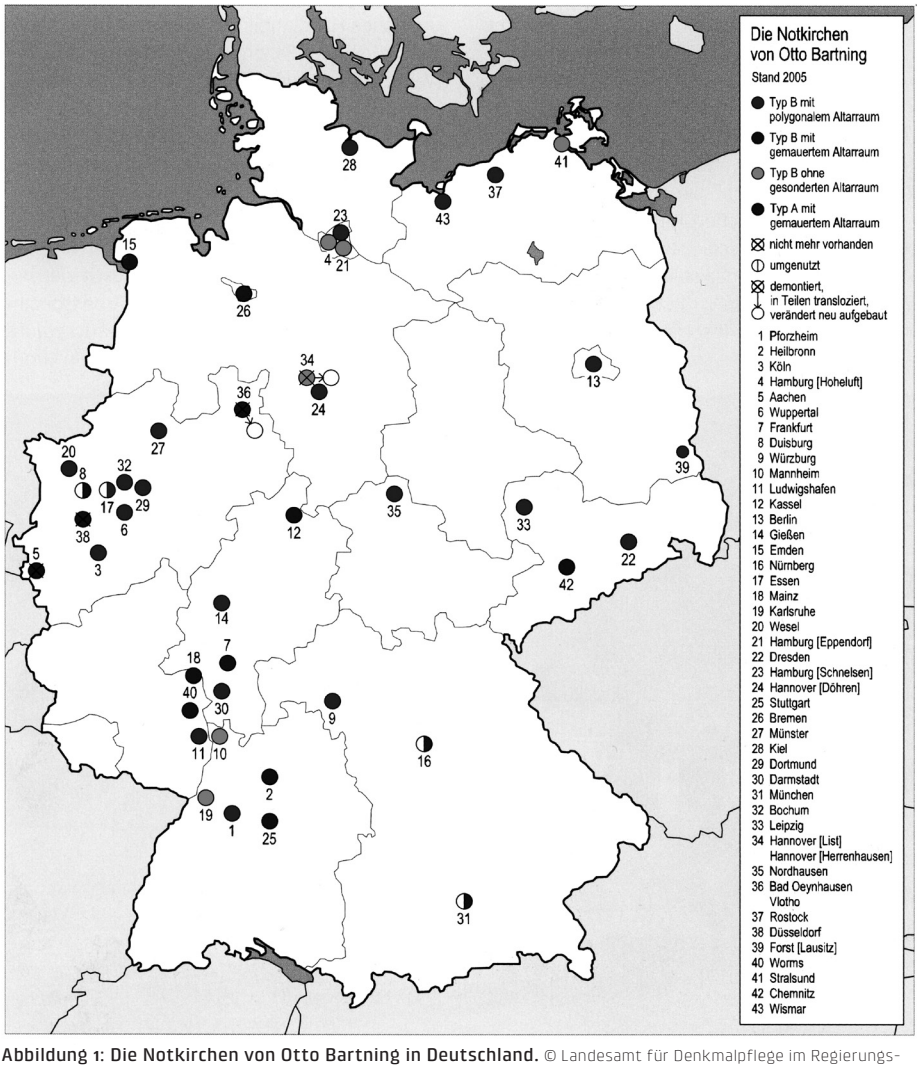


Abbildung 1: Die Notkirchen von Otto Bartning in Deutschland. © Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Svenja Schrickel

Kaum jemand wird aber heute noch – so ist jedenfalls anzunehmen – die Notkirchen Otto Bartnings erwähnen. Auch wenn 43 der ursprünglich geplanten 48 Notkirchen in den Jahren 1947–51 ausgeführt wurden und bis heute weitgehend erhalten sind (Abb. 1), fallen sie inzwischen kaum noch als zusammengehörige Baugruppe auf. Nicht wenige von ihnen sind unterdessen umgebaut, ausgebaut und durchgreifend verändert. In manchen Fällen ist durch nachträglich hinzugekommene Ausstattungsstücke zudem der anfangs deutliche gestalterische Anspruch getilgt, auf die von äußerster materieller Einfachheit bestimmten Entstehungszusammenhänge zu verweisen. Damit transportieren viele der Notkirchen nach einer Vielzahl von Eingriffen und Ergänzungen kaum noch jenen ideellen Gehalt, den die Architektur im Ursprung deutlich kommunizieren wollte. Dennoch aber können und müssen die

Notkirchen, wie im Folgenden ausführlich dargelegt werden soll, als paradigmatische Beispiele des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg gesehen und verstanden werden. In ihnen bündeln sich wie in einem Brennglas Debatten, programmatisch-gestalterische Ansätze, ideelle Überzeugungen und historisch-politische Zusammenhänge, die das Bauen im Deutschland der Nachkriegszeit in unterschiedlichen Gewichtungen über Jahre hinweg geprägt und bestimmt haben. Mit anderen Worten: Die Notkirchen können geradezu als Modellfall bundesdeutscher Architektur der frühen Nachkriegszeit gelten.[1]

Akteure des Wiederaufbaus: Der Architekt Otto Bartning

Die immensen Wiederaufbauaufgaben nach dem Krieg verlangten nach entsprechend ausgebildeten und erfahrenen Fachleuten, die nach den anfänglichen Vorstellungen der Alliierten zugleich politisch weitgehend unbelastet sein sollten. Schon bald gelangte man jedoch zu der Erkenntnis, dass die meisten Akteure im Bereich des Bauens auf irgendeine Art und Weise mit dem Nationalsozialismus in Berührung gekommen waren. Eine durchgreifende Entnazifizierung hätte somit nach einem nahezu völligen Verzicht auf fachlich ausgebildetes Personal verlangt – ein Anspruch, der mit Blick auf die Komplexität und den Umfang der anstehenden Bauaufgaben kaum einzuhalten war. Erschwerend kam hinzu, dass eine jüngere Architektengeneration weitgehend fehlte: Viele waren im Krieg gefallen, andere wiederum mussten ihre Ausbildung während des Zweiten Weltkriegs unterbrechen und in den ersten Jahren nach 1945 erst noch abschließen. Relativ bereitwillig wurde deswegen schon bald eine personelle Kontinuität zwischen NS-Zeit und Wiederaufbau zugelassen, die bis in die hochrangigste Akteursebene hineinreichte und die von dem Architekturhistoriker Werner Durth bereits 1986 im Rahmen der Monografie *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970* ausführlich beleuchtet worden ist.

Otto Bartning (1883–1959), der im Auftrag des Hilfswerks der evangelischen Kirche in Deutschland (HEKD) und in Abstimmung mit Eugen Gerstenmaier als dessen Leiter die Entwicklung und fachliche Begleitung des Notkirchenprogramms übernahm, ist in diesem Zusammenhang allerdings kaum zu nennen, konnte er doch als politisch weitgehend unbelastet gelten. Bartning war während der NS-Zeit zwar in Deutschland geblieben und stand 1945 deswegen auch unmittelbar für den beginnenden Wiederaufbau zur Verfügung. Er war aber niemals Mitglied der NSDAP gewesen und hatte keinerlei hochrangige Funktionärspositionen innegehabt. Vor allem aber hatte sich Bartning im Rahmen seiner Berufspraxis möglichst ferngehalten von jedem als politisch zu bezeichnenden Bauen und Gestalten. So wandte er sich weder der angeblichen Nische eines zwar gestalterisch vielfach nach wie vor modernen,

1 Dieser Essay stützt sich auf die zum Thema vorliegende Forschungsliteratur, u. a. Werner Durth, Wolfgang Pehnt, Sandra Wagner-Conzelmann: Otto Bartning. Architekt einer sozialen Moderne. Ausstellungskatalog. Darmstadt 2017; Svenja Schrickel: Die Notkirchen von Otto Bartning – eine serielle Kirchenbauproduktion der Nachkriegszeit. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 34 (2005) H. 4, S. 201–213; Chris Gerbing: Die Auferstehungskirche in Pforzheim (1945–1948). Otto Bartnings Kirchenbau im Spannungsfeld zwischen Moderne und Traditionalismus. Regensburg 2001; Christoph Schneider: Das Notkirchenprogramm von Otto Bartning. Marburg 1997; Wolfgang Hartmann: Die Notkirchen von Otto Bartning. In: kunst und kirche (1987) H. 3, S. 199–205; Jürgen Bredow: Materialien zum Werk des Architekten Otto Bartning. Darmstadt 1983.

dafür aber aufs engste mit Kriegswirtschaft, Rüstungsproduktion und Zwangsarbeit verbundenen Industriebaus zu noch widmete er sich einem ideologisch aufgeladenen Traditionalismus im Bereich neoklassizistischer Repräsentationsarchitektur oder einem eng mit der Blut-und-Boden-Ideologie des Nationalsozialismus verknüpften Heimatstil. Bartning plante nach 1933 vielmehr für die Deutsche Evangelische Kirche und das Kirchliche Außenamt der Deutschen Evangelischen Kirche Kirchenbauten im Deutschen Reich und für deutsche Gemeinden im Ausland.[2] Ab 1941 wurde er schließlich Leiter der Bauhütte der Heiliggeistkirche in Heidelberg.

Bartning plante nach 1933 Kirchenbauten auch für deutsche Gemeinden im Ausland.

Mit der evangelischen Kirche wurde er zwar für eine ebenfalls als über weite Strecken gleichgeschaltet zu bezeichnende Institution tätig, konnte mit den hier übernommenen Bauaufgaben aber eine größere Distanz zum Politischen wahren als zahlreiche seiner Kollegen, die beispielsweise unmittelbar im Staats- und Parteiauftrag arbeiteten. Darüber hinaus reflektierte Bartning die politischen Verwerfungen, denen er sich dennoch ausgeliefert sah, noch während der NS-Zeit und nicht erst im Nachgang in zahlreichen persönlichen Dokumenten und schriftlichen Stellungnahmen. Die Rolle Bartnings als Leiter des Notkirchenprogramms und beim Wiederaufbau in der Nachkriegszeit wird deswegen bis heute kaum kontrovers diskutiert. Gleiches gilt für die von ihm übernommenen Funktionen in Institutionen wie dem Bund Deutscher Architekten (BDA), dem Bartning seit 1950 als Präsident vorstand, im Deutschen Werkbund oder bei Debatten wie dem Zweiten Darmstädter Gespräch (1951), das unter dem auch zum Notkirchenprogramm passenden, von Otto Bartning selbst auf die Tagesordnung gesetzten Motto »Mensch und Raum« stand.

Ziele des Wiederaufbaus: Die Bauaufgabe

Als paradigmatisch für die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg kann auch die Bauaufgabe bezeichnet werden. So entstanden die Notkirchen aus einer Reihe von Gründen, die zusammengenommen das Bauen in der frühen Nachkriegszeit charakterisieren können. Zuallererst sind hier die weitreichenden Kriegszerstörungen und die anstehenden Wiederaufbaumaßnahmen zu nennen. Dabei fehlte es nicht nur an Wohnungen und an den notwendigen Infrastrukturen. Zerstört oder stark beschädigt waren ebenso zahlreiche Kirchenbauten, vor allem in den großstädtischen Ballungsräumen. Der als Typenprojekt angelegte Entwurf der Notkirchen, aber auch Materialwahl und Konstruktion waren primär darauf ausgerichtet, möglichst schnell auf eine durch Verlust, Entbehrung und Mangel geprägte Situation reagieren zu können.

Durchaus charakteristisch für die Zeit ist die Bauaufgabe zudem im übertragenen Sinne. Gerne ist die Architektur der Nachkriegsjahre auch für einen moralisch-ethischen Neuanfang in Dienst genommen worden, wobei die politisch-ikonografische

2 Das von Bartning für die Deutsche Evangelisch-Christliche Kirche Augsburgischen Bekenntnisses im Königreich Jugoslawien entworfene Kirchengebäude in Belgrad wurde in den *Spiegelungen* bereits thematisiert. Vgl. Angela Ilić: Belgrad. Eine Stadt, zwei ehemalige deutsche evangelische Kirchen. In: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 11 (2016) H. 2, S. 9–25.

Ausdeutung des Gebauten vielfach von einer gewissen Oberflächlichkeit war. So wurde das Projekt einer Demokratisierung von Politik und Gesellschaft beispielsweise immer wieder recht kurzschlüssig mit modernen gestalterischen Mitteln in Zusammenhang gebracht, die ihre politische Unschuld vor dem Hintergrund einer kritisch-reflektierten architekturhistorischen Forschung inzwischen aber eingebüßt haben. Verwiesen sei nur nochmals auf den am Neuen Bauen der 1920er-Jahre und am Bauhaus orientierten Industriebau der NS-Zeit, der die Vorstellung einer vorgeblich per se als demokratisch zu bezeichnenden funktionalistisch-rationalistisch orientierten Architekturmoderne ebenso ad absurdum führt wie der Blick auf die modernistischen Repräsentationsbauten des faschistischen Italien, etwa Giuseppe Terragnis »Casa del Fascio« in Como (1932–36). Im Falle der Notkirchen ist es denn auch sehr viel mehr die Bauaufgabe selbst, die Versuche eines Neubeginns nach 1945 zu illustrieren vermag. Als Kirchenbauten, die sich – wie noch gezeigt werden soll – gestalterisch wie grundrisstypologisch an einer die Gemeinde, die Verkündigung des Wortes und das Abendmahl in den Mittelpunkt rückenden Liturgie ausrichten sollten, wollten sie als sichtbarer Ausdruck moralisch-ethischer Erneuerung verstanden werden. Sollte der forcierte Wohnungsbau der verbreiteten Wohnungsnot begegnen, so sollte der weniger an Repräsentation als am Gemeindegedanken und der gemeinsamen liturgischen Feier interessierte Sakralbau der Notkirchen der »geistigen Not« der Zeit entgegenwirken – oder aber, wie es Otto Bartning während des Zweiten Darmstädter Gesprächs mit Blick auf die Architektur in ihrer Gesamtheit formulierte, der »geistige[n] und leibliche[n] Heimatlosigkeit des Menschen«.[3]

Wiederaufbau als Mittel zur Identitätsstiftung: Material und Bauprozess

Um die Frage nach dem Verhältnis von »Mensch und Raum«, um das Problem der »Heimatlosigkeit« und auf individuelle Identifikation angelegte baulich-räumliche Angebote ging es im Bauen der Nachkriegszeit immer wieder an zentraler Stelle. Gedanklicher Ausgangspunkt war dabei die Annahme, dass Architektur- und Raumproduktion wesentliche Instrumente und Mittel zur Identitätsstiftung sein können. Dabei standen sich durchaus verschiedenartige Konzepte und Vorstellungen gegenüber. Während es dem einen Teil der Fachleute um die Entwicklung konsequent neuer baulicher Bilder für die veränderten politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse ging, versuchten sich die anderen an einem einfachen und reduzierten, gleichzeitig aber auf baulich-kulturelle Traditionen verweisenden Gestalten. Im Notkirchenprogramm gelangte dabei die zweite, das Neue mit dem Überlieferten vermittelnde Vorstellung geradezu mustergültig zur Anschauung.

Vor allem mit Blick auf das verwendete Material wird dies besonders deutlich. Statt Stahl und Beton, die auf Grund der Materialkontingentierungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit ohnehin nur sehr eingeschränkt Verwendung finden durften, wurde beim Notkirchenprogramm vorzugsweise auf natürliche, einfache Materialien

3 Otto Bartning (Hg.): Darmstädter Gespräch. Mensch und Raum. Hg. im Auftrag des Magistrats der Stadt Darmstadt und des Komitees Darmstädter Gespräch 1951. Darmstadt 1952, S. 117.

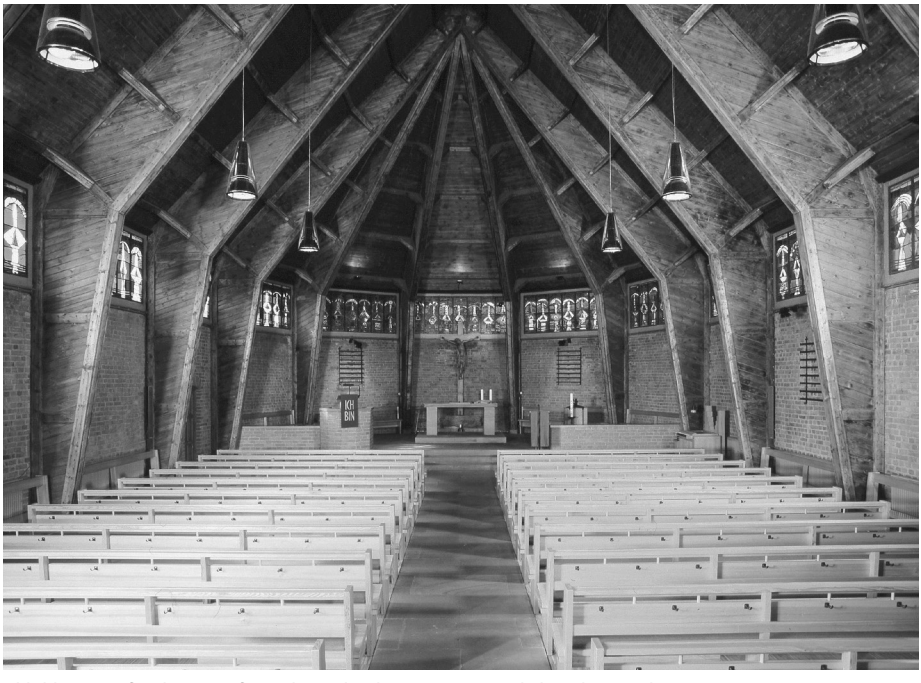


Abbildung 2: Pforzheim, Auferstehungskirche, 1945–1948, Blick Richtung Altarraum. © Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Bernd Hausner

zurückgegriffen. Dazu gehörte zum einen Holz, das prominent für die baukonstruktiven Teile Verwendung fand, zum anderen kamen für die nicht tragenden, lediglich ausfachenden Wände Trümmerziegel und andere, aus dem Schutt kriegszerstörter Bausubstanz geborgene Materialien wie Sand- und Haustein zum Einsatz (Abb. 2). In den Fällen, in denen die Notkirchen im Krieg zerstörte Vorgängerbauten ersetzten, wurden teilweise sogar erhalten gebliebene Bauteile in die Neubauten integriert – so etwa Reste von Fassade, Turm und Altarraum der Kirche St. Markus in Hamburg-Hoheluft vom Ende des 19. Jahrhunderts. Das Überlieferte und Stehengebliebene wurde so zum Zeichen des Verlorengegangenen in der Gegenwart, zum Vehikel historischer Reminiszenzen und von Erinnerungen an eine örtliche Baukultur.

Damit versuchten sich die Notkirchen, wie es der Architekturhistoriker Werner Durth ausgedrückt hat, nicht zuletzt an einer »Revision jener Moderne …, die [Bartning und Rudolf Schwarz] allzu kalt und starr mechanistisch zu werden schien«.[4] Indem beim Bau der Notkirchen natürliche Materialien wie Holz und Stein, vor allem aber auch Reste der Vorgängerbebauung verwendet wurden, sollte den Bauten denn auch jene »Wärme« verliehen werden, die der Architektur des Neuen Bauens aus Sicht dieser beiden Protagonisten des katholischen wie des protestantischen Kirchenbaus vielfach fehlte.

4 Werner Durth: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970. Braunschweig u. a. 1986, S. 361.

Auch im Bauprozess selbst spiegelte sich der für das Bauen der Nachkriegszeit immer wieder als typisch zu bezeichnende Anspruch auf Identitätsstiftung wider. Jene Gemeinden, die an einem entsprechenden Kirchenbau interessiert waren, bemühten sich zwar nicht um einen eigens angefertigten Entwurf eines spezifischen Architekten, sondern griffen bis zu einem gewissen Maß auf Katalogvorlagen zurück – eben die drei von Bartning entwic,kelten Varianten des Typs B, die sich im Wesentlichen nur mit Blick auf die Ausbildung des Altarraumes voneinander unterschieden: Der eine schlug einen geraden, der andere einen polygonalen Abschluss vor, der dritte schließlich verzichtete ganz auf einen gesonderten Altarbereich. Nach dieser grundsätzlichen Entscheidung für eine der drei Varianten (zu vernachlässigen ist hier ein weiterer, lediglich zweimal gebauter und offenbar primär von dem Schweizer Emil Staudacher entwickelter, wahrscheinlich jedoch nur aus finanziell-organisatorischen Gründen in das Notkirchenprogramm integrierter Typ A) mussten die Pläne dann aber dennoch an die örtlichen Verhältnisse angepasst werden. Daraus resultierte, dass jeder einzelne der 43 Kirchenbauten spezifische Charakteristika aufweist. Keiner gleicht dem anderen, gerade auch was die Verwendung und den Einbezug des am Ort vorgefundenen Materials angeht.

Viele Bauleistungen wurden von den Gemeindemitgliedern zudem selbst erbracht, die Bauten also zu weiten Teilen durch diejenigen errichtet, die sie später auch nutzten. Die in Neckarsteinach angesiedelte Bauabteilung des HEKD, von der aus Bartning das Notkirchenprogramm zusammen mit einer Gruppe von Ingenieuren und mit Kontaktarchitekten vor Ort leitete, wurde darüber hinaus also durch ein ganzes Kollektiv von Laien unterstützt. Die örtliche Anpassung und die Mitarbeit am Ort stärkten dabei letztlich gleichermaßen die Identifikation mit den Bauten; eine Identifikation, die angesichts umfassender architektonisch-baulicher Verluste und damit nicht zuletzt auch wesentlicher identitätsstiftender Elemente für dringend benötigt erachtet wurde, um Gesellschaft und Gemeinschaft unter Rückgriff auf Tradiertes und Bekanntes neu zu verankern.

Technische Organisation des Wiederaufbaus: Rationalisierung von Bau- und Konstruktionsweisen

Eng mit dem Bauprozess verknüpft, ist auch die konstruktive Seite der Notkirchen als durchaus zeittypisch zu bezeichnen, war diese doch auf höchste Rationalität und Ökonomie angelegt, indem auf Typisierung, Normierung und eine gewisse Serienfertigung zurückgegriffen wurde. So basiert das konstruktive Gerüst der Notkirchen auf Dreigelenkbogenbindern aus Holz, die zudem in immer gleicher Ausfertigung zum Einsatz kamen. Das gleiche gilt für die Ausbildung des Daches, für die Ausfachung der Außenwände und das umlaufende Fensterband unterhalb der Traufe. Bartning griff damit – wenn auch auf veränderte Weise – Überlegungen auf, mit denen er sich schon in den 1920er- und frühen 1930er-Jahren beschäftigt hatte. Mit der zunächst auf der Kölner Presseausstellung »Pressa« des Jahres 1928 gezeigten und im Anschluss an die Ausstellung in Essen wiederaufgebauten Stahlkirche hatte er sich so erstmals für eine weitgehend industrialisierte, auf wenige Elemente reduzierte Bauweise interessiert.

Wenn Bartning in der unmittelbaren Nachkriegszeit ähnliche konstruktive Ansätze aufgreift, ist dies erneut auf die spezifischen Anforderungen jener Jahre ausgerichtet. Mit Blick auf die Kirchenbauten selbst geht es zum einen darum, den oben beschriebenen Bauprozess durch den Einsatz vorgefertigter und typisierter Elemente zu beschleunigen. Zum anderen wendet sich Bartning damit aber auch einer Bautechnologie und einem konstruktiven Denken zu, das in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg beinahe zu einer Art conditio sine qua non im Bauschaffen wurde. Wiederaufbau war in einem Umfang notwendig, der ein bloßes Wiederaufgreifen klassisch-traditioneller Bauweisen geradezu zu verbieten schien. Die immensen Bauleistungen, die zu erbringen waren, verlangten regelrecht nach neu- und andersartigen Bautechnologien. Bartning leistete mit den Notkirchen hier einen durchaus als programmatisch zu bezeichnenden Beitrag – noch dazu im Bereich der Sakralarchitektur, in dem es traditionell kaum um Rationalisierung und Ökonomisierung ging. In dieser Hinsicht war das Notkirchenprogramm progressiv und zutiefst modern.

Bescheidenheit und Zurückhaltung als Topos im Wiederaufbau: Bautypologie, Raum und Liturgie

Auch mit Blick auf die Gebäudedisposition und Raumorganisation können die Notkirchen Bartnings als typisch für die Nachkriegszeit angesehen werden. Für die unterschiedlichsten Bautypologien bis hin zum Städtebau stand nunmehr vielfach die Forderung im Raum, gestalterische Mittel zu finden, die jeder Form von Monumentalität und jeder repräsentativen Geste entsagten. Dieser Anspruch führte so weit, dass sich der links orientierte, seit 1956 in der DDR lebende Schweizer Architekt Hans Schmidt über die aus seiner Sicht unter Fachleuten verbreitete Auffassung mokierte, Alleen seien autoritär, wohingegen Schmidt die mit der Pflanzung von Baumreihen verbundenen Möglichkeiten der städtebaulichen Raumbildung hervorgehoben wissen wollte. Ähnliche formal-gestalterische Probleme stellten sich Otto Bartning im Falle der Notkirchen zwar nicht. Trotzdem galt es auch für ihn, räumliche Lösungen für eine als zeitgemäß empfundene Liturgie zu entwickeln und die institutionellen Strukturen von Gemeinde und Kirche baulich auf angemessene sowie vor allem moderne Weise zu repräsentieren.

Bartning konnte dabei auf langjährige Erfahrungen in diesem Bereich zurückgreifen. So hatte er schon in der Anfangszeit seiner Architektenlaufbahn die Schrift *Vom neuen Kirchbau* (1919) veröffentlicht und sich auch an anderen Stellen immer wieder zu diesem Thema geäußert.[5] Vor allem aber hatte Bartning schon in den 1920er-Jahren gebaut. Der Entwurf für eine Sternkirche (1922) blieb zwar Vision und Utopie, die fünf Jahre später errichtete Stahlkirche, die Auferstehungskirche in Essen (1930) und die Gustav-Adolf-Kirche in Berlin-Charlottenburg (1932–34) bezogen sich aber zumindest indirekt auf diese modellhaften Überlegungen der Frühjahre. Von Anfang an ging es Bartning dabei in erster Linie darum, die drei zentralen Bausteine protes-

5 Otto Bartning: Religion und Kirchbau. In: Kunst und Künstler (1923) H. 3, S. 84–91; ders.: Der evangelische Kultbau. In: Curt Horn (Hg.): Kultus und Kunst. Beiträge zur Klärung des evangelischen Kultusproblems. Berlin 1925, S. 47–54.

tantischer Liturgie – die Verkündigung des Wortes, die Predigt und die Abendmahlsfeier – räumlich zu bündeln, was im Falle der Sternkirche und der Auferstehungskirche zur Konzeption eines Zentralraumes, bei den beiden anderen Beispielen jedoch zu einem Wegkirchenentwurf führte, dessen Fluchtpunkt aber im Bereich von Kanzel und Altar lag.

Es waren ähnliche Überlegungen, die Bartning auch in der Nachkriegszeit und im Rahmen des Notkirchenprogramms erneut aufgriff. So ist beispielsweise der Grundriss auf eine Bündelung des liturgischen Geschehens angelegt, die im Aufriss durch das die Seitenwände des Gemeinderaums und den Bereich der Apsis miteinander verknüpfende Bandfenster ein weiteres Mal unterstrichen wird.

Dennoch führte Bartning mit Blick auf die Raumdisposition auch Neuerungen ein, die als Reaktion auf die historische Situation der ersten Nachkriegsjahre verstanden werden können. Besonders auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass alle primär auf Repräsentation angelegten gestalterischen Mittel konsequent vermieden wurden. So haben die Notkirchen keinerlei Schaufassade. Stattdessen ist die Fassadendisposition im Regelfall asymmetrisch. Ein an die Seite gerückter, nicht immer ausgeführter Turm wird in den meisten Fällen durch eine weitgehend geschlossene Front ergänzt, die im unteren Bereich in der Regel eine Folge kleiner, zum dahinterliegenden Gemeindesaal gehörende Fenster aufweist, im oberen Segment hingegen zumeist eine Fensterrose zeigt. Diese Fensterrose ist neben dem mancherorts zu findenden Turm das einzige formale Zeichen, das auf die Nutzung des Gebäudes als Kirche verweist (Abb. 3).

Dieses bewusste Unterlaufen repräsentativer Gestaltungsprinzipien setzt sich auch an anderer Stelle fort. So findet sich in der straßenseitigen Fassade beispielsweise oftmals kein an dieser Stelle üblicherweise zu erwartender Eingang. Dieser ist vielmehr häufig um die Ecke verlegt, so dass die Besucherinnen und Besucher den Kirchenraum von der Seite her betreten. In den Blick geraten so zunächst der sich dann rechter- oder linkerhand befindende Gemeindesaal und der Gemeinderaum der Kirche selbst, ausgestattet mit einfachen Holzbänken. Das liturgische Zentrum von Abendmahlstisch und Kanzel rückt damit erst ins Blickfeld des Besuchers, wenn dieser abermals seine Bewegungsrichtung geändert und den zentralen Mittelgang zwischen den beiderseitig angeordneten Bankreihen erreicht hat. Diese zunächst durchaus irritierende Wegeführung und Raumerschließung entfaltet letztlich eine doppelte Wirkung. Zum einen wird das liturgische Zentrum, auf das auch der gesamte Grundriss ausgerichtet ist, ein weiteres Mal betont. Erst, indem sich der aus dem Alltag in den Kirchenraum Eintretende aus seinem vorherigen Bewegungsablauf löst, wird ihm die Möglichkeit zu völliger Konzentration auf das liturgische Geschehen gegeben. Zum anderen funktioniert dieses Zusammenspiel von Raum und Bewegung durch den Raum auch in umgekehrter Richtung. Der Weg zurück in den Alltag ist ebenfalls einer, der auf der einen Seite bewusst begangen werden will, der sich auf der anderen Seite aber auch körperlich spürbar aus dem liturgischen Zusammenhang löst.

Auch solche Beobachtungen zum Zusammenspiel von Raum und körperlicher Bewegung durch den Raum lassen sich dabei eng mit Bartnings über Jahrzehnte entwickelten Überlegungen zum protestantischen Sakralbau verknüpfen. Protestantische Kirchenräume sollten nach Bartning nicht nur Versammlungsraum, sondern auch Feierraum sein. So erhob er schon anlässlich der Einweihung seiner Stahlkirche den in dieser Hinsicht programmatischen Anspruch:

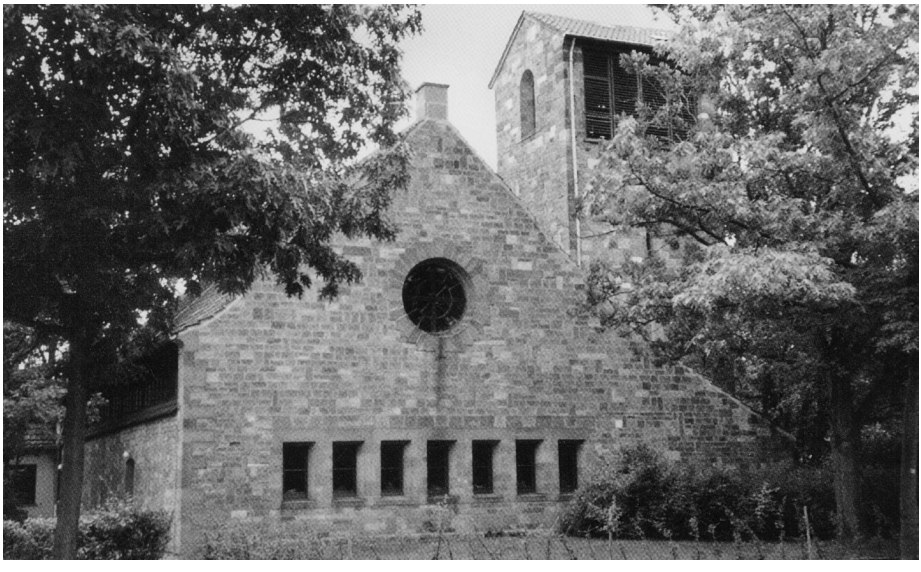


Abbildung 3: Mannheim, Gnadenkirche, 1948–1949, Turm aus der ersten Hälfte der 1950er-Jahre.
© Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Karl Fisch

> Der Kirchenbau soll sich auf seine uralte Aufgabe besinnen, die, in jedem Material und jeder Technik, so auch in der modernen Materialtechnik schlummernde Geistigkeit in den Dienst der Religion zu stellen, die Materie zur Form zu erlösen.[6]

Dazu tragen bei den Notkirchen eben die Materialität, aber auch die Lichtwirkung bei. Der eher dunkle, warme Raum wirkt bergend und beruhigend, integriert mit dem Lichtband der Fenster (die nach Bartnings Vorstellungen zudem nicht mit Buntglas versehen und damit einen hellen Kontrast zum restlichen Raum bilden sollten) aber auch formale Mittel, die auf etablierte Hoffnungs- und Erlösungsmetaphern anspielen.

Die Grundrissdisposition und die räumliche Organisation der Liturgie lassen sich jedoch nicht zuletzt auch als Ausdruck eines neuen kirchlichen Selbstverständnisses nach Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg lesen. Auf Grund der politischen Verstrickung der Kirchen stellte sich nach 1945 die Frage nach historischer Verantwortung. Baulich wollte die Kirche als Auftraggeber deswegen nunmehr vielfach bescheiden und zurückhaltend auftreten. Die Glaubensinhalte und die auf sie verweisende Liturgie sollten zum zentralen Ausgangspunkt der Entwürfe werden. Materielle Einfachheit, der weitgehende Verzicht auf repräsentative Bauformen, Würdeformeln und Grundrisslösungen sind auch darin begründet. Die Notkirchen Bartnings wollen damit also primär als die liturgische Feier in den Mittelpunkt rückende Gemeinde-

Die Notkirchen Bartnings sollen primär als die liturgische Feier in den Mittelpunkt rückende Gemeindebauten verstanden werden.

6 Otto Bartning: Vom neuen Kirchenbau. In: Bund Deutscher Architekten, Deutscher Architekten- und Ingenieurverband, Bund Deutscher Garten- und Landschaftsarchitekten: Planen und Bauen im neuen Deutschland. Köln 1960, S. 158–159.

bauten verstanden werden. Das die Wirkung der Baukörper bestimmende Steildach tut dabei sein Übriges. Die Bauten erinnern deutlich an klassische Wohnhaustypologien, nicht zuletzt auch innerhalb der Siedlungskontexte, in denen sie vielfach zu finden sind. Ein Bild wie das vom »Zelt Gottes unter den Menschen« liegt nahe und damit eine weitere Assoziation, die in erster Linie auf die konkreten Bedürfnisse der Gemeinden vor Ort bezogen ist.

Bartnings Notkirchen lassen sich auch in dieser Hinsicht mit dem (mitunter nachträglich an sie herangetragenen) Anspruch zahlreicher Bauten in der unmittelbaren Nachkriegszeit und bis weit in die 1950er-Jahre hinein vergleichen. Deren gestalterische Einfachheit und konsequente Vermeidung jeglicher auf traditionellen Vorbildern beruhender repräsentativer Mittel, die sich von überlieferten Schemata lossagenden Gebäudedispositionen und städtebaulichen Einbindungen sind dabei immer wieder als Ausdruck eines neuen Selbstverständnisses der hinter ihnen stehenden politisch-gesellschaftlichen Institutionen und Strukturen verstanden worden. Auch darin ist das Notkirchenprogramm als paradigmatisch für das Bauen in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu bezeichnen.

Wiederaufbau als Widerspiegelung von Geschichte. Das Notkirchenprogramm und seine politisch-gesellschaftliche Dimension

Im Kleinen spiegelte sich im Notkirchenprogramm schließlich auch die Position wider, die die Westzonen und später die Bundesrepublik im internationalen politischen Gefüge einnehmen sollten. So wurden die Notkirchen erst durch die weitreichende finanzielle Unterstützung der US-amerikanischen Presbyterian Church sowie der Evangelical and Reformed Church möglich. Hinzu kamen Gelder des Lutherischen Weltbundes und der Evangelischen Kirche in der Schweiz. Das Notkirchenprogramm lässt sich vor diesem Hintergrund tatsächlich als eines der ersten Beispiele ideeller und materieller Wiederaufbauhilfe aus dem westlichen Ausland lesen. Auf Ebene einzelner Gemeinden und im lokalen Bereich kam es hier zu internationalen Verflechtungen, die parallel auch in sehr viel größerem Maßstab wirksam wurden und den materiellen Wiederaufbau sowie die politisch-gesellschaftliche Neustrukturierung in weitreichendem Maß bestimmten.

Hinzu kam noch ein weiterer Aspekt: So kann das Notkirchenprogramm auch als Abbild gesellschaftlicher Veränderungsprozesse und eines gewandelten Alltagslebens der Menschen verstanden werden. Zahlreiche Notkirchen wurden in Siedlungen gebaut, die wegen der vielfach sehr weitreichend zerstörten Innenstädte neu errichtet wurden und die die anderenorts obdachlos gewordenen Menschen mit Wohnraum versorgen sollten. In einigen Fällen fanden hier zudem Heimatvertriebene aus den Ostgebieten ein neues zu Hause. Ein sich an das Notkirchenprogramm anschließendes zweites Hilfsprogramm des HEKD, für das Bartning getypte Gemeindezentren entwarf, war schließlich sogar primär für diese Bevölkerungsgruppe bestimmt. Innerhalb der Architekturgeschichte werden dabei Bezüge von Bartnings Entwurf zu Holzkirchen in Böhmen, Mähren, der Slowakei und Schlesien hergestellt und damit bautypologisch-gestalterische Verbindungen zu den unterschiedlichen Herkunftsorten gezogen. Die Notkirchen und die späteren Gemeindezentren verwiesen als die

vielleicht sichtbarsten und einprägsamsten baulichen Zeichen symbolhaft auf diese gesellschaftlichen Umschichtungs- und Veränderungsprozesse. Auch dabei sollten und konnten sie zu wesentlichen identitätsstiftenden Bauten werden.

Schlussgedanken

Deutlich geworden ist, dass das Notkirchenprogramm Otto Bartnings, wie einleitend formuliert, als ein Brennglas beschrieben werden kann, in dem sich Programmatiken, Debatten, das Politische, Gesellschaftliche und Ökonomische der Nachkriegszeit paradigmatisch-modellhaft bündeln. Zusammenfassend kann man sogar noch einen Schritt weitergehen. Demnach werden im Notkirchenprogramm diese unterschiedlichen Facetten in ihrer ganzen Komplexität und mitunter auch Widersprüchlichkeit erfahrbar und »gebaute Realität«. So verbindet sich hier der Wille zu Erneuerung mit ebenso klaren Bezügen zur Tradition. Für Ersteres steht die sachlich-zurückhaltende Gestaltung der Bauten, die auf Ökonomisierung und Rationalisierung angelegte Konstruktion, der partizipative Bauprozess und das Nachdenken über eine an die veränderten politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse angepasste Neuausrichtung liturgischer und theologischer Inhalte. Mit Blick auf Letzteres lassen sich die für Identitätsstiftung und regionale Verankerung in Dienst genommene Materialität der Bauten, erneut der partizipativ organisierte Bauprozess, aber auch dessen gleichzeitige Kombination mit Ansätzen klassischer, von »oben nach unten« organisierter planerischer Ansätze nennen. Deutlich wurde darüber hinaus, dass sich im Falle der Notkirchen ein ortsbezogenes Denken und Handeln in ein ebenso internationales Beziehungsgefüge von Akteuren und Interessen einreiht. So sind die folgenden Gedanken, die Otto Bartning aus Anlass des »Zweiten Darmstädter Gesprächs« formulierte, auch dazu geeignet, diese Verortung des Notkirchenprogramms zwischen den Polen von programmatischer Erneuerung auf der einen und bewussten Traditionsbezügen auf der anderen Seite zu beschreiben. Bartning unterstrich damals,

> […] wie eigentlich das Herzblut […] der wichtigste Baustoff ist. Die anderen Dinge der Technik, der Funktion muß der Architekt beherrschen wie der Komponist den Kontrapunkt. Aus der selbstverständlichen und stillschweigenden Beherrschung des Kontrapunktes müssen wir versuchen, Melodien, vielleicht auch Sinfonien zu schaffen und zu spielen.[7]

Tobias Zervosen

Tobias Zervosen *hat Kunstgeschichte, Musik- und Medienwissenschaft studiert. Seit Oktober 2012 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Theorie und Geschichte von Architektur, Kunst und Design der TU München und seit Juni 2019 mit dem durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Forschungsprojekt »Architektenautobiographien. Literarische Selbstreflexion und Selbstdarstellung eines Berufsstandes im 20. Jahrhundert« beschäftigt.*

7 Bartning: Darmstädter Gespräch, S. 199.

Die Bartning-Diasporakapelle im oberschwäbischen Erolzheim

Ein Ort der Beheimatung für Vertriebene und Geflüchtete

Das architektonische Erbe Otto Bartnings ist in vielen Städten Deutschlands heute immer noch erkennbar. Neben zahlreichen Notkirchen nach dem Zweiten Weltkrieg entwarf Bartning auch die Pläne für etwa dreißig sogenannte Diasporakapellen für kleinere Gemeinden. Ein wenig bekanntes Beispiel dieses Diasporakapellentyps befindet sich im oberschwäbischen Erolzheim im Landkreis Biberach, im südöstlichen Teil Baden-Württembergs, unweit der Grenze zu Bayern.[1]

Seit dem Mittelalter hatte Erolzheim wechselnde Grundbesitzer, darunter das Memminger Spital und das Benediktinerkloster Ochsenhausen. Erst seit 1851 gab es auch Evangelische im Ort. Anfangs gehörten sie zur Pfarrei in Biberach, dann zu Ochsenhausen und ab 1879/80 zur Pfarrei in Unterbalzheim.[2] Ihre Zahl blieb in dieser überwiegend katholischen Gegend sehr gering: 1880 und erneut im Jahr 1936 wurden lediglich um die 135 Evangelische im gesamten Illertal (einschließlich Kirchdorf an der Iller) gezählt. 1881 erlaubte ihnen der Stiftungsrat der römisch-katholischen Frohbergkapelle, in dieser auf dem über Erolzheim liegenden Frohberg gelegenen Wallfahrtskapelle Gottesdienste zu halten. Zu dieser Zeit formierte sich auch der erste Kirchengemeinderat, der im Jahr 1901 aufgrund der geringen Gemeindemitgliederzahl wieder aufgelöst werden musste.[3]

Ab 1945 kamen zahlreiche Flüchtlinge und Heimatvertriebene nach Erolzheim, unter ihnen viele Evangelische. Insgesamt mehr als 500 von ihnen fanden ihre neue Heimat im unteren Illertal. Das plötzliche Gemeindewachstum machte ein neues Kirchengebäude erforderlich.

Ab 1945 kamen zahlreiche Flüchtlinge und Heimatvertriebene nach Erolzheim, unter ihnen viele Evangelische. Insgesamt mehr als 500 von ihnen fanden ihre neue Heimat im unteren Illertal. Das plötzliche Gemeindewachstum machte ein neues Kirchengebäude erforderlich, denn die Kapelle auf dem Frohberg war viel zu klein geworden. Eine Lösung wurde im Anschlussprogramm an das Notkirchenprogramm gefunden, in dessen Rahmen zwischen 1948 und 1953 Gemeindezentren, Diasporakapellen und »Häuser der Kirche« errichtet wurden. Die Finanzierung des Kapellenbaus übernahm die amerikanische Sektion des Lutherischen Weltbundes.[4]

---

1 Die Autorin bedankt sich bei Werner Altvater für die ihr aus dem Gemeindearchiv Erolzheim zur Verfügung gestellten Informationen.

2 Gemeinde Erolzheim, Konstantin Maier (Hgg.): Erolzheim. Ein Marktflecken im Illertal. Weißenhorn 1990, S. 14.

3 Die Geschichte der Kirchengemeinde in Erolzheim, <http://kirche-erolzheim.de/ueber-uns/geschichte/die-geschichte-der-kirchengemeinde-erolzheim>, 17.2.2020.

4 Die Finanzmittel für die überwiegende Mehrheit der Kirchenbauten im Rahmen des Notkirchenprogramms wurden von ausländischen Kirchen und Denominationen gestiftet, vor allem aus den USA und der Schweiz.

Im Jahr 1950 hatte die Gemeinde Erolzheim 1.518 Einwohner, darunter 188 Heimatvertriebene, was 12,4 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte.[5] Die meisten geflüchteten evangelischen Familien kamen aus Pommern, Ostpreußen und Schlesien. Unter ihnen befanden sich jedoch auch einige, deren Vorfahren im 18. Jahrhundert von Pommern oder Ostpreußen in die Schwarzmeerregion ausgewandert waren. In den Personenkarteien der ehemaligen Flüchtlinge und Vertriebenen lassen sich Herkunftsortsnamen wie Elbing (pl. Elbląg), Swinemünde (pl. Świnoujście) oder Ortschaften in der Danziger Bucht (pl. Zatoka Gdańska) finden.

Der Grundstein für die Diasporakapelle wurde im November 1950 gelegt, und die Einweihung fand bereits am 20. Mai 1951 statt. Ihr Bau wurde an zwei Bedingungen geknüpft: Die örtliche Gemeinde sollte für den Bauplatz, die Fundamente und die Inneneinrichtung verantwortlich sein, und ein Pfarrer sollte am Ort wohnen.[6] Utensilien wie die Taufschale wurden zum Teil von Nachbargemeinden gestiftet. Die Einweihung fand in einem festlichen Rahmen unter Beteiligung der Posaunenchöre Biberach und Memmingen und des evangelischen Kirchenchores Ochsenhausen statt.

Heute ist die Erolzheimer Gemeinde Teil der Evangelischen Kirchengemeinde Erolzheim-Rot mit ca. 450 Mitgliedern. Das Gebäude, das immer noch das Zentrum des evangelischen Gemeindelebens in Erolzheim bildet, ist in seiner Substanz erhalten und vermittelt noch seinen ursprünglichen Charakter.[7] Als einzige durchgreifende Änderung im Gebäudeinneren wurden die ursprünglichen Bänke durch Stühle ersetzt.

Zum 60-jährigen Jubiläum der Errichtung der Kapelle wurde 2011 eine Wanderausstellung der Otto Bartning-Arbeitsgemeinschaft Kirchenbau e. V. mit dem Titel »Raum ist Spannung« im Rahmen eines Festaktes eröffnet. Bei der Feier sprach auch die Zeitzeugin Christa Burger, die 60 Jahre zuvor beim Guss des Kirchensockels geholfen hatte.[8] Im Januar 2015 erhielt die Kapelle einen neuen Altar, eine neue Kanzel und einen neuen Taufstein.[9]

Die 2003 gegründete Otto Bartning-Arbeitsgemeinschaft bereitet einen Antrag vor, eine Auswahl der 1947 bis 1953 erbauten Notkirchen Bartnings »als einzigartiges Ensemble der Erinnerung mit herausragender architektur-, kultur- und kirchengeschichtlicher Bedeutung« als Weltkulturerbe anerkennen zu lassen.[10] Unabhängig vom Endergebnis zeigt diese Initiative, dass Otto Bartnings Kirchenarchitektur den evangelischen Kirchenbau in Deutschland stark geprägt hat. Dass sein Lebenswerk dazu beigetragen hat, zahlreichen evangelischen Geflüchteten und Vertriebenen aus Ost- und Südosteuropa dabei zu helfen, eine neue geistliche Heimat zu finden, ist unumstritten und bemerkenswert.

Angela Ilić

---

5 Erolzheim. Ein Marktflecken im Illertal, S. 141.

6 Die Geschichte der Kirchengemeinde in Erolzheim, <http://kirche-erolzheim.de/ueber-uns/geschichte/die-geschichte-der-kirchengemeinde-erolzheim>, 17.2.2020.

7 OBAK-Datenbank: Diasporakirche Erolzheim, <http://www.otto-bartning.de/anzeige.php?id=65>, 3.3.2020.

8 Erolzheim feiert 60. Geburtstag der Diasporakirche mit Ausstellung. In: Schwäbische Zeitung 3.12.2011, S. 8.

9 Andreas Wagner: Seltenes Fest in der Diasporakirche. Das 1951 gebaute Gotteshaus erhält neuen Altar, neue Kanzel und neuen Taufstein. In: Schwäbische Zeitung 9.1.2015, S. 7.

10 OBAK-Aktion Weltkulturerbe Notkirchen, <http://www.otto-bartning.de/unesco/>, 3.3.2020.

»Ich glaube nicht an Realismus«

Am 24. November 2019 erhielt die 1977 in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) geborene Freiburger Schriftstellerin Iris Wolff für ihr bisheriges literarisches Werk den Marieluise-Fleißer-Preis 2019 der Stadt Ingolstadt. Anlässlich dieser Preisverleihung sprach der Laudator Klaus Hübner mit der Autorin.

Iris Wolff, herzlichen Glückwunsch zum Marieluise-Fleißer-Preis! Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu Fleißer umschreiben? Sie haben einmal gesagt, dass ihr Erzählband Avantgarde *Sie besonders beeindruckt hat.*

Wir hatten ein distanziert-neugieriges Verhältnis. Durch den Preis sind wir einander näher gerückt, man kann vielleicht sagen: für alle Zeit miteinander verbunden.

Welche Texte, welche Autoren waren und sind für Ihr Schreiben ganz besonders prägend?

Ich bin stark durch die Begegnung mit der Frühromantik geprägt. Diese Epoche hat die Fantasie philosophisch legitimiert, das hat meine Weltsicht radikal verändert. Von Franz Kafka habe ich das gestische Erzählen gelernt, von Hermann Lenz, dass das Zuhause ein innerer Ort ist, den (schreibend) zu finden man die Freiheit hat. Außerdem fühle ich mich Eva Strittmatter, Mascha Kaléko und Gottfried Benn in ihren Gedichten verwandt (*zögert*). Jedes gute Buch kann dem eigenen Schreiben etwas hinzufügen – meine diesjährige Entdeckung: W. G. Sebald. Im Frühling habe ich mich chronologisch durch alle seine Romane gelesen.

Ihre bisherigen drei Romane spielen alle in Siebenbürgen, in und um Ihren Geburtsort Hermannstadt. Wird Siebenbürgen der Schauplatz Ihrer Literatur bleiben, so wie Günter Grass immer wieder auf Danzig zurückgekommen ist oder Peter Handke auf seine Kärntner Heimat an der slowenischen Grenze?

Ich habe mir diese Frage bei jedem meiner Romane gestellt und manchmal damit gehadert, dass meine Texte immer mit Siebenbürgen zu tun haben. Das Schlimmste, was einer Autorin passieren kann, ist vorhersehbar, erwartbar zu sein oder wenig Leserinnen und Leser zu finden, weil das Thema zu exotisch scheint. Gleichzeitig kann und will ich das, woraus meine Geschichten entstehen, nicht reglementieren – ich muss mich dem überlassen. Sonst riskiere ich die Energie und Notwendigkeit, die es braucht, um über Jahre an einem Romanstoff dranzubleiben. Die Themen bleiben vielleicht gleich, aber die Sprache verändert sich, das Bewusstsein für Strukturen und Formen des Erzählens. Vielleicht ist so beides möglich: in Siebenbürgen bleiben (oder zumindest davon ausgehen) und mehr Welt in meine Bücher hineinlassen. Die Vergangenheit soll in einem lebendigen Bezug zur Gegenwart stehen.

Am 24. November wurde der Autorin Iris Wolff im Foyer des Stadttheaters Ingolstadt der Marieluise-Fleißer-Preis verliehen. Die Laudatio hielt Dr. Klaus Hübner *(Spiegelungen)*. Laudator Dr. Klaus Hübner, Iris Wolff und OB Christian Lösel (v. l.). © Stadt Ingolstadt/Roessle

Ihre Geschichten spielen nun mal dort, und deshalb sind es Siebenbürger Geschichten. Aber Sie haben mehrfach betont, dass es immer auch universelle Geschichten sind. Die Jury des Fleißer-Preises schreibt, dass Ihre Romane »ein großes europäisches Panorama skizzieren«. Weshalb sind Ihre Romane universell, und inwiefern entwerfen sie ein großes europäisches Panorama?

Lesen bedeutet Überschreiten – der eigenen Grenzen, des eigenen Horizonts. Liest man Texte aus Ländern, die man nicht kennt, die in anderen Zeiten als der Gegenwart spielen, ist die Erfahrung möglich, dass das, was weit weg ist, dennoch etwas mit mir zu tun haben kann. Alle gute Literatur ist für mich universell, das Verbindende ist wichtiger als das Trennende. Literatur ist, nach Milan Kundera, ein Erfahrungsraum, ein Feld menschlicher Möglichkeiten. Dass in meinen Büchern ein europäisches Panorama entsteht, ist beim Schreiben keine vorgefasste Absicht (*lacht*) – es hat damit zu tun, dass meine Figuren auf der Suche sind, Ländergrenzen überwinden (oftmals durch politische Gegebenheiten gezwungen), ebenso wie innere Grenzen. Eine Eigenheit Osteuropas ist ja die sprachliche, geistige (und damit auch religiöse) Vielfalt. Die Tatsache, dass ethnische, nationale und konfessionelle Identitäten vielfältig und wandelbar sind, die Erfahrung von Mehrsprachigkeit, bringt ein ständiges Hinterfragen und Erkennen seiner selbst und des Anderen mit sich.

Lesen bedeutet Überschreiten – der eigenen Grenzen, des eigenen Horizonts

Es gibt beim Reden und Schreiben über die deutschsprachige Literatur viele Schubladen. Eine davon, die man vor allem im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts oft und gerne aufgemacht hat, heißt »rumäniendeutsche Literatur«. Natürlich fühlten Sie sich Herta Müller verbunden, haben Sie mal gesagt, der bekannten Nobelpreisträgerin, die eine ganze Generation älter ist als Sie. Ich kann in Ihren Romanen wenig finden, das mich an Herta Müllers Bücher erinnern würde. Ist Ihr Schreiben nicht ganz anders?

Viel zu selten werden diese Schubladen hinterfragt. Was sind die Bezugsgrößen für solche Verortungen? Biografische, geschichtliche oder literarische? Was hat mehr Gewicht, Geschichte oder Gegenwart? Emil Ciorans Ausspruch, man wohne in einer Sprache, kann davon befreien, sich auf einer Landkarte verorten zu müssen.
In Herta Müllers Essay *In jeder Sprache sitzen andere Augen* schreibt die Autorin, wie sie sich als Kind im Banat Wesen und Name der Dinge angeeignet hat: »Ich aß Blätter und Blüten, damit sie mir meiner Zunge verwandt sind. Ich wollte, dass wir uns ähneln, denn sie wussten, wie man lebt, und ich nicht.« Dieser Form der Weltaneignung – und auch diesen Zweifeln fühle ich mich verwandt. Meine Kindheit im Banat, in und um Semlak in der Nähe von Arad, war geprägt von einer Verbundenheit mit der Natur, dem Gefühl, dass es keine Trennung zwischen Innen und Außen gibt, dass alles um meinetwillen da ist. Nach der Auswanderung waren diese Freiheit und Selbstverständlichkeit fort. Die Suche nach den Namen der Dinge, nach der Verbindung von Sprache und Erfahrungen hat mich zur Literatur geführt. Herta Müller schreibt, das Rumänische sei ihr »in den Blick hineingewachsen«; ich meine zu wissen, was sie damit meint. Sprachen wachsen einem in den Blick, Worte und Bücher wachsen einem in den Blick, mitunter auch Menschen – und ich wäre noch immer heimatlos, hätte ich die Literatur nicht.

Die Suche nach den Namen der Dinge, nach der Verbindung von Sprache und Erfahrungen hat mich zur Literatur geführt.

Ich wäre noch immer heimatlos, hätte ich die Literatur nicht.

Inwiefern schreiben Sie realistisch? Was ist das überhaupt? Friedrich Schlegel, einer Ihrer literarischen Hausheiligen, schreibt eher nicht realistisch, sondern poetisiert die Welt im Sinn der frühen Romantik. Tun Sie das nicht auch? Wenigstens manchmal?

Ich glaube nicht an Realismus, auch wenn meine Bücher in dem Sinn realistisch sind, dass sich die Wirklichkeit von der Fiktion nicht so leicht unterscheiden lässt. Ich lebe in einem gewissen Widerstand gegen die Vernunft (*lächelt*). Realismus ist immer begrenzt, Poesie unendlich und transformativ. Warum? Die Welt ist eine Mitteilung. Auch Dinge, deren Sprache wir nicht verstehen: Vögel, Steine. Das ist natürlich ein zutiefst romantischer Gedanke. In der Poetik der Frühromantik sind bürgerlicher und fantastischer Lebensbereich nicht getrennt, sondern zwei Dimensionen der Realität; sie können an ein und demselben Ort erfahren werden. Schwellenüberschreitungen von einer Realität in die andere vollziehen sich als Veränderung im Sehen. Ich stelle in meinen Büchern Wahrnehmung zur Verfügung, in meinem Verständnis von Literatur wird ein Text erst in den Köpfen der Leserinnen und Lesern lebendig. Lesen ist ein schöpferischer Akt. Darum gibt es auch keine einzig gültige Deutung, immer nur eine Annäherung an den Text.

Iris Wolff und OB Christian Lösel bei der Verleihung des Marieluise-Fleißer-Preises 2019 in Ingolstadt. © Stadt Ingolstadt/Roessle

Ich wünsche Ihnen, dass der Fleißer-Preis noch mehr Leserinnen und Leser für Halber Stein, Leuchtende Schatten *und* So tun, als ob es regnet *begeistert. Was kommt danach? Verraten Sie uns etwas über Ihre literarischen Pläne und Projekte?*

Über Texte zu sprechen, die im Entstehen sind, habe ich mir abgewöhnt (*lacht*). Nur soviel: Der neue Roman bewegt sich vom Ende der 1960er-Jahre in die Gegenwart, vom Banat über Berlin und die Nordsee bis zu einer Großstadt in Baden-Württemberg. Ich habe weiter mit episodenhaftem Erzählen experimentiert. Der Roman ist als Kaleidoskop aus verschiedenen Stimmen und Perspektiven angelegt, die auf die Hauptfigur des Romans verweisen. Ich bleibe vielen meiner Themen treu, und doch hat sich das Schreiben, die Sprache verändert. Die Leserinnen und Leser müssen noch ein wenig warten. Der Roman erscheint im Herbst 2020 bei Klett-Cotta.

Literatur ist keine Antwort, eher eine Fragestellung – mit der Aufforderung, selbst Antworten zu suchen.

Iris Wolff, vielen Dank für das Gespräch!

Erlauben Sie mir noch einen Nachsatz: Literatur ist keine Antwort, eher eine Fragestellung – mit der Aufforderung, selbst Antworten zu suchen. So braucht es in Westeuropa »nur«, aber stetig, Wahr-Nehmung.

***Iris Wolff**, geboren 1977 in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben), war nach dem Studium der Germanistik, Religionswissenschaft sowie Grafik und Malerei in Marburg an der Lahn langjährige Mitarbeiterin des Deutschen Literaturarchivs Marbach. 2013 war sie Stipendiatin für Literatur der Kunststiftung Baden-Württemberg. Für ihren ersten Roman* Halber Stein *erhielt sie den Ernst-Habermann-Preis 2014. Zuletzt erschienen* So tun, als ob es regnet – ein Roman in vier Erzählungen *und die Kurzgeschichte* Drachenhaus *in der Anthologie* Wohnblockblues mit Hirtenflöte. *2019 erhielt die Schriftstellerin den Marieluise-Fleißer-Preis.*

Die ungarndeutsche Dialektologie ab den 1960er-Jahren in Ungarn – Zwei namhafte Vertreter erinnern sich

Prof. Dr. Katharina Wild (Fünfkirchen/Pécs) und Prof. Dr. Karl Manherz (Budapest) im Gespräch mit Gabriella Sós (ELTE Budapest)

Prof. Dr. Katharina Wild und Prof. Dr. Karl Manherz gehörten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu den bekanntesten Persönlichkeiten der ungarndeutschen Dialektforschung, die wir aus zahlreichen in- und ausländischen wissenschaftlichen Publikationen kennen. Beide sind Schüler der dialektologischen Schule des Gründungsprofessors der ungarndeutschen Dialektologie, Claus Jürgen Hutterer (1930–1997). Heute unterrichtet Katharina Wild, selbst authentische Dialektsprecherin, an der Universität Pécs (dt. Fünfkirchen); Karl Manherz unterrichtet seit 1968 am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit erstreckt sich über mehrere Teilbereiche der ungarndeutschen Dialektologie, im Mittelpunkt stand allerdings immer die Dokumentierung und Erforschung der zahlreichen und variablen ungarndeutschen Dialekte. Sie gehören beide zur Generation von SprachwissenschaftlerInnen, die in der Nachkriegszeit authentische ungarndeutsche DialektsprecherInnen – teilweise noch mit rudimentären Ungarischkenntnissen – im hohen Alter interviewen konnten. Ihre wissenschaftliche Tätigkeit wurde im Laufe ihrer aktiven Laufbahn mit vielen Anerkennungen gewürdigt. In diesem Doppelporträt erhalten wir einen Einblick in ihre wissenschaftliche Tätigkeit; gleichzeitig lässt sich auch der Weg der dialektologischen Forschung in Ungarn ab den 1960er-Jahren bis zur Gegenwart nachzeichnen.

Liebe Frau Professor Wild, lieber Herr Professor Manherz, können Sie uns etwas zu den Anfängen der ungarndeutschen Dialektforschung sagen?

Karl Manherz: Durch die besonders angespannte Lage nach 1945 war das Umfeld für wissenschaftliche Forschungen über die Ungarndeutschen nicht optimal. Es war die Zeit des Sprachverbots der deutschen Sprache und die Zeit unmittelbar nach der Vertreibung des Großteils der in Ungarn lebenden Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Geschehnisse brachten die Verdrängung der deutschen Sprache, aber auch die Änderung der Kommunikationsstrategien mit sich; es waren alles Vorgänge, die die wissenschaftlichen Forschungen zunehmend erschwerten. Die Neubelebung der ungarndeutschen Mundartforschung begann in den 1950er- und 1960er-Jahren, wobei auch Forschungsergebnisse der Sprachinselforschungen der 1920er- und 1930er-Jahre als Ausgangspunkte dienten.

Die ungarndeutsche Dialektologie war nach dem Krieg lahmgelegt; alles, womit man begann, war eine regelrechte Pionierarbeit in der Neubelebung der Forschung. In Ungarn hatte man damals nur sehr wenige Möglichkeiten, Forschungen über

ungarndeutsche Mundarten zu betreiben, außer man nutzte die diplomatischen Beziehungen des Landes zu der Sowjetunion. Claus Jürgen Hutterer, der Begründer der Budapester Schule für deutsche Dialektologie, hat in den 1950er-Jahren ein Stipendium in die damalige Sowjetunion bekommen und bei Viktor Schirmunski an der Lomonossow-Universität studieren können. Schirmunski hat 1962 ein Werk mit dem Titel *Deutsche Mundartkunde* veröffentlicht, das auch in Berlin erschienen ist.[1] Hutterer publizierte seine große Monografie *Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum* im Jahr 1963[2] – das war eine Lautlehre, eine kleine Wort- und Bedeutungslehre und umfasste einen umfangreichen Wortschatz im Ungarischen Mittelgebirge. Diese Arbeit kann als Ausgangspunkt für die späteren Forschungen betrachtet werden. Anfang der 1960er-Jahre wurden die Hauptforschungsrichtungen – die Ausarbeitung eines Sprachatlasses ungarndeutscher Mundarten nach dem Vorbild des Marburger Sprachatlasses, das Zusammenstellen eines Dialektwörterbuchs und das Anlegen eines Tonarchivs mit ungarndeutschen Dialekten – der ungarndeutschen Dialektologie der Nachkriegszeit von Karl Mollay und Claus Jürgen Hutterer bestimmt.

Katharina Wild: Damals, in den 1960er-Jahren, wurde an der Universität in Szeged keine Dialektologie unterrichtet. Mit diesem Forschungsfeld wurde ich durch die Arbeiten von Heinrich Schmidt und seinen Schülern vertraut. Schmidt war in der Zwischenkriegszeit Professor an der Szegediner Universität sowie Gründer und Leiter der Sprachgeographischen Schule. Er hat die erste wissenschaftliche Übersicht über die ungarndeutschen Mundarten angefertigt. Diese Publikationen haben mein Interesse für die wissenschaftliche Erforschung der ungarndeutschen Mundarten geweckt. So beschrieb ich in meiner Diplomarbeit die phonetisch-phonologischen Merkmale meiner fuldisch-rheinischen Heimatmundart. Es zeigte sich, dass meine Heimatmundart – wie auch alle anderen deutschen Mundarten in Ungarn – eine Mischmundart ist. In ihr fehlen die in Südungarn als auffallend geltenden fuldischen (osthessischen) Eigenheiten. Das lässt sich außer mit dem landschaftlichen Sprachausgleich auch mit siedlungsgeschichtlichen Gründen erklären: Im 18. Jahrhundert kamen die deutschen Siedler nicht nur aus der Umgebung von Fulda, sondern auch aus dem Rheingebiet nach Babarc (Komitat Branau, Südungarn). Sie ist somit eine fuldisch-rheinische Mischmundart.

Wie kam es zum Ungarndeutschen Sprachatlas, und welche Ziele wurden mit diesem Projekt verfolgt?

Karl Manherz: Mit seiner Arbeit *Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum* hat Claus Jürgen Hutterer die erste Arbeit überhaupt geschrieben, in der die ungarndeutschen Gemeinden und ungarndeutschen Mundarten zusammen betrachtet wurden. Hutterer hat im Vergleich zur Vorkriegszeit unter verschiedenen Aspekten – durch Publikationen, durch sein Studium bei Schirmunski – die ungarndeutsche Mundartforschung eigentlich begründet und kann in dieser Hinsicht als Wegweiser gelten. Hutterer war es, der zuerst Phonetik, Phonologie, Wortschatz und Bedeu-

1 Viktor Schirmunski: Deutsche Mundartkunde. Aus dem Russischen übersetzt und bearbeitet von Wolfgang Fleischer. Berlin 1962.

2 Claus Jürgen Hutterer: Das Ungarische Mittelgebirge als Sprachraum. Historische Lautgeographie der deutschen Mundarten in Mittelungarn. Halle (Saale) 1963.

tungslehre vereint hat und die einzelnen Mundartgebiete im Ungarischen Mittelgebirge, in denen Deutsche wohnten und nicht vollständig vertrieben worden waren, wissenschaftlich systematisiert hat. Für das Sprachatlas-Projekt hat er anhand der geografischen Lage der vor dem Weltkrieg von Deutschen bewohnten Ortschaften sprachgeografische Regionen mit einzelnen Forschungspunkten abgegrenzt. Das A-Gebiet mit 154 Ortschaften beinhaltet das Ungarische Mittelgebirge mit dem Plattensee-Oberland. Es ist eine Sprachlandschaft mit überwiegend oberdeutschen, bairischen und einigen fränkischen Dialekten. Das B-Gebiet mit 276 Ortschaften erstreckt sich über Südwestungarn – mit den Komitaten Branau, Tolnau und der Batschka – und beinhaltet überwiegend hessische, fuldische, pfälzische, ostfränkische, schwäbische und bairische Mischmundarten. Das C-Gebiet mit 39 Ortschaften bildet die Region an der westungarischen Grenze, in der vorwiegend bairische, slowenisch-österreichische und steirische Mischmundarten zu finden sind. Der Hutterer'sche Sprachatlas umfasste somit um die 470 von Ungarndeutschen bewohnte Ortschaften, zu deren sprachlicher Erhebung ein aus 600 Wörtern bestehender Fragenkatalog angelegt worden war.

Bei dessen Zusammenstellung war das Hauptziel, das Sprachmaterial so zusammenzutragen, dass die jeweiligen lokalen Dialekte und die Merkmale der zusammenhängenden Dialektgruppen aus sprachwissenschaftlicher Sicht so umfassend wie möglich abgebildet werden. Die genannte Arbeit und weitere in anderen Bereichen, wie Sprachgeografie oder Dialektologie, aber auch über soziologische Aspekte in der Sprachgeschichte bildeten eine umfangreiche Forschungsgrundlage für alle seine Nachfolger.

Wie gingen Sie bei der Aufzeichnung von ungarndeutschen Dialekten vor?

Karl Manherz: Ich wurde nach dem Abschluss eines Lehramtsstudiums 1966 in dieses Projekt miteingebunden. Zwischen 1968 und 1971 betrieb ich eine aufwändige Sammeltätigkeit, indem ich mich nach den Vorgaben von Hutterer auf Studienreisen in das sogenannte A-Gebiet begab. Parallel dazu verliefen auch ähnliche Forschungen in der Schwäbischen Türkei. Damals waren das Plattensee-Oberland, das Schildgebirge und auch das Ofner Bergland noch nicht bearbeitet. Als Student von Hutterer habe ich damals eine Lautgeografie aufgrund der sprachwissenschaftlichen Schule in sechs bis sieben Dörfern im Pilis-Gebirge zusammengestellt. Dazu gab es einen Fragenkatalog, und aufgrund von Hutterers Arbeit wurde auch eine historische Lautgeografie geschrieben. Die Doktorarbeit über diese Forschung wurde 1968 publiziert. Die Budapester Schule war damals dafür bekannt, dass man darin auch die sprachgeschichtlichen Tatsachen beschrieb. Man ging immer von den historischen Tatsachen aus. Für den bairischen Dialektraum in dieser Gegend hat man immer altbairische Grammatiken als Grundlage genommen, und so hat man untersucht, wie sich die Mundarten entwickelten. Die Sprache der Siedler im 18. Jahrhundert hat sich hier in Ungarn nicht so entwickelt wie die deutsche Hochsprache, also war das hier praktisch eine Inselsituation bis zur Vertreibung 1946–1947.

Ab den 1960er-Jahren wurden neben der ELTE Budapest auch an der Universität Pécs und der Universität Szeged intensive Forschungen im Bereich gestartet.

Karl Manherz: In der Art und Weise der Forschung, die wir gemacht haben, ging es meist um die Bearbeitung von bis dahin noch nicht erforschten Gemeinden. Oft

bestanden Diplomarbeiten aus der Beschreibung einer Gemeinde und ihrer Mundart, aber es kam natürlich auch immer die Volkskunde hinzu. Als ich zwei Sommer in Westungarn verbrachte, galten 49 ungarndeutsche Dörfer als Forschungsobjekte; diese beheimaten keine Siedlungsmundarten, sondern hängen eng mit dem Burgenland zusammen. Dort habe ich Tonaufnahmen gemacht, und daraus entstand dann *Eine Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn*.[3] Was damals in Ungarn relativ neu war, denn Hutterer hat zwar auch über soziologische Aspekte gearbeitet, aber hauptsächlich zur Sprachgeschichte. Da von den ungarndeutschen Dialekten im A-Gebiet sprachgeografische und sprachsoziologische Monografien vorlagen, fokussierte man sich bei der Zusammenstellung des Sprachatlasses auf das B-Gebiet, also auf die Schwäbische Türkei.

Auf diesem Gebiet haben teilweise Hutterer, Manherz und Wild, aber auch unter ihrer Leitung Studenten und Mittelschullehrer an der Sammelarbeit teilgenommen. Dokumentiert werden konnten so von den 276 Forschungspunkten 134 anhand der Fragenkataloge von Hutterer. 1992 wurde das Ungarndeutsche Forschungs- und Lehrerbildungszentrum gegründet. Eines der wichtigsten Aufgaben dieses Instituts ist die Erstellung des *Ungarndeutschen Sprachatlasses*. Wichtig dabei war auch die digitale, phonetisch exakte Transkription der angelegten Datenbank. Der erste Halbband wurde 2008 herausgegeben, der zweite Halbband wurde 2012 veröffentlicht.[4]

Welche parallelen Forschungen wurden zur dialektologischen Untersuchung betrieben?

Karl Manherz: Das Auftun der neuesten deutschsprachige Fachliteratur war in den 1970er-Jahren nicht einfach. 1978–1979 jedoch, als ich als Humboldt-Stipendiat eine längere Zeit in Marburg und München verbrachte, konnte ich Werke finden, die damals in Ungarn nur in der geschlossenen Abteilung der Széchényi-Bibliothek zugänglich waren. Alles, was ungarndeutsch war, war in Ungarn gesperrt. Solche Publikationen waren die von Jakob Bleyer, die *Deutsch-Ungarischen Heimatblätter*, aber auch Texte des faschistisch gesinnten Franz Basch, der neben seiner sehr negativen politischen Tätigkeit auch Volkskundler war; es gab also reichlich Material, das jedoch nicht an die Öffentlichkeit gelangen konnte. Es ist häufig so, dass die Texte, die man auf Tonaufnahmen oder bei Gesprächen aufzeichnet, auch Angaben beinhalteten, die für die Volkskundeforschung von Wichtigkeit sind. Beim Aufzeichnen der Erzählungen von Probanden kam ja nicht nur das Alltagsleben zur Sprache, sondern auch die Jahreslauffeste der Deutschen, bei denen es auch Unterschiede in den Bräuchen und zwischen den Mundartgebieten gab. Anders war es bei den Weinbauern in Güns (ung. Kőszeg), denn das waren über lange Zeit isolierte Dörfer, in denen sich die Mundart lange hielt. Hutterer meinte, dass, wenn ich schon auf dem Lande sei, ich doch auch Gewerke registrieren solle, auch mit Fotos und kompletter Dokumentation. Ziel war damals, alles zu dokumentieren, auch wenn keine konkrete Arbeit daraus entstehen sollte. Die Daten wurden dennoch für Forschungszwecke benutzt. Das war aber im Grenzgebiet; man konnte nur mit einer Sondergenehmigung hinfahren. Damals gab es die ersten relativ leichten Tonband-

3 Karl Manherz: Eine Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Budapest 1977.

4 Koloman Brenner, Heinrich J. Dingeldein (Hgg.): Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Band 1. Erster Halbband: Süd-Ungarn. Budapest 2008; Maria Erb (Hg.): Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA). Band 1. Zweiter Halbband: Süd-Ungarn. Budapest 2012.

geräte, und der junge Forscher – selbst Dialektsprecher – ist mit einem solchen von Dorf zu Dorf gefahren und hat Mundartsprecher interviewt. Damals war ja immer noch eine gespannte politische Situation, und die Leute wagten es kaum, etwas zu sagen, und Angst hatten. Man musste sie ermutigen, und es hat mir damals sehr geholfen, dass ich selbst Mundartsprecher war. Ich habe mich von da an intensiv mit der Geschichte der Mundartforschung in Ungarn und der Geschichte der Volkskundeforschung beschäftigt. Es gab sehr viele Sprachschichten, die man damals noch auseinanderhalten konnte: Die Sprache der Handwerker, der Bauern und der Intelligenz konnte man unterscheiden und systematisieren. Die Bauern in den Dörfern Westungarns hingen in den 1960er-Jahren eher an der Mundart. Ich konnte damals Aufnahmen machen, bei denen man klar heraushört, dass ein Handwerker spricht; in dieser Sprachvarietät kamen sehr schöne handwerkliche Fachausdrücke vor. Es galt, alles zu dokumentieren, was man konnte. Zu den langfristigen Zielen von Hutterer gehörte auch die Zusammenstellung eines Volkskundeatlasses, was jedoch nicht verwirklicht wurde.

Frau Wild, wie war Ihr Zugang zur Dialektforschung?

Katharina Wild: In der Schwäbischen Türkei habe ich eine intensive Sammeltätigkeit betrieben. Das nächste größere Projekt war meine Doktorarbeit. Nach einem längeren Exkurs als Gymnasiallehrerin in Bonyhád, einer Kleinstadt im Komitat Tolnau, kam ich zurück an die Universität Pécs. An der damaligen Pädagogischen Hochschule der Stadt begann ich, mich intensiv mit der ungarndeutschen Mundartforschung zu beschäftigen. Im Zuge meiner Forschungen habe ich zahlreiche Tonaufnahmen mit Mundartsprechern erstellt. Diese Sammlung wurde mit der Zeit erweitert, so dass sich die Zahl dieser Aufnahmen heute auf mehr als 200 beläuft.

In den 1970er-Jahren war in Ungarn – wenn auch mit Einschränkungen – westliche Fachliteratur bereits zugänglich. In der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in Pécs habe ich zwei Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland gefunden. Damals habe ich auch Syntax unterrichtet, und daraus folgte, dass ich auch meine Doktorarbeit im Fachgebiet Syntax geschrieben habe. In meiner Doktorarbeit habe ich Form und Funktion der subordinierenden Konjunktionen meiner Heimatmundart anhand eines Korpus untersucht. Mit 14 Informanten habe ich hierfür Mundartgespräche von etwa neun Stunden Laufzeit auf Tonband festgehalten und später transkribiert und analysiert. In die Untersuchung wurden zwei Generationen einbezogen, und zwar Personen zwischen 50 und 70 Jahren (Gen. 1) sowie über 70 Jahren (Gen. 2). Die Jüngeren beherrschten schon damals die Mundart nicht mehr auf einem muttersprachlichen Niveau. Aus der Forschung ging hervor, dass die Mundarten zwar relativ wenig selbstständig gebrauchte Konjunktionen (insgesamt fünf) haben, mit ihnen jedoch alle semantischen Schichtungen und logischen Abhängigkeiten zwischen dem übergeordneten und dem untergeordneten Satz ausdrückt werden können. Das beruht darauf, dass alle fünf Konjunktionen polyfunktional sind; außerdem können diese Konjunktionen miteinander und mit Präpositionen und Adverbien kombiniert werden, von denen sich die meisten in der Einheitssprache zu selbständigen Konjunktionen entwickelt haben. Besonders die älteste deutsche Konjunktion »dass« geht die meisten Kombinationen ein: *wann ess ›wenn dass‹*, *viar ess ›bevor dass‹*, *pis ess* ›bis dass‹, auch mit Fügungen kann sie kom-

biniert werden: *in de Weil ess ›in der Weile dass‹* (= während). Ein weiterer Schritt war die Ausbreitung der Untersuchungen auf andere Ortsmundarten des Fuldaer Dialektraumes. Die Promotion B[5] war die nächste Etappe in meinem akademischen Werdegang. Mit einem Stipendium konnte ich damals zwei Monate an der Tübinger Arbeitsstelle für Sprache in Südwestdeutschland verbringen, die damals von Dr. Arno Ruoff geleitet wurde. Ich hatte so auch Zugriff auf die damals neueste Fachliteratur. In meiner Doktorarbeit B untersuchte ich in sechs Dörfern des Fuldaer Dialektraumes die Abfolge verbaler und nominaler Elemente in Subjunktorsätzen. Der Fuldaer Dialektraum befindet sich in Südungarn zwischen Pécs, Mohács und der kroatischen Grenze. In diesem Raum gibt es etwa 30–35 Dörfer, in deren Mundarten mehr oder weniger Fuldaer, also osthessische Merkmale zu finden sind. Die gewählten sechs Dörfer gelten in sprachlicher Hinsicht als Repräsentanten des Gebietes. Für diese Arbeit wurden insgesamt mit 24 Informanten Gespräche auf Tonband aufgezeichnet und transkribiert, wobei auf die gleichmäßige Verteilung auf beide Geschlechter und Generationen geachtet wurde. Der Fokus richtete sich zwar auf die Untersuchung der oben genannten syntaktischen Erscheinungen, aber auch die Siedlungsgeschichte, die sprachliche Situation, der Sprachausgleich, die Sprachmischung, Sprachkontakte und die soziale Struktur in diesen Ortschaften wurden beschrieben. Es ergab sich aus der Analyse des Erhebungsmaterials, dass der Rhythmus und der kommunikativ-pragmatische Faktor weitgehend die Struktur der Sätze bestimmen, besonders die der Satzschlüsse.

Mit welchen Projekten befassen sie sich aktuell?

Karl Manherz: Das Material des Sprachatlasses mit den 600 Fragen sind vom Germanistischen Institut der ELTE digitalisiert und gedruckt worden, es wurde ein großes Archiv angelegt. Die Digitalisierung der Aufzeichnungen aus dem A-Gebiet (Ungarisches Mittelgebirge, Plattensee-Oberland) laufen, die erhobenen Daten aus dem C-Gebiet (Westungarn) wurden bereits digitalisiert, und die Vorbereitungen für die Erstellung der Karten laufen. In Westungarn sollte man noch weitere Aufnahmen machen und sehen, wie die heutige Situation ist.

Ein weiteres gerade laufendes Projekt ist die Fortsetzung von *Die Dokumentation donauschwäbischer Mundarten* (2018), das ein gemeinsames Projekt von Katharina Wild von der Universität Pécs und Arno Ruoff von der Tübinger Universität ist. Die Zielsetzungen dieses Projekts sind, den Sprachstand der Donauschwaben, ihre Mundarten, Berufs- und Verkehrssprachen im Zeitraum von 1955 bis 2000 zu dokumentieren und darzustellen, die Mischungs- und Ausgleichsprozesse und die des Sprachwandels und Sprachwechsels in den einzelnen Siedlungsgebieten zu erörtern, den Einfluss der Kontaktsprachen auf die donauschwäbischen Sprachinseln sowie im deutschsprachigen Gebiet die Angleichung an das Schwäbische zu untersuchen. Band 1 (untersucht die Schwäbische Türkei und die Batschka) ist 2018 erschienen; ursprünglich waren zwei Bände geplant. Weitere fünf Siedlungsräume sind jetzt noch zu untersuchen: das Ungarische Mittelgebirge, das Banat, Slawonien, Syrmien und Sathmar. Die Texte für den zweiten Band bearbeiten wir mit Frau Wild jetzt gemeinsam.

5 Eine heute nicht mehr existierende akademische Qualifizierungsform in Ungarn (Dr. CSc).

***Gabriella Sós**, geboren 1989 im südungarischen Fünfkirchen (ung. Pécs), stammt aus einer ungarndeutschen Familie und ist zweisprachig aufgewachsen. Sie hat an der Universität Pécs Germanistik mit Fachrichtung Deutsche Minderheiten (B. A.) und später Dolmetschen und Übersetzen (M. A.) und Germanistik (M. A.) an der Eötvös-Loránd-Universität Budapest studiert, wo sie seit 2019 Doktorandin ist. Ihren Forschungsschwerpunkt bilden die sprachlichen und nicht-sprachlichen Auswirkungen der saisonalen Arbeitsmigration in deutschen Gemeinschaften Südungarns.*

»Es war die Freiheit, die ich meine …«

Dem Schriftsteller und Kulturjournalisten Franz Heinz zum 90. Geburtstag

Zwei Generationen rumäniendeutscher Schriftsteller verließen das Land Richtung Westen in den zwei Jahrzehnten vor dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes 1989. In einer Sondernummer der renommierten Literaturzeitschrift *die horen* (Nr. 147, 32. Jg., 3. Quartal) sind 1987 Texte von neunundzwanzig rumäniendeutschen Autoren versammelt. Nur vier von ihnen lebten zu dem Zeitpunkt noch in Rumänien.

Zu den »ausgesiedelten« Autoren gehörte auch der namhafte Prosaschriftsteller und Publizist Franz Heinz. Er stand mitten im Leben, als er mit seiner Familie 1976 in den Westen kam. Den Beweggrund zum Aufbruch ohne Rückkehr benennt Franz Heinz in einem Satz, der für den gesamten Exodus der Rumäniendeutschen gültig ist: »Es war *die Freiheit, die ich meine*«. Bis heute zieht sich dieses Ereignis wie eine Grenzmarkierung zwischen dem Davor und Danach mitten durch sein Leben und Schreiben. Die imaginäre Grenze zwischen erzwungenem Abschied und versuchter Ankunft erweist sich bei Franz Heinz dennoch als überwindbar in der Zusammenführung von lebendig gebliebener Erinnerung und der Aktualität einer neuen Lebenswelt. Das »Sich-Erinnern« ist hier keineswegs als nostalgische Anwandlung zu verstehen, sondern als unverzichtbarer Teil der eigenen, gleichsam in vielen Jahresringen gewachsenen Identität, die es trotz aller Veränderungen im Kern zu bewahren gilt. Wir begegnen dieser Grundhaltung als literarischem Motiv in den frühen Texten von Franz Heinz und in seinem Spätwerk. So lautet der Schlusssatz seines Romans *Vormittags* (Bukarest 1970): »Wie langlebig ist aber eine Erinnerung?« Der ein Jahr danach erschienene Kurzprosaband trägt den Titel *Erinnerung an Quitten*. Und viereinhalb Jahrzehnte später klingt in seinem Roman *Kriegerdenkmal 1914 – hundert Jahre später* (Berlin 2014) die Gewissheit nach: »Es kann nicht untergehen, was unverwunden in Erinnerung geblieben ist«. (S. 18)

In den sechs Jahrzehnten seines literarischen und publizistischen Wirkens hat Franz Heinz ein herausragendes, vielgestaltiges und umfassendes Werk geschaffen. Im heimatlichen Banat nahm alles seinen Anfang. Es sollte nicht nur geografischer Ausgangspunkt des Lebensweges unseres Jubilars sein, sondern bleibende Wirkung behalten auf seine Persönlichkeit und damit auf sein Werk. Bukarest war die zweite große Lebensstation. Damit machte Franz Heinz einen großen Schritt aus der Provinz in die Welt. Seine dritte, im Grunde europäische Station wurde schließlich das Land an Rhein und Ruhr. Heute lebt er in Düsseldorf. Nicht zufällig trägt seine erste Veröffentlichung nach der Ankunft in Deutschland 1976 den Titel *Heimat und Welt*. Denn es ist ihm gelungen, oder besser gesagt, es liegt in seiner Wesensart, Heimat und Welt in sich zu vereinen.

Franz Heinz beim Vortrag auf einer Kulturtagung 2015.
© Walter Tonța

Geboren wurde Franz Heinz am 21. November 1929 in Perjamosch (rum. Periam), einer Großgemeinde im rumänischen Banat. Im Frühherbst 1944, als die Front sich dem Banat bedrohlich näherte, begab sich die Familie Heinz wie Tausende andere deutsche Familien auf die Flucht in Richtung Österreich, wo der fünfzehnjährige Franz Heinz das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte. Im Juni 1945 kehrte die Familie nach Perjamosch zurück. Der junge Franz Heinz arbeitete zunächst in der Bäckerei des Vaters und danach in der Landwirtschaft. 1958 debütierte er in der Bukarester Monatsschrift *Neue Literatur* mit dem historischen Stück *Wetterleuchten*.

Im rumäniendeutschen Literaturbetrieb war es gang und gäbe, dass Schriftsteller als Journalisten arbeiteten. Bei Franz Heinz scheinen sich beide Bereiche die Waage zu halten, sich zu ergänzen. In Reportagen und Reisebeschreibungen entwickelt er zuweilen seinen literarischen Schreibstil, während journalistische Erfahrung in seiner Prosa deutlich spürbar wird.

In Bukarest konnte Franz Heinz, bereits Redakteur der Tageszeitung *Neuer Weg*, das Studium der Geografie, Geschichte und Pädagogik aufnehmen und abschließen. Die Reihe seiner in der Hauptstadt erschienenen Bücher setzte mit dem Band *Vom Wasser, das flussaufwärts fließt* (1962) ein, dem weitere Erzählbände folgten, darunter *Sorgen zwischen neun und elf* (1968) und *Erinnerung an Quitten* (1971). Er pflegte dabei eine beachtliche Vielfalt von Kurzprosaformen und griff immer wieder auch Banater Themen auf. Zu dieser Zeit hat er als Herausgeber und Essayist vergessene oder verdrängte Autoren wieder ans Licht gebracht: den Mundartdichter Johann Szimits (1852–1910), aus dessen Werk er die Auswahl *Blume vun dr Heed* (Bukarest 1973) herausgegeben hat, und den aus Perjamosch stammenden Lyriker Karl Grünn (1855–1930) mit einem anthologischen Gedichtband. Ende der sechziger Jahre spürte er den verschollenen Nachlass Otto Alschers (1880–1944) auf und veröffentlichte daraus unter anderem bis dahin unbekannte Tier- und Jagdgeschichten sowie Feuilletons im Band *Belgrader Tagebuch* (Bukarest 1975; erweiterte Neuauflage München 2006).

Es gehört, wie bereits angedeutet, zu Franz Heinz' Erzählstil und wohl auch Lebenshaltung, Vergangenes in das aktuelle Geschehen hineinragen zu lassen. Ein weiteres Markenzeichen seiner Prosa: die Landschaftsdarstellung, von der Literaturkritik in verschiedensten Variationen lobend hervorgehoben. Er beherrscht die Kunst, durch die beschriebene Natur eine besondere Atmosphäre zu erzeugen, Landschaft und Menschen in eine eigenartige Beziehung zueinander zu setzen.

Den größten schriftstellerischen Erfolg in Rumänien brachte Franz Heinz die Novelle *Ärger wie die Hund'* (Bukarest 1972) ein, für die er mit einem Preis des Rumä-

nischen Schriftstellerverbandes ausgezeichnet wurde. Zwanzig Jahre später, 1991, erlebte diese Erzählung, deren Handlung in einem banatschwäbischen Dorf spielt, in Deutschland eine Neuauflage im Rimbaud Verlag Aachen.

Die Aussiedlung 1976 veränderte nicht nur die Lebensverhältnisse des Journalisten und Schriftstellers grundlegend, sondern auch sein Selbstverständnis als Schreibender. Wie sehr ihn dies grundsätzlich beschäftigte, ist seinem Essay *Eingeständnisse über eine Ankunftliteratur. Die Aussiedler-Autoren und ihre westliche Ernüchterung* (1989, Vortrag in Hamburg) zu entnehmen. In der neuen, größeren Welt, in der er sich einrichten musste, blieb Franz Heinz beim Journalismus, veröffentlichte jedoch weiterhin auch literarische Texte. Mit seiner Anstellung 1977 als Redakteur des Pressedienstes »Kulturpolitische Korrespondenz« (Bonn), kam er in engen Kontakt zur jüngsten Geschichte, Literatur und Kunst der früheren deutschen Ostgebiete, lernte von dort vertriebene oder geflüchtete Autoren und Künstler kennen, über die er auch als Chefredakteur der Vierteljahresschrift *Der gemeinsame Weg* schrieb (Bonn, 1984–1990).

Zu erinnern ist weiterhin an seine einfühlsame und kompetente kunstkritische beziehungsweise kunsthistorische Essayistik, so über Franz Ferch, Franz Kumher, Reinhardt Schuster, Walter Andreas Kirchner oder Gert Fabritius, zuletzt auch über den populärsten Banater Heimatmaler Stefan Jäger (1877–1962). Neben der Auseinandersetzung mit dem Werk einzelner Künstler gilt sein Interesse auch der Interaktion von bildender Kunst und Literatur, bei Wahrung ihrer jeweiligen Eigenständigkeit. Exemplarisch sind dafür die von Franz Heinz (Texte) und Gert Fabritius (Zeichnungen) gestalteten Gemeinschaftswerke.

Franz Heinz veröffentlichte zudem Reisereportagen mit literarischem Anspruch in den großen deutschen Zeitungen, darunter in der *Zeit* und in der *FAZ*. Mehr als zwei Jahrzehnte arbeitete er ebenso für den Rundfunk, vor allem für die Sendung *Alte und neue Heimat* des WDR Köln. In seinem hauptamtlichen journalistischen Arbeitsbereich wandte er sich ab 1990 verstärkt den neuen Bundesländern zu, unter anderem als langjähriger verantwortlicher Redakteur der Vierteljahresschrift *Kultur-Report* (Bonn, ab 1995).

Ein Dauerthema von Franz Heinz, dem Heimat oder »Dazugehören« so wichtig war und ist, zieht sich wie der berühmte »rote Faden« durch seine Publizistik im Westen und spiegelt sich auch in seiner Literatur: die Folgen der Entwurzelung, der Heimatverlust und die daraus resultierende Frage nach der Identität und dem Selbstverständnis der Betroffenen.

Er wird zum publizistischen und literarischen Begleiter dieses historischen Vorgangs. Die eindrucksvollste literarische Gestaltung der Begegnung eines Flüchtlings oder Aussiedlers mit der neuen Welt gelingt Franz Heinz mit der Erzählung *Lieb Heimatland, ade!* (Berlin, Bonn 1998). Ein junger, gebildeter Siebenbürger Sachse, der unter Lebensgefahr aus dem sozialistischen Rumänien flüchtet, zerbricht an den harten Realitäten im verheißungsvollen Westen Deutschlands. Die Erzählungen unseres Jubilars handeln nicht selten von ähnlichen Menschenschicksalen, die vom Räderwerk der Geschichte erfasst oder an widrigen gesellschaftlichen Verhältnissen scheitern. Daraus erwächst die Überzeugung, dass das Geschehene, das Unbewältigte im Erzählen zu bewahren ist. Diese Grundhaltung prägt auch seinen zuletzt erschienen Roman *Kriegerdenkmal 1914 – Hundert Jahre später* (Berlin 2014), in dem es um die Erinnerung aus heutiger Perspektive an das Schicksal der Familie eines im Ersten Weltkrieg umgekommenen Banater Schwaben geht.

Ernüchterndes Fazit: Die leidvollen Erfahrungen der Menschen haben die Machtpolitik bis heute kaum verändert.

Unserem Jubilar sei herzlich gratuliert zu seinem 90. Geburtstag und zu seiner imponierenden Lebensleistung!

Walter Engel

Der Literaturwissenschaftler und Publizist ***Walter Engel*** *war von 1988–2006 Direktor der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf.*

Der Sprung über den Stein

Eine Würdigung von Gert Fabritius' Kunst anlässlich seines 80. Geburtstages

Gert Fabritius am 23. Januar 2020 auf der Vernissage der Jubiläumsausstellung zu seinem 80. Geburtstag in der Galerie InterArt. © Heidrun Schweizer

Der am 21. Februar 1940 in Bukarest geborene Künstler Gert Fabritius versteht sich als ein »Wanderer, der seine Heimat immer bei sich trägt«.[1] *Seine Kindheit ist vom Krieg geprägt, die Ausbildungs-, Schul- und Studienzeit in Hermannstadt und Klausenburg fallen in die düsterste kommunistische Ära. Trotzdem trifft er auf Menschen, die sein Talent erkennen, ihn fördern und unterstützen. Ab 1968 arbeitet er bei einem Bukarester Museumsausstatter sowie als Presse- und Buchillustrator. 1970 wird er Kulturreferent am neu gegründeten Schillerhaus. 1977 reist er mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland aus. Ab 1978 ist er – neben seiner Tätigkeit als freischaffender Künstler – auch Kunstlehrer am Heinrich-Heine-Gymnasium in Ostfildern bei Stuttgart. Seine Holzschnitte, Zeichnungen, Malereien und Installationen bereichern Sammlungen und Ausstellungen im In- und Ausland. 1997 erhält er den Lovis-Corinth-Sonderpreis, 2012 den Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturpreis.*

Heimat und Arche, Stein und Stuhl – und wenn sich zu diesen ein Schnittpunkt, eine Himmelsleiter und eine Zahl – die Sieben – gesellen, von einem Minotaurus oder Sisyphos flankiert oder einem Engel bewacht, dann befinden wir uns in seinem Kosmos, gedanklich und mit allen Sinnen. Dann ist Gert Fabritius – der Mensch und Künstler – präsent.

1 Zitiert in: Ingeborg Szöllösi: Markant und klar. Der Künstler Gert Fabritius. In: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 13 (2018) H. 2, s. p.

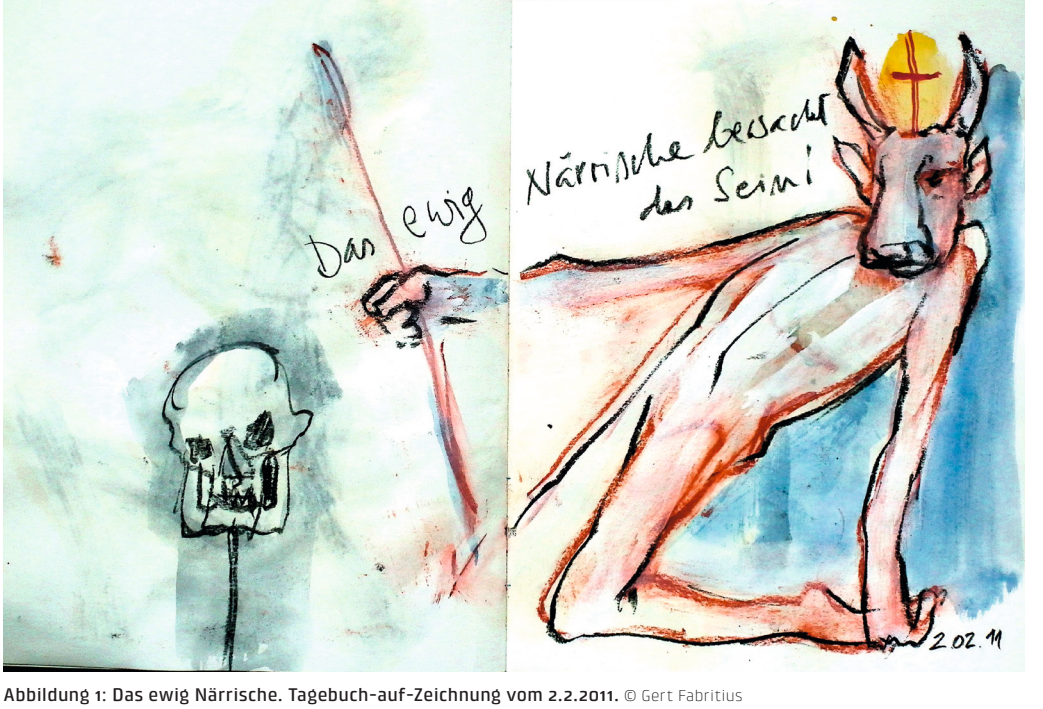


Abbildung 1: Das ewig Närrische. Tagebuch-auf-Zeichnung vom 2.2.2011. © Gert Fabritius

Abbildung 2: Sitzen auf dem Stein. Tagebuch-auf-Zeichnung vom 12.12.2011. © Gert Fabritius

Abbildung 3: Allein mit sich. Farbholzschnitt auf Leinwand mit Übermalung, 180 x 90 cm, 2012. © Gert Fabritius

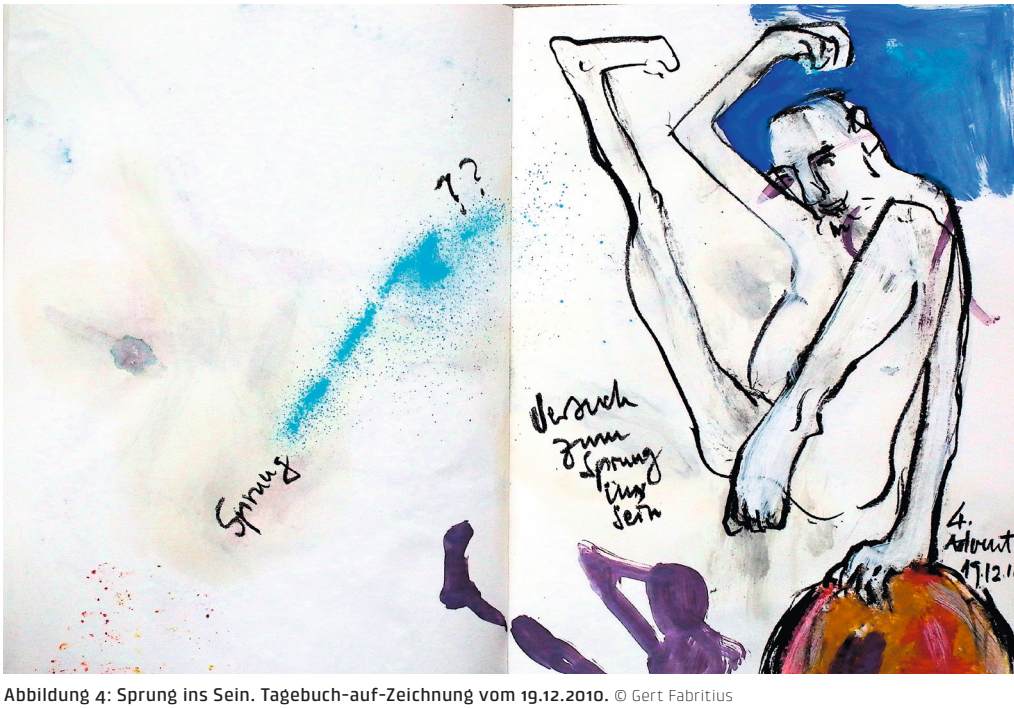


Abbildung 4: Sprung ins Sein. Tagebuch-auf-Zeichnung vom 19.12.2010. © Gert Fabritius

Abbildung 5: Der Sprung. Triptychon, Holzschnitt auf Leinwand mit Übermalung (hier Mittelteil: Vergebliches Hoffen, 160 x 179 cm), 2010. © Gert Fabritius

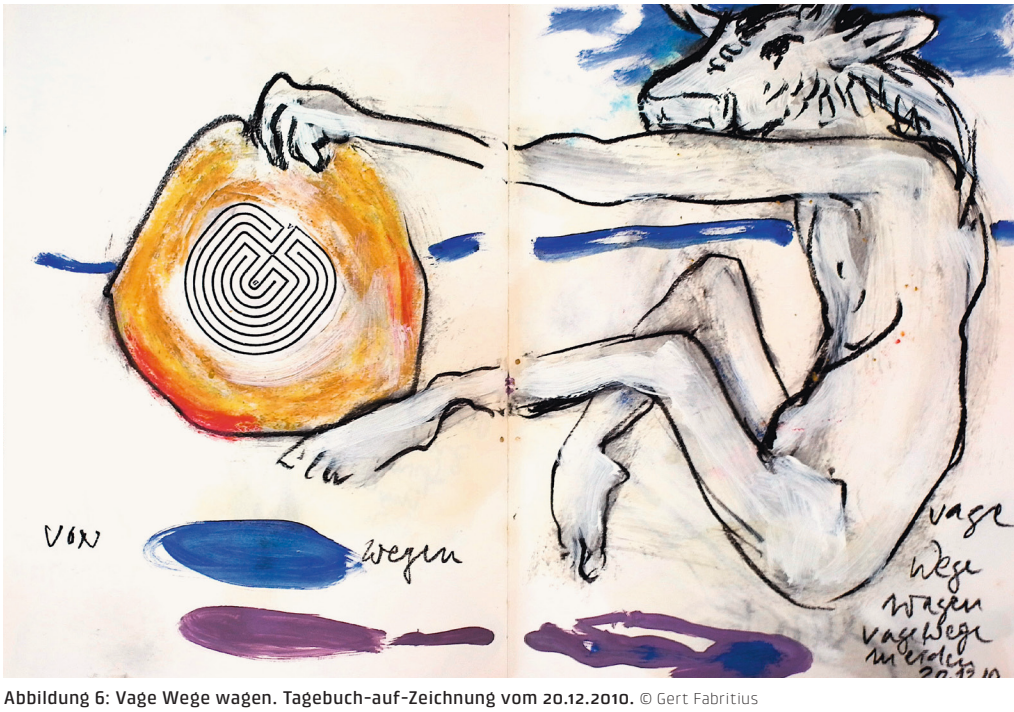


Abbildung 6: Vage Wege wagen. Tagebuch-auf-Zeichnung vom 20.12.2010. © Gert Fabritius

Egal, ob historisch oder mythologisch eingebettet, die Assoziationen, die Gert Fabritius' Werke hervorrufen, sind in ihrer Form mannigfaltig, doch sind sie unbefriedigend, kehrt man nicht zum Gegenstand der Betrachtung, zu seiner Kunst, zurück. Der Gegenstand selbst erzeugt die Wirkung, nicht die dispersen Assoziationen, die man bei dessen Betrachtung zufällig hat. Seine Linie will den Gegenstand erfassen und durchdringen. Sie kennt ihr Ziel und verliert sich nicht im All- oder Jenseits. Der Stein formt sich in der sich rundenden Linie und ist da. Haarscharf umrissen – ein Entweichen gibt es nicht!

Umschlungen werden in Gert Fabritius' Kunst keine Millionen: Festgehalten, ja festgenagelt wird allein der Mensch – das Individuum in seiner existentiellen Einsamkeit, in seiner Unbehaustheit mit seinem unverbesserlichen Drang zum Vollkommenen, das bei Gert Fabritius im besten Fall *Beheimatung* bedeutet. Denn der Künstler weiß: »Das ewig Närrische bewacht das Sein.« (Abb. 1) Das Vollkommene verführt und verblendet – wenn es ohne Form bleibt. Gert Fabritius arbeitet sich so lange an ihm ab, bis es sich im konkreten Gegenstand – im Holzschnitt, in der Zeichnung, auf der Leinwand, in der Installation, in den Tagebuch-auf-Zeichnungen und Tagebuch-Collagen – zeigt. Erst auf diese Weise im Bild eingefangen wird das Vollkommene nahbar und verstehbar. Gert Fabritius öffnet ein Tor zu einer Welt, die erklärbar und veränderbar wird. Seine Werke lassen uns nicht in Ehrfurcht erstarren, sondern ermutigen uns, selbst Präsenz und Haltung zu zeigen – wann und wo immer es im Leben vonnöten scheint. Der Schwung und die Bewegung in seinen Bildern stecken an – des Künstlers exakt geführte Linien lassen sich nicht nachzeichnen, sie verweigern den Zugriff, sie verweigern sich den ins Metaphysische verirrenden Interpretationen. Und dennoch bieten sie einen Raum zum Reflektieren an, sie schaffen eine Atmosphäre, in der sich nach- und weiterdenken lässt.

Auf einer seiner Zeichnungen sitzt ein Mann auf einem Stein (Abb. 2) und wendet sein Antlitz einem Wesen zu, von dem er sich – wie es scheint – etwas verspricht. Doch dieses Wesen – ein Minotaurus, der in seiner ganzen nackten Pracht vor uns steht – weist mit gestreckten Armen und beiden Zeigefingern auf den Sitzenden. Die Geste suggeriert: »Von mir erwarte nichts, nur von dir selbst, von dir, der du auf diesem roten Stein sitzt!« Es gibt in diesem Bild wie in allen anderen Werken von Gert Fabritius nichts Jenseitig-Spekulatives. Gert Fabritius gibt uns in seiner Kunst keine Rätsel auf, die uns ins Metaphysische katapultieren oder die uns in einem dichten und sicheren Netz moralisch auffangen. Die Zeige-Geste des Minotaurus alias Gert Fabritius ist ausreichend, darüber hinaus gibt es nichts! Der Himmel ist leer: Die Suche im Konkreten – oder im Absurden, wie Albert Camus, die philosophische Bezugsperson des Künstlers, sagen würde – ist die (Er-)Lösung. Und wenn wir uns Gert Fabritius als einen Sisyphos vorstellen, so allein deshalb, weil wir ihn zu den glücklichen Menschen zählen dürfen. Seine Kunst veranschaulicht das, worauf Sokrates einst in Platons *Gorgias* verwies:

> Und ich bin der Meinung, dass besser meine Lyra verstimmt sein und misstönen möge […], dass eher die meisten Menschen nicht mit mir übereinstimmen, sondern mir widersprechen mögen, als dass ich allein mit mir selbst nicht zusammenstimme […]. (483 c)

Am Ende des Tages steht jeder von uns da – »Allein mit sich« (Abb. 3). Die in seinem Farbholzschnitt aus dem Jahr 2012 angedeutete, blau eingefärbte Himmelsleiter ist mit einem roten Pfeil versehen, der die Zeigefinger des Minotaurus fortsetzt und verlängert – und dieser Pfeil weist nicht nach oben, sondern auf die Person, die ganz

alleine dasteht und die gesamte Mittelfläche des Bildes einnimmt. Es ist ein in sich gekehrter Mensch. Selbst wenn ein Künstler den Markt und die Menschen braucht, um zu *überleben*, wird er nur dann *leben*, wenn er mit sich »zusammenstimmt« und das, was in ihm ist, zum Klingen – zur Anschauung – bringt.

Wir suchen bei Gert Fabritius umsonst nach einem metaphysischen Hokuspokus. Die Frage nach dem »Sprung ins Sein« (Abb. 4) interessiert ihn weniger – was ihn umtreibt ist der »Sprung über den Stein« (Abb. 5) und die Frage, ob der »Sprung über den Stein« gelingen kann. Denn der Stein ist die Verheißung auf »Erfüllbarkeit des Seins« (Abb. 5) im Leben. Der Künstler nennt diesen Sprung »vergebliches Hoffen« (Abb. 5). Ist der Stein ein »vergebliches Hoffen«? Nicht bei Gert Fabritius, der in und durch sein künstlerisches Schaffen den »Sprung über den Stein« immer wieder aufs Neue wagt (Abb. 6). Auch in seinem 80. Lebensjahr geht er das Wagnis ein und zeigt 40 Arbeiten unter dem Titel *Tagebuch- und Blatt-auf-Zeichnungen eines Unbefugten* in der Galerie InterArt in Stuttgart. Anlässlich dieser Jubiläumsausstellung gibt er ein Geheimnis preis: »Ich bin mit dem Zeichenstift in der Hand auf die Welt gekommen.«

Ingeborg Szöllösi

Ingeborg Szöllösi *hat Philosophie, Theater- und Literaturwissenschaft an der LMU München studiert und im Fach Philosophie promoviert. Seit 2017 ist sie als Referentin für Südosteuropa im Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam tätig.*

Besprechungen

Nirgends angekommen
Marko Dinić: Die guten Tage. Roman. Wien: Zsolnay Verlag 2019. 239 S.

Das Serbien der 1990er-Jahre mag längst Geschichte sein. Tut aber immer noch weh. Der namenlose Ich-Erzähler von *Die guten Tage*, den sie wegen seiner ungewöhnlich guten Deutschkenntnisse Švabo, den »Schwaben«, nannten, ist nach dem Abitur am Belgrader Gymnasium Nummer XVI nach Wien geflohen und hat sich in dessen von Ex-Jugos dominierten 15. Bezirk leidlich eingerichtet. Fünf Jahre Barkeeper, immerhin! Integriert? »Ob ich Kroaten oder Bosnier oder Albaner mehr hasse – das war die Frage, mit der ich mich am häufigsten herumschlagen musste« (S. 161). Und weshalb eigentlich »geflohen«? Seine grenzenlose Verachtung des lieblosen, opportunistischen, von übersteigertem Nationalismus blinden Vaters, das gesellschaftliche Klima im einstigen Reich des Slobodan Milošević, den er als Kind lieben und als Jugendlicher hassen lernte, und die allgemeine Perspektivlosigkeit der Nachkriegszeit hatten ihn aus dem Land getrieben. Der Krieg ist da schon lang vorbei – vergangen ist er nicht: »In unseren Köpfen geht das Bombardement weiter« (S. 83). Zehn Jahre später kommt eine Nachricht aus Belgrad: Švabos Großmutter ist gestorben, der einzige Mensch, der ihm jemals Liebe und Vertrauen schenkte. »Hau ab«, hatte sie ihm gesagt, »werde ein normaler Mensch, solange du kannst, sonst wirst du so wütend wie dein Vater und seine Brüder!« (S. 41). Oder: »Geh weg von hier, so schnell du kannst! Hier kannst du nicht glücklich werden … Erst wenn du weg bist, werde ich auch glücklich sein!« (S. 66). Nun wird er zu ihrer Beerdigung erwartet, und zwar mit dem Ring, den sie ihm einst überlassen hatte. Längst überwunden geglaubte Gefühle kommen zurück, vor allem die Angst vor dem Vater. Dennoch besteigt Švabo den berüchtigten »Gastarbeiterexpress« (S. 9) und begibt sich auf eine lange und turbulente Fahrt in die serbische Hauptstadt – zu einer Zeit, in der die so genannte Balkanroute für viele Flüchtlinge aus Afrika und dem Nahen Osten noch attraktiv war und die Grenzer sich entsprechend nervös verhielten. Die Busreise und die Beerdigung bilden den mit zahlreichen Rückblenden verschraubten Plot des in zwei Prosablöcke aufgeteilten Romans. Eine serbische Geschichte, gewiss, aber mit universellen Zügen, die über das Serbien-Thema hinaus die menschliche Existenz generell in den Blick nimmt.

Von den ersten Zeilen an ist man beeindruckt von der sprachlichen Kraft dieser literarischen Bilderflut, von der originellen, hochliterarischen, jungen und wilden Sprache, die auch an Drastik nichts zu wünschen übrig lässt. Der Bus,

in dem man seinen Ex-Landsleuten nicht ausweichen kann, wird bei Dinić zum unverstellten, bunt und schrill ausgemalten Symbol: »Ein Bus in der Einöde als Abziehbild des ehemaligen Jugoslawien – so gesehen hatte sich nichts verändert« (S. 15). Die Fahrgäste? Ein wüstes Soziotop, das an manche Bilder von Hieronymus Bosch erinnern mag, in einem unangenehmen, miefigen und schrillen Raum, wo stiernackige, nach Schnaps riechende Männer ihre Kinder schlagen und ihre Frauen demütigen. »Konflikte waren diese Menschen gewohnt, vor allem aber, sie gleich wieder zu vergessen!« (S. 48). Eine fast unerträgliche Reise ist das, noch dazu, wenn man einen dubiosen Sitznachbarn hat, der angeblich Elektriker ist, eigentlich aber auf Recherche geht für eine Art Chronik der äußeren und inneren Wunden, die die jüngere Geschichte seinem Land zugefügt hat. Dieser ältere Mann im fettfleckigen Pullover, eine Art Gegenfigur zu Švabo, dient dem Autor zu feinsinnigen Reflexionen darüber, wie Literatur mit Schmerz und Versehrtheit umgehen kann, soll oder muss. Švabo ist vor allem genervt von ihm, und Dinić interessiert sich weniger für dessen geplante Chronik menschlichen Unglücks als vielmehr für die richtige literarische Form, in der sich Trauer, Verletztheit, Angst, Hohn, Spott und Abscheu zur Sprache bringen lassen. Besonders im Hinblick auf die gefühlskalte Generation der »falschen Väter«, die »den Krieg mit nach Hause gebracht und das persönliche Trauma zu einem kollektiven gemacht hatten« (S. 25). Wie genau das im Alltag ablief, wie der in einem tristen, kaputten und bisweilen gefährlichen Wohnviertel heranwachsende Junge seine Familie und seine Schulzeit erlebte, schildert der Autor mit großem Ernst und erstaunlicher Leichtigkeit. Serbien? Ein »Drecksland« (S. 167), ein »Scheißland« (S. 178)! Das Gymnasium? »Vier Jahre Geschichtsunterricht bei Marko fühlen sich heute, an diesem vorletzten Schultag, wie der Abschluss eines Ausbildungslagers für Verrückte und Zwangsgestörte an« (S. 112). Gibt es Gegenwelten? Die Rock- und Popmusik jener Zeit natürlich. Auch Verbeugungen vor Rainer Maria Rilke (S. 130) und vor zeitgenössischen, von den Mächtigen ignorierten Schriftstellern wie Bora Ćosić (S. 77) fehlen nicht – Dichternamen, die am Gymnasium nicht vorkamen. Vergangenheit und Erzählgegenwart überlappen und vermischen sich auf einleuchtende, erhellende und produktive Art und Weise.

Den Rahmen des kürzeren zweiten Romanteils bildet das Begräbnis der Großmutter. Es regnet in Strömen, und die Verwandtschaft ist fast vollzählig versammelt: »Ich war ihre heimliche Phantasie gewesen, an der sie sich jahrelang aufgegeilt hatten. Zehn Jahre, in denen sie keine Kriege führen, in denen sie ihren Hass nicht nach außen tragen durften: Hier und jetzt bündelte sich alles« (S. 184). Was aus der Kindheit und Jugend bleibt dem Protagonisten eigentlich? »Letzten Endes war ich nie ein Kind Belgrads gewesen, geschweige denn Serbiens, sondern der Abkömmling eines unansehnlichen Stadtteils, der allen getrost am Arsch vorbeigehen konnte« (S. 198). Wenn der Švabo von heute sich jemandem nahe fühlt, wenigstens ein bisschen, dann sind das die Geflüchteten, die im Schatten des Busbahnhofs perspektivlos dahinvegetieren. Nichts wie weg aus dieser Stadt, aus diesem Land – »wie immer wollte ich nur noch weg!« (S. 214). Gekonnt verzwirbelt Marko Dinić am Schluss einige wichtige Erzählfäden seines Romanteppichs – die Begegnung mit dem einstigen »Chef des Viertels« (S. 227) mündet in eine Art Bilanz von Švabos Jugendjahren, der Elektriker-Chronist aus dem Bus wird elegant aus dem Text geworfen, und die Verachtung des inzwischen greisen Vaters klingt am Ende ein wenig milder als

zuvor. Was noch? Nichts wirklich Neues. Die letzten Sätze des Romans lauten: »Ich öffnete die Augen. War nirgends angekommen« (S. 236).

Marko Dinić, 1988 in Wien geboren und in Belgrad aufgewachsen, lebt in zwei Sprachen: Mit der Familie und vielen Freunden und Nachbarn spricht er Serbisch, anderswo redet er Wienerisch oder Deutsch. Das machte ihn früh sensibel für sprachliche Nuancen, aufmerksam für die kleinen und oft über die Sprache hinaus bedeutenden Unterschiede. Dinić studierte in Salzburg Germanistik und Jüdische Kulturgeschichte und veröffentlichte Lyrik und Prosa in diversen Literaturzeitschriften. *Die guten Tage*, in deutscher Sprache geschrieben, ist sein erster Roman. Wenig verwunderlich, dass die Lebensgeschichte des Erzählers deutliche Parallelen zur Biografie des Autors aufweist. Švabo ist eine Art Hiob, ein ewiger Migrant, stets unterwegs zu neuen Ufern und doch hoffnungslos und unauflösbar seiner Herkunft verbunden. Wahrscheinlich lebenslang: »Zwar lebte ich von nun an im *Westen*, doch das Misstrauen und die Angst führten auch hier in dieselbe Richtung wie im ehemaligen Jugoslawien vor dreißig Jahren: in Richtung Zerfall« (S. 92). Wie konnte es geschehen, dass Menschen, die im zivilisierten Tito-Jugoslawien aufgewachsen sind, einen widerwärtigen, menschenfeindlichen Nationalismus zugelassen haben und immer noch zulassen? Natürlich gibt es auf diese von Marko Dinić stellvertretend für die im Serbien der 1990er-Jahre groß gewordene Generation aufgeworfene Frage keine bündige Antwort. Eine zufriedenstellende »Aufarbeitung« jener Jahre steht nach wie vor aus. *Die guten Tage*, schon im Titel eine subversive Verhöhnung jeder Jugo-Nostalgie, ist ein wichtiger literarischer Beitrag dazu.

Um Literatur im emphatischen Sinne, um Sprachkunst also handelt es sich hier. Doch die Gegner eines explizit ästhetischen Zugangs zur Welt werden lauter. Noch ein ästhetisch durchgestalteter, fiktionaler Text zu diesem Thema? Hat man in den letzten beiden Jahrzehnten nicht genug davon gelesen, zum Beispiel deutschsprachige Romane, Erzählungen oder Essays von Melinda Nadj Abonji, Saša Stanišić, Nicol Ljubić, Marica Bodrožić und vielen anderen? Nein, offenbar nicht. Die Debatte um die Zuerkennung des Literaturnobelpreises an Peter Handke hat erneut gezeigt, wie aufwühlend und virulent das zentrale Thema von *Die guten Tage* bis heute ist und wie schwer man sich mit ästhetischen Zugängen dazu (immer noch oder schon wieder) tut. Allein deshalb: Marko Dinić lesen! Gäbe es den 2017 abgeschafften Chamisso-Preis noch, wäre dieser Autor ein heißer Kandidat für den Förderpreis. Er wird auch so seinen Weg machen.

Klaus Hübner

Eine Liebe im serbischen Banat

Helmut Erwert: Elli oder Die versprengte Zeit. Roman. Aachen: Patrimonium-Verlag 2017. 326 S.

Helmut Erwert wurde 1933 im jugoslawischen Weißkirchen (serb. Bela Crkva) im Banat geboren. Die dramatischen Umstände seines Lebens im serbischen Banat zwangen ihn nach eigener Angabe dazu, diesen Roman zu schreiben: Er war ein Flüchtlingskind einer alleinerziehenden Mutter in Niederbayern mit Großeltern, die als Kriegsverbrecher galten.[1]

Der Roman *Elli oder Die versprengte Zeit* basiert also auf Autobiografischem und geht auf historische Hintergründe

1 Vgl. Stefan P. Teppert: Helmut Erwert legt mit »Elli oder Die versprengte Zeit« einen vielschichtigen zeitgeschichtlichen Roman vor. In: Siebenbürgische Zeitung Online, 4.4.2018, <https://www.siebenbuerger.de/zeitung/artikel/kultur/18706-helmut-erwert-legt-mit-elli-oder-die.html>, 12.2.2020.

ein. Die Erzählung reflektiert das vergangene Jahrhundert und die zwei Weltkriege in Südosteuropa. Im lebhaften Erzählton bietet er den Lesern einen Rückblick auf die 1930er- und 1940er-Jahre, die kriegerische Unterwerfung Jugoslawiens im Jahre 1941 durch das Dritte Reich und den Einmarsch der Roten Armee im Oktober 1944. Der Roman ist in fünf Kapitel aufgeteilt; am Ende jedes Kapitels stehen Fotos, die die Geschichte illustrieren. Ganz hinten findet sich eine vom Autor zusammengestellte Auswahl von wichtigen historischen Ereignissen (S. 321).

Im Mittelpunkt steht Elli, die mit einem geflohenen jugoslawischen Fliegeroffizier namens Tihomir Ivković im Briefwechsel gestanden hat. Die Geschichte spielt in der Kleinstadt Weißkirchen und spiegelt zunächst das harmonische Zusammenleben vieler Ethnien: Serben, Kroaten, Tschechen, Roma und Deutsche. Religiöse Bräuche, kulturelle Veranstaltungen und Zeremonien wie Hochzeiten, Erntefeste oder Karneval werden bildhaft dargestellt: »Mit Sonderzügen waren tausende Schaulustige in die Stadt gekommen, bewunderten die Schauwagen, Musikkapellen, Reitergruppen des Karnevals. […] Am Hochzeitstag schaukelten 28 Kutschen und Fiaker in langer Entourage zur Kirche.« (S. 26)

Der Erzähler ist Ferdinand Weinhöpl, der vom Brüsseler Diplomaten Jérôme um Hilfe gebeten wird, um über das Leben von Elli Informationen zu sammeln. Die Geschichte lässt sich sehr gut lesen, und die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Fäden sind leicht herzustellen.

Die zunächst idyllisch anmutende Geschichte wendet sich ins Negative: Das harmonische Leben der Gemeinde mündet in eine hoffnungslose Begegnung mit dem Krieg. Die politische Lage, die wirtschaftlichen Veränderungen werden sehr ausführlich beschrieben, die Alltagsschwierigkeiten werden minutiös aufgezeigt, so zum Beispiel die Krise des Geschäfts von Elli und ihrem Ehemann Johann, die dadurch entsteht, dass die Grenzen geschlossen werden und keine Ware mehr ins Dorf geliefert werden kann.

Die Handlung kommt wegen der zu ausführlichen Darstellung der Gegend, Gefühle, Geschehnisse sehr langsam voran. Der Autor verliert sich an manchen Stellen in Einzelheiten, so dass man durch die zu detaillierte Beschreibung streckenweise das Interesse an der sonst spannenden Geschichte verliert. Diese wird von einem aufregenden, dramatischen und romantischen Faden aufrechterhalten, was sich durch die geheimnisvolle Liebe zwischen dem Piloten Tihomir und der Hauptfigur ergibt. Neben dieser romantischen Schiene kommt im zweiten und dritten Kapitel dem Einmarsch der Deutschen Armee ins Dorf eine zentrale Rolle zu. Dabei werden die Gefühle und Meinungen der Figuren in den Fokus gerückt und unter anderem die Sprache der Hitlerjugend und die Frage der Kollektivschuld reflektiert. Die Zeit der Güterkonfiszierung durch russische Soldaten Ende Dezember 1944 wird am Beispiel von Ellis und Johanns Haus veranschaulicht: »Der LKW schob sich am Eismausoleum vorbei in den Hinterhof. Rotarmisten sprangen ab, spannten Kabelschnüre über den Torbogen, andere gingen durch den Rosengarten, brachen die Tür zum Hausgang auf, trugen den Tisch aus dem weißen Zimmer, stellten den Ballon Spiritus aus dem Magazin darauf, brachten Schüsseln, Teller, Gläser und Steinguttassen herbei und trampelten dabei Ellis Buchsbaumeinfassungen und die Rosenbete nieder.« (S. 255)

Die Hauptperson nimmt an diesen Ereignissen nicht teil, sie ist mit ihrem Kind nach Deutschland geflohen, so dass ihr die Verschleppung und die

Zwangsarbeit erspart bleiben, nur ihr Mann muss in den Krieg, was bereits früher erzählt wird. Hierzu bemerkt der Erzähler: »Ich segne Ellis Entscheidung zur Flucht. Was hätte ihr und ihren Kindern hier geblüht?« (S. 255) Vielleicht wäre auch sie zur Zwangsarbeit verschleppt worden, ihre Kinder hätten ohne Mutter aufwachsen oder sterben müssen. Genau durch diese unbeantworteten Fragen macht der Autor die Geschichte so spannend.

Das zu Beginn beschriebene pulsierende, harmonische Zusammenleben der Völker, das sich drastisch zum Schlechten verändert hat, bleibt am Ende nur ein Wunsch. Die Liebe Ellis zu Tihomir, dem Piloten, der lieber seinem Ruf folgt und keine Beziehung eingeht, bleibt unerfüllt. Trotz Ellis neuer Beziehung zu Johann denkt sie oft an ihren ehemaligen Geliebten. Wir erfahren am Ende beim Besuch des Piloten, dass Johann gestorben ist: »Eine Gruppe Partisanen habe ich beschützt, nach der Kapitulation sei er ihr Verbindungsoffizier gewesen, habe die Begleitung der Auslieferungstransporte nach Jugoslawien organisiert, mit deutschen Kriegsgefangenen gesprochen, auch über den Unfall.« (S. 304)

Obwohl Ellis Ehemann nie zu ihr zurückkehren kann und der Pilot seinen Platz zu übernehmen hofft, steht die unermessliche Trauer der Frau zwischen den zwei ehemaligen Geliebten. Dieser romantische Faden ist sowohl einzigartig als auch ein Beispiel dafür, was Frauen im Krieg durchmachen mussten. Die anfängliche Liebesgeschichte endet in einer Tragödie, denn am Ende stirbt auch die vereinsamte Hauptperson: »Gegenüber dem Fenster entdeckten wir Elli in der Ecke des Sofas, zwischen Kissen niedergesunken, die Augen starr zur Zimmerdecke gerichtet, und mein Herz begann zu rasen. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod feststellen. (S. 314)

Der Roman ist gut strukturiert und aufgebaut, die Handlungsstränge sind deutlich und können gut verfolgt werden, die Figurenkonstellation ist interessant und spielerisch aufgebaut. Das pulsierende Dorfleben und die Kriegszustände sind realitätsnah dargestellt, so dass sich der Leser in die Handlung hineinversetzen kann. Der Roman kann trotz stellenweise ins Stocken geratener Handlung als spannende Lektüre weiterempfohlen werden. *Márta Magyar*

Die Donau als Textfluss

Edit Király, Olivia Spiridon (Hgg.): Der Fluss. Eine Donau-Anthologie der anderen Art. Salzburg, Wien: Verlag Jung und Jung 2018. 491 S.

Die Donau sei »ein ungewöhnlicher Fluss«, und »ungewöhnlich« seien auch »die Kategorien, in denen er verhandelt wird«, heißt es in der Einleitung zu einer »Donau-Anthologie der anderen Art«, der die mit allen Wassern der Diskurstheorie gewaschenen Literatur- und Kulturwissenschaftlerinnen Edit Király und Olivia Spiridon die Überschrift »Der Fluss als Textfluss« gegeben haben (S. 7). »Ein Fluss, mit dem sich die unterschiedlichsten Agenden, Erzählungen und Traditionen verbinden.« Man müsse die Donau eben nicht nur als Strom, sondern als »Textfluss« betrachten, als einen Diskurs, »der aus verschiedenen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Narrativen als Projektionsfläche vielfältiger Gesichtspunkte hervorgeht« (S. 7). Das leuchtet ein, und wenn man diese Grundvoraussetzung vorbehaltlos akzeptiert, folgt daraus fast zwanglos, dass hier, verglichen mit den kaum noch zu zählenden bisherigen Textsammlungen zum Thema, eine »Anthologie der anderen Art« entstehen musste. »Die Auswahl der Texte, die unterschiedlichen Zeiten und Literaturen entstammen, zeigt nicht nur das

Überlappen verschiedener Blickwinkel und Deutungen, sondern auch die Vielfalt der Zusammenhänge, in denen die Donau intensiv reflektiert wurde« (S. 8). Die umfangreiche, mit originellen und durchwegs interessanten Fotos und Abbildungen garnierte Anthologie, entstanden im Rahmen des von der Baden-Württemberg Stiftung über zwei Jahre finanzierten Forschungsvorhabens »An der Donau. Ein europäisches Literaturprojekt«, lädt nicht nur zu einer mittel- und südosteuropäischen »Lesereise« ein, sondern auch zu kulturhistorischen Diskurs-Reflexionen aller Art. Dafür sorgen die oft anspruchsvollen, doch immer eingängigen Einleitungen der Herausgeberinnen in die insgesamt 23 Kapitel. Zwischen den erwartbaren Abschnitten »Quelle« und »Mündung« finden sich weit weniger vorhersehbare Kapitel, »(Imaginierte) Geografien« etwa, »Farben« oder auch »Die große Klammer«.

Anthologien sind immer leicht zu kritisieren: Der fehlt und jene fehlt auch, diese Autorin ist überrepräsentiert und von jenem Autor hätte man andere Texte auswählen sollen, auch hier sind Frauen in der Minderheit, das 17. Jahrhundert kommt gar nicht vor – und überhaupt. An dieser Anthologie ist wenig zu kritisieren. Sollte sie manchem Leser ein bisserl »österreichlastig« erscheinen, so geht das nirgendwo wirklich zu Lasten der anderen Länder und Sprachen im Donau-Karpaten-Raum. Dass gerne aus den Mitte des 19. Jahrhunderts entstandenen Donau-Büchern des aus Bremen stammenden Johann Georg Kohl zitiert wird, liegt an deren grundlegender Bedeutung für die Diskursgeschichte der Donau – nicht etwa an einer Vorliebe der Herausgeberinnen für Schriftsteller des vorvorigen Jahrhunderts, auch wenn Autoren aus der Epoche der Doppelmonarchie nicht zu knapp vertreten sind. Johann Georg Kohl und Claudio Magris bestreiten das Anfangskapitel »Quelle«, prägnante Auszüge aus literarischen Texten von Algernon Blackwood und Andreas Okopenko führen »Auen, Ufer, Weichbilder« vor Augen, und andere Passagen aus dessen *Lexikon-Roman* wurden, neben einem Ausschnitt aus *Danubius Pannonico-Mysicus* von Luigi Ferdinando Marsigli und Texten aus dem nicht genug zu rühmenden *Donau*-Buch des wunderbaren Pavao Pavličić, für das Kapitel »Fische und Fischer« zusammengestellt. Dann das Kapitel »Hochwasser«! Im dritten Teil von *Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten* (1842) berichtet Johann Georg Kohl über das schlimme Hochwasser, das im März 1838 die Stadt »Pesth« heimgesucht hatte: »Die leise, allmähliche Gewalt des Wassers hatte in drei Tagen mehr geschadet, als ein hunderttägiges Bombardement gethan haben würde« (S. 72). In Franz Grillparzers Erzählung *Der arme Spielmann* (1847) erscheint die Flut als Ausdruck menschlicher Gemütsbewegungen, Arnolt Bronnen macht aus dem verheerenden Hochwasser vom Juli 1954 eine packende Erzählung über menschliche Abgründe, und auch Pavao Pavličić zollt der unheimlichen Gewalt der Fluten seinen schriftstellerischen Respekt. »Groß und unberechenbar war die Donau, doch im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde sie in eine Straße umgedacht, auf der Dampfschiffe verkehrten«, schreiben die Herausgeberinnen in ihrer Einleitung zum Kapitel »Abfahrt und Ankunft« (S. 99) – und das erinnert natürlich an Edit Királys instruktive Monografie *Die Donau ist die Form*![1] In seinem *Tagebuch auf der Reise nach Konstantinopel*, das Ende August 1843 anhebt, notiert Franz Grill-

1 Edit Király: »Die Donau ist die Form«. Strom-Diskurse in Texten und Bildern des 19. Jahrhunderts. Wien 2017. Vgl. Klaus Hübners Rezension des Bandes in: Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas 13 (2018) H. 1, S. 104–107.

parzer, dass eine seiner Bekannten »ganz außer sich« war über seine »gefahrvolle Reise« (S. 101), und nicht ohne Grund heißt das folgende, mit beeindruckenden Texten des großen Heimito von Doderer bestrittene Kapitel »Schiff und Wrack«. Wie verschieden »Karten« dieses Stroms aussehen können, verdeutlicht der Abschnitt »(Imaginierte) Geografien« am Beispiel von Andreas Okopenko, Mircea Eliade und Nick Thorpe. Den nostalgischen und pathetischen, aber auch den skeptischen und ironischen Umgang mit dem viel diskutierten Thema »Donau und Mitteleuropa« führen ein bezwingender Auszug aus Gerhard Fritschs wiederzuentdeckendem Roman *Moos auf den Steinen* (1956) sowie Literarisches von Péter Esterházy und István Kemény vor Augen. Ein äußerst ergiebiges kulturwissenschaftliches Thema sind die »Brücken«, die schon immer »Angelegenheiten von Träumern, Mythenerzählern, Historikern, Kriegsstrategen und Konstrukteuren« waren (S. 151) – Texte von Gert Jonke, János Arany, Péter Nádas, Mircea Cărtărescu, Nicolae Iorga und Johann Georg Kohl tragen zu diesem wichtigen Kapitel bei.

Die durch den jeweiligen Schwerpunkt plausibel gemachte Bündelung literarischer Texte aus ganz verschiedenen Epochen und Sprachen überzeugt auch beim Thema »Grenzen«. Die Donau, erläutern die Herausgeberinnen, sei ein Fluss, »der Grenzen überquert, zugleich aber auch Grenzen bildet und selbst zwischen Gegenden, die er miteinander verbindet, immer wieder in eine Grenze umgewandelt werden kann« (S. 181) – Ferenc Herczegs *Erinnerungen I. Der Burgberg* und Richard Wagners Gedicht *Tulcea*, *sonntags* stehen dafür. Dass und wie man Grenzen überqueren kann, wenigstens in der Dichtung, machen die Beiträge von Dániel Varró, Alexander William Kinglake und vor allem Mircea Cărtărescu anschaulich – wobei der Ich-Erzähler von Kinglakes *Über die Grenze* (1898) kurz vor Belgrad »für viele Tage Abschied von der Christenheit« nimmt (S. 204) und seine nun osmanischen Diener so einschätzt: »Sie schienen zu denken, dass sie viel nützlicher, ehrenvoller und frommer beschäftigt gewesen wären, unsere Kehlen durchzuschneiden, als unsere Handkoffer zu schleppen« (S. 205). Dass das Babylon der Donauregionen ein »Raum notwendiger Übersetzungen« ist, versteht sich von selbst, weil »das Neben- und Ineinander verschiedener Kontexte und Sprachen« zu den markantesten Eigenschaften der Donau gehört (S. 217); prägnante Textstellen aus den Büchern von Kohl und Kinglake und endlich auch aus Elias Canettis *Die gerettete Zunge* unterstreichen es. Eigene Kapitel erhalten das Eiserne Tor – mit Texten von Mór Jókai, Lothar-Günther Buchheim und Patrick Leigh Fermor – sowie die versunkene Insel Ada Kaleh, über die neben Kohl, Jókai und Cărtărescu auch der »rasende Reporter« Egon Erwin Kisch geschrieben hat, der die über Jahrhunderte die Wasserstraße beherrschende Inselfestung das »Gibraltar der Donau« nennt (S. 264). »Städte sind faszinierend«, beginnt das umfangreiche Kapitel »Stadtlandschaften« (S. 279). »Die mind map dieser europäischen Großregion ist von diesen Orten sowie der zwischen ihnen sichtbaren Vernetzung zutiefst geprägt« (ebd.). Algernon Blackwoods Schilderung einer wilden Kanufahrt in und um Ulm, Einschlägiges über Regensburg aus Eva Demskis *Mama Donau*, Linz bei Adalbert Stifter und László Márton, kraftvolle Wien-Passagen aus Doderers *Dämonen*, Geschichten vom Donau-Fischen vor Bratislava von Michal Hvorecký, Lajos Parti Nagy über Budapest und Mihajlo Pantić über Belgrad (»Die Donau ist kein Fluss, die Donau ist Gott«, S. 317), dann der unvermeidliche Karl-Markus Gauß

über bulgarische Donauhäfen, der mit seinem Buch *Im Bannkreise des Balkans* (1926) hervorgetretene Karl Sokolowsky über Brăila und Galatz, Catalin Dorian Florescu über Tulcea und schließlich Klaus Hensels Gedicht *verkehr* über Sulina – mehr geht im Rahmen einer Anthologie wirklich nicht. Diesem wohl längsten Kapitel folgen ein Abschnitt zum »Krieg«, wobei der Zweite Weltkrieg (Arno Geiger, Szilárd Rubin) und die Jugoslawien-Kriege der 1990er-Jahre (Horst Widmer, Peter Handke) naturgemäß im Vordergrund stehen, sowie einer zum damit eng verwandten Thema »Niederlagen« (Bettina Balàka, Géza Ottlik, Péter Nádas, Mircea Cărtărescu).

»Mehr oder weniger freiwillige Migrationen prägen die Bevölkerungszusammensetzung im Donauraum, sodass die Geschichte dieser Großregion gleichzeitig eine der Migration ist«, betonen Edit Király und Olivia Spiridon zu Beginn des Kapitels »Flucht und Vertreibung« (S. 377). Auf welch großartige und kluge Weise die Literatur historisches Elend in sprachlichen Glanz verwandeln kann, zeigt der Ausschnitt aus *Reise ins Gelobte Land* von Ladislav Fuks; *Donau-Klage* von Mihály Kornis und *Kalte Tage* von Tibor Cseres machen mehr als deutlich, mit welch brutaler Gewalt man Mitte des 20. Jahrhunderts in Ungarn konfrontiert war. In anderen Ländern und zu anderen Zeiten war es nicht viel anders, wie das nächste Kapitel durch Texte von Herta Müller, Ilija Trojanow und Hans Bergel drastisch vor Augen führt. »Von den Straflagern und Gefängnissen, die das vergangene Jahrhundert in erschreckendem Maß hervorbrachte, sind zahlreiche auch an der Donau zu verorten« (S. 401). Und dass der Fluss zu jeder Zeit »als Verhandlungsraum für die unterschiedlichsten Anliegen und Begehren« fungierte, wird in der Einleitung zu »Die große Klammer« herausgestellt (S. 419), einem Kapitel, das neben Auszügen aus Werken von Okopenko, Kohl, Grillparzer, Esterházy, Márton und Bergel auch Verse von Attila József, einige *Sätze von der Donau* von Franz Tumler sowie Passagen aus *Fluss der Erinnerung* von Andrzej Stasiuk bietet. »Die Donau«, so Stasiuk, »fließt gegen den Strom der Zeit. Sie wälzt ihr Wasser aus der Neuzeit in die Vergangenheit, aus der Aktualität ins Vergangene. Je länger sie wird, desto älter wird sie. In ihrer Mündung leben tausendjährige Welse und Scharen von Pelikanen, die aussehen wie fliegende Reptilien. Hier sammelt sich der Schlamm aus dem Innern Europas« (S. 426). Nach Lektüre des zunächst durchaus verwirrenden, weil inkonsequent gesetzten »Farben«-Kapitels, in dem Moritz Rinke, Claudio Magris, Péter Esterházy, Franz Tumler, Mila Haugová, Ivan Vasov, Vladimir Zarev, Franz Hodjak und manch andere Dichter ihre Auftritte haben, ist klar, dass Johann Strauss zwar 1867 mit *An der schönen blauen Donau* eine Art »Welthit« gelungen ist, dass die Donau aber dennoch weiß, schwarz, braun, gelb, grünlich oder grau sein kann – und manchmal leider auch rot. Mit Texten zum »Delta« (Oscar Walter Cisek, Ștefan Bănulescu, Jean Bart) und zur »Mündung« (Ludwig Bechstein, Carmen Sylva, Jean Bart) endet diese wunderbare Anthologie, die selbstverständlich auch ihre Bild- und Textquellen nach- und auf ein paar wenige weiterführende Bücher, Aufsätze und Filme hinweist (S. 481–491). *Der Fluss* ist einem breiteren Publikum ebenso zu empfehlen wie der Fachwelt. Überwältigt ob der Fülle der Texte und der Originalität ihrer Zusammenstellung wird der vielleicht erschöpfte, in jedem Fall aber glückliche Leser nur noch Ingeborg Bachmann zustimmen können, in deren *Malina*-Fragment es heißt: »… ich weiß, dass die Donau ins Schwarze Meer münden wird. Ich werde münden wie sie« (S. 467).

Klaus Hübner

Das Konzept Herkunft

Saša Stanišić: Herkunft. München: Luchterhand Literaturverlag 2019. 565 S.

Mit *Herkunft* hat Saša Stanišić seine vierte Buchveröffentlichung vorgelegt. Dieser Roman, der den Deutschen Buchpreis 2019 erhalten hat, kann in vielerlei Hinsicht als eine Synthese im bisherigen Schaffen Stanišićs angesehen werden und ist – das sei vorweggenommen – uneingeschränkt zu empfehlen.

Sehr viel stärker noch als im viel beachteten Romandebüt *Wie der Soldat das Grammophon repariert* (2008) geht es um Autobiografisches, wobei Stanišić seine Erzählung mittels auto- und metafiktionaler Techniken montiert, die er in seinem zweiten Roman *Vor dem Fest* (2014) sowie in seinem Erzählband *Fallensteller* (2016) bereits erprobt hat. *Herkunft* ist deswegen einerseits Stanišićs persönlichster Roman, weil er seine eigene Familiengeschichte erzählt. Andererseits muss er auch als eine hochartifizielle Kunst-Prosa gesehen werden, da er diese vermeintliche Authentizität des faktischen, autobiografischen Erzählens immer wieder unterläuft. Gerade dieser Zwiespalt ist es, der diesen Text so interessant macht. *Herkunft* wird dadurch sowohl eine ernst gemeinte Auseinandersetzung Stanišićs mit seiner eigenen Herkunft als auch eine Reflexion über die sprachlichen Möglichkeiten, sich dem zu nähern, was Herkunft denn eigentlich sein soll oder kann.

Der Roman ist episodisch aufgebaut. Die einzelnen Episoden sind meist implizit oder explizit als Erinnerungen modelliert und als solche einem realistischen Erzählduktus verpflichtet. Dieser wird allerdings auch immer wieder gebrochen: Zum einen, indem der Erzähler-Autor – diese Kategorien verwischt der Text bewusst – seine Erinnerungen in Zweifel zieht und sich als unzuverlässiger Erzähler stilisiert, zum anderen, indem magische, mythische oder märchenhafte Elemente ironisch eingeflochten werden. Dies ist für Stanišićs Prosa genauso typisch wie der – wenn auch seltene – Wechsel vom Ich- zum Du-Erzähler und die wechselnde Fokalisierung, wenn sich der Autor-Erzähler in Familienangehörige hineinversetzt. Diese Techniken erzeugen eine sehr unterhaltsame, heiter-ironische Erzählhaltung, die die behandelten Figuren und Gegenstände dennoch uneingeschränkt ernst nimmt. Findet sich eine solche Erzählhaltung bereits in Stanišićs früheren Texten, so besteht die Neuerung darin, dass die poetologischen Stellen, die die Fiktionalität verdeutlichen, mit Kommentaren konterkariert werden, die die faktuale Dimension als Gegengewicht stark machen. So setzt der Erzähler-Autor Stanišić Indices über die Niederschrift, die die Form »Heute ist der X. Y. 2018« haben, was suggeriert, dass der Text an diesem Tag entstanden sei. Einerseits wird dadurch Stanišić als außerdiegetische Person präsent, andererseits zersplittert diese Technik das Phantasma vom einheitlichen Erzähler oder Autor, weil deutlich wird, dass dieser zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Stimmungen und mit einem sich verändernden Wissen spricht.

Der Roman erzählt in den lose miteinander verknüpften Kleinkapiteln das Leben Saša Stanišićs, der als Kind einer bosnischen, säkular-muslimischen Mutter und eines serbischen Vaters 1992 aus Višegrad fliehen musste und in einem migrantisch geprägten Viertel in Heidelberg seine Jugend verbracht hat, bevor er zum Studium in die Altstadt und später nach Hamburg gezogen ist. Dieser Erzählstrang, der in lockerer Chronologie wiedergegeben wird, wird immer wieder unterbrochen durch Rückblenden in die Familiengeschichte. Das Leben der Eltern sowie aller vier Großeltern wird geschildert, wobei die Großmutter väterlicherseits, Kristina, mit Abstand

die wichtigste Rolle einnimmt. Zusammen mit ihr unternimmt der Erzähler-Autor 2009 eine Reise in das kleine Dorf Oskoruša, aus dem der verstorbene Mann Kristinas, Petar Stanišić, stammt. Der Friedhof dieses Dorfes, auf dem die überwältigende Mehrheit der Grabsteine den Namen Stanišić tragen, wird für den Erzähler-Autor zum besonderen Ort des Ursprungs. Einerseits ist ihm die Situation, die er dort erlebt, als »Herkunftskitsch« sofort bewusst, andererseits ist die Reise nach Oskoruša der Katalysator für die Reflexion über Herkunft. Diesem ersten Besuch in Oskoruša folgt neun Jahre später ein zweiter, den Stanišić mit seinen Eltern unternimmt. Da vom ersten zu Beginn des Romans, vom zweiten gegen Ende erzählt wird, rahmen diese Besuche die ganze Handlung – zumal die Beschäftigung mit dem Themenkomplex Herkunft in Oskoruša in den Fokus rückt und so etwas wie einen Abschluss beim zweiten Besuch findet. Um diese Auseinandersetzung literarisch in Szene zu setzen, bedient sich Stanišić einer Vielzahl von Motiven, die er so montiert, dass sie auf den verschiedensten Ebenen in Dialog miteinander treten: Über dem Grab seiner Urgroßeltern wächst ein Speierling, ein Baum, der auf Serbisch wie der Heimatort Oskoruša heißt. Die Wurzeln wachsen in das Grab, die Frucht kann süß und bitter zugleich sein und in der Krone windet sich eine Hornotter. Diese offensichtlich an die Genesis erinnernde Ähnlichkeit wird offen und ironisch vom Text benannt und bildet mit ihren vielfältigen Assoziationsmöglichkeiten (Gewalt, Vertreibung, Moral, Verführung, Religion und Macht sind nur einige) die Grundlage des Motivkomplexes. Die Hornotter, die auf Serbisch den Namen *poskok* trägt, erinnert den Erzähler-Autor unwillkürlich an eine Szene, in der der Vater eine solche Hornotter im Hühnerstall erschlagen hat. Stanišić wird in diese Erinnerung zurückgerissen, weil im Wort *poskok* das Wort *skok* (dt.: Sprung) steckt und das Wort *poskok* mit der Gefahr assoziiert wird, die Schlange könnte dem Vater an den Hals springen. Diese Szene ist einerseits selbst eine Ursprungsszene, weil sie die Vergegenwärtigung der väterlich-patriarchalen Gewalt ist, die eine Ordnung setzt und durch Gewalt einen Kreis definiert, in dem sie gilt; andererseits verweist sie auf mindestens zwei andere Ursprünge: zum einen auf die Legende von St. Georg, dem Drachentöter, zum anderen auf den Zerfall Jugoslawiens, der letztlich der Ursprung der Suche Stanišićs nach seiner Herkunft ist. Die Georgslegende hat an sich nichts mit Abstammung oder Herkunft zu tun. Da aber die Georgsfigur in Oskoruša besonders prominent ist, wobei Stanišić bemerkt, dass bei den Darstellungen, die er in den Wohnungen sieht, nie ganz klar wird, ob man sich eher mit dem Drachen oder eher mit dem Ritter identifiziert, steht sie für eine dynamische Unsicherheit, die Heimat betreffend. Zumal die Legende existiert, auf dem Vijarac, dem Berg, an dessen Fuß Oskoruša liegt, lebten Drachen. Mit dem Zerfall Jugoslawiens ist die Erinnerung an den schlangentötenden Vater verknüpft, weil diese Geschichte an einem der letzten Abende vor der Flucht passiert sein soll. So spiegelt sich in der vom Vater ausgeübten Gewalt wie in der Bedrohung durch die Schlange der Bürgerkrieg. Tatsächlich jedoch ist diese Szene überhaupt nur in der Erinnerung des Sohnes geschehen. Der Vater erzählt dem Sohn – der Leser darf vermuten – gegen Ende der Niederschrift des Romans, dass es so nicht gewesen sein könne, weil er eine Phobie vor Schlangen habe, da er auf dem Vijarac als Kind einmal beinahe in ein Hornotternnest gefallen wäre. Hier stellt der Text nun die ineinander verschlungenen Ursprungsmythen, zu denen übrigens sowohl die Legende

von Siegfried und dem Tatzelwurm als auch die Lyrik Eichendorffs gehören, den Stanišić zeitweise mit der Schlange identifiziert, unter neue und andere Vorzeichen. An dieser Wendung lässt sich besonders gut das nicht einfach oppositionelle Verhältnis von fiktionalem und faktualem Erzählen deutlich machen: Denn selbstverständlich hat die Fiktion – auch und gerade als enttarnte – faktische Bedeutung; andersherum wird aber auch klar, dass die Geschichte von Vater und Schlange nicht deswegen wichtig war, weil sie faktisch passiert ist, sondern weil sie Teil einer mächtigen Fiktion war und ist.

Herkunft ist eine offene Fiktion, die manchmal auf Bedürfnisse der Gegenwart antworten kann, genauso wie sie im Falle von Stanišićs Mutter eine tödliche Zuschreibung sein kann, und manchmal – das stellt Stanišić gegen Ende fast lakonisch fest – überhaupt nicht wichtig ist. Entsprechend der Offenheit des Konzepts Herkunft gestaltet Stanišić auch den Roman überraschend offen. Im Stile eines Entscheidungsbuches, in dem der Leser je nach eigener Entscheidung an andere Stellen zum Weiterlesen verwiesen wird, ist der letzte Teil dieses Romans gestaltet, was dazu führt, dass *Herkunft* mindestens zehn Enden hat, zu denen verschiedenste Wege führen.

Obwohl diese Interpretation der Parallelisierung von Konzept und Romanform sicher ihre Berechtigung hat, scheint doch noch etwas anderes hinter dieser Technik zu stecken, worauf zum Schluss noch einmal eingegangen werden soll. Denn dieser unübersichtliche und in keiner akkuraten Erinnerung fassbare Teil dieses Romans kann und sollte auch als Darstellung der Welt einer Demenzkranken gesehen werden. Die für den Autor-Erzähler wichtigste Figur, die Großmutter Kristina, leidet und stirbt während der Niederschrift des Romans an dieser Krankheit. Die Gestaltung des Textes als Entscheidungsbuch muss auch als ein Versuch der Darstellung ihrer Welt und als liebevoller Abschied Stanišićs von seiner Großmutter gesehen werden, denn mit ihr erlebt man die Abenteuer des letzten Teils und mit einer der ihrigen ähnlichen Einschränkung rezipiert man ihn. Man ist sich nicht sicher, ob man an der richtigen Stelle ist, weil man ja auch an eine andere hätte blättern können, man verliert die Orientierung, man kann nicht zurückblättern, weil man nicht mehr weiß, wie man dahingekommen ist, wo man steht, und man wird unter Umständen wütend, weil sich die Welt gegen den gewohnten Zugriff sperrt.

Obwohl vielleicht nicht auf den ersten Blick ersichtlich, steht das Motiv der Demenz in einem eigentümlichen Zusammenhang mit dem Thema der Herkunft. Denn der Roman macht deutlich, dass die Frage nach der Herkunft einer Person letztlich die personale Identität dieses Menschen erfragen möchte, die auch von der Demenz bedroht wird. Er dekonstruiert einerseits die Vorstellung, eine solche personale Identität sei festschreibbar, erzählbar oder erfragbar. Andererseits weist er derlei Fragen nicht zurück, sondern erkennt an, dass man ihnen ausgesetzt ist. Was er jedoch zurückweist, ist die Idee, es könnte eine eindeutige Antwort geben. Stattdessen entwickelt er eine Form, die vor allem gekennzeichnet ist durch eine Vielzahl von Ursprüngen und eine Vielzahl von Enden. *Dominik Zink*

Es war einmal und war doch nie

Iris Wolff: So tun, als ob es regnet. Roman in vier Erzählungen. Salzburg: Otto Müller Verlag 2017. 166 S.

So tun, als ob es regnet – so nannte Henriettes Mutter einen Zustand von Abwesenheit ihrer Tochter, wenn sie »etwas langweilte oder sehr beschäftigte, andere im Gespräch waren oder auf sie einrede-

ten, oder wenn sie ihr etwas auftrug, das sie nicht mochte« (S. 77f.).

Auch Henriettes Enkeltochter »Hedda war oft gleichzeitig in dem Moment, den sie erlebte, und außerhalb. Handelnd und beobachtend, zuhörend und nachdenkend. Oder sie stahl sich in Gedanken ganz davon« (S. 146f.).

Über die Fähigkeit, zwischen sich und der unmittelbaren Gegenwart eine Distanz aufzubauen, verfügen einige Figuren in Iris Wolffs Erzählungen. Und jede der Erzählungen könnte mit dem Einleitungssatz vieler rumänischer Märchen beginnen: »Es war einmal, und ist doch nie geschehen«.

Dabei erzählt Iris Wolff weder Märchen noch Traumgeschichten, sondern höchst realistische Ereignisse, die im Ersten Weltkrieg und in der sich anbahnenden Judenverfolgung Rumäniens spielen, die von den Bedrückungen durch die Securitate handeln und vom Leben einsamer Menschen, die eine geografische Heimat suchen, gleich ob sie Rumänien in Richtung Deutschland verlassen haben oder im Land geblieben sind.

Das Ereignis dieses Buches ist sein Stil: Die Erzählerin trägt ihre Geschichten in einem leichten, behutsamen Ton vor, als wäre sie unsicher, ob alles wirklich so geschehen ist. Könnte nicht alles auch ganz anders gewesen sein, könnte nicht alles auch ganz anders erzählt werden? Den tastenden Versuchen, der Wahrheit auf die Schliche zu kommen, stellt sie harte Fakten entgegen: Der Student Jacob wird im Ersten Weltkrieg eingezogen, er erlebt die fürsorgliche, verlässliche Freundschaft eines Kameraden, hat eine kurze sexuelle Beziehung zu einer Bäuerin, bei der er einquartiert wird, und erschießt einen feindlichen Soldaten nicht, dem er allein begegnet. »Noch vor wenigen Wochen hätte er mit dem Mann, der jetzt vor ihm stand und sich in der Wahrscheinlichkeit des Todes einrichtete, Freundschaft schließen können. Dann hatte das Königreich Rumänien den Mittelmächten den Krieg erklärt, und jetzt musste er schneller sein, kaltblütiger als sein Gegenüber« (S. 24). Der Widersinn des Krieges wird in diesen Sätzen ohne jede belehrende oder argumentierende Haltung unwiderlegbar.

Der Fremde läuft weg. Jacob selbst wird später erschossen, als er an einer Quelle »mit der Hand Wasser schöpfte« (S. 47). Eine Szene von fast archaischer Eindringlichkeit: Das Schmelzwasser kann er nicht trinken, da der Schnee die Toten zugedeckt und das Wasser sie nun hervorgewaschen hat. Es ist zum »Totenwasser« (S. 46) geworden. Während er das saubere Quellwasser trinkt, das Wasser des Lebens, wird er erschossen.

Jacob, der Philologie studierte, weil ihm nichts anderes eingefallen war, erkannte in den Kriegsmonaten, »dass alles, was er erlebt hatte, eine Art innerer Besitz geworden war, zu ihm gehörte, ihn verändert hatte« (S. 19). Die Veränderung bleibt freilich eine Behauptung der Erzählerin; worin sie besteht, erfährt der Leser nicht. Aber vielleicht bieten die knapp 40 Seiten dieser Erzählung dafür nicht genügend Raum.

Diesem bedächtigen, ruhigen, fast ein wenig verspielten Text folgt eine beklemmende Erzählung, die heiter, fast lustig beginnt: In einem bäuerlich geprägten siebenbürgischen Dorf treffen sich allnächtlich diejenigen, die nicht schlafen können, die »Gesellschaft der Schlaflosen« (S. 52). Henriette ist eine der jüngsten davon. Ausgerechnet zu ihr kommt »eine Frau mit Pagenfrisur, Perlenkette und enganliegendem, dunkelblauen Kostüm« (S. 74) und bietet ihr einen Ring zum Tausch an. »Brot, Speck, Butter, Käse« (S. 76) will sie dafür. Henriette geht auf den Tausch ein, hält ihn aber vor ihrer Familie geheim. Sie hat ein schlechtes Gewissen, weil sie die Lebensmittel den Ihrigen weggenommen hat, damit sie einen außergewöhnlichen Ring bekommt,

den sie nicht zu zeigen wagt. Erst viel später wird sie ihn ständig am Finger tragen. Er gehört so sehr zu ihr, dass ihre Enkelin Hedda aus der vierten Geschichte ihn sich oft erbeten wird, »um versuchsweise in ihre Haut zu schlüpfen« (S. 153).

Die unbekannte, elegante Frau, die den Ring gegen Lebensmittel eintauscht, fährt nach dem Tausch mit zwei anderen Personen im Auto weg. Zwischen ihr und Henriette wird kein Wort zu viel geredet. Henriette weiß von ihr nichts und fragt auch nichts. Es bleibt ungewiss, weshalb die Fremde zu Henriette kommt. Hat sie jemand an das Mädchen verwiesen?

Die Erzählung spielt 1933. Zeichnet sich in Rumänien die Judenverfolgung bereits ab?

Um Verfolgungen geht es auch in der dritten Erzählung, um Verfolgungen Andersdenkender durch die Securitate, den kommunistischen rumänischen Geheimdienst. Frido, mit Henriettes Sohn Vicco befreundet, wird eingesperrt und gefoltert, weil er Texte eines regimekritischen Schriftstellers verborgen hat. Vicco versteht nicht, wie man seine »Zukunft wegen ein paar Gedichten aufs Spiel« (S. 111) setzt. »Es sind nicht nur ein paar Gedichte« (S. 111), erwidert Fridos Frau. Vicco selbst hat sich im engen Land eingerichtet. Als er erfährt, dass seine Mutter Henriette nach Deutschland auswandern will, entgegnet er ihr: »Ich bin hier frei. Und wenn ich es manchmal nicht bin, dann bin ich hier wenigstens zu Hause« (S. 123). Aber er hat Freunde, »die die Grenzen ihrer Welt nicht so einfach hinnehmen konnten« (S. 97).

In dieser dritten und auch der vierten Erzählung wird spürbar, wie tief das Trauma der Verschleppung der Siebenbürger Sachsen 1945 in die Sowjetunion und die dortige Zwangsarbeit bis in die Gegenwart reicht. »Die Verwechslung von Partei- und Volkszugehörigkeit« (S. 104) hatte es nach dem Zweiten Weltkrieg möglich gemacht, »eine ganze Generation zu verschleppen« (S. 104). Und noch unter Ceaușescu waren die Siebenbürger Sachsen als »Minderheit« (S. 110) besonders gefährdet.

Die vierte Erzählung beschließt den Kreis: Hedda, Henriettes Enkelin, lebt zeitweise auf La Gomera, wo sie als Freiberuflerin Buchempfehlungen für deutsche Fach- und Bibliothekszeitschriften verfasst und mit einem Nebenjob auf der Insel gerade so über die Runden kommt. Ihre Mutter ruft an und bittet sie, nach Hause zu kommen, weil Vicco, der Vater, lebensgefährlich an Krebs erkrankt sei. Iris Wolff teilt ein weit verbreitetes Phänomen mit: Dass sich die aus Siebenbürgen ausgewanderten Männer in Deutschland schwerer tun als die Frauen. »Vicco litt« (S. 138). Hedda überlegt, was die Auswanderung mit ihr gemacht habe, sie weiß es nicht.

Für die Inselbewohner gibt es eine kleine Sensation, die sie tagelang beschäftigt: Ein unbekanntes Paar ist mit einem Fischerboot losgefahren und nicht wieder zurückgekommen. »Das Boot, der Fischer und das Pärchen blieben fort« (S. 149). Hedda hatte die zwei am Strand gesehen, »ein Mann in kurzer Hose und Sandalen und eine Frau in einem bodenlangen, weißen Kleid. Es war zunächst dieses Kleid, das Heddas Aufmerksamkeit erregte« (S. 129). Wenn Henriette auch ein wenig anders gekleidet war, erinnert die fremde Frau in Haltung und Kleidung doch an Heddas Großmutter. Sie verschwindet mit ihrem Begleiter und dem Fischer spurlos, ohne etwas zu hinterlassen. »Auf der Insel gab es kaum ein anderes Gesprächsthema als das Fischerboot. Es war einfach abhandengekommen, ohne Spur, ohne Zeichen der Not. Niemand konnte sich daran erinnern, etwas Ähnliches erlebt zu haben. Auf der Straße wurde, nach wenigen Sätzen, zu dem Ereignis übergewechselt. Neuigkeiten ausgetauscht, die kaum welche waren. Dann folgte bedauerndes, mitleidvol-

les Wiegen des Kopfes, als wäre etwas Unausweichliches eingetreten, etwas, das in seiner Tragweite vorherbestimmt war« (S. 150).

Hedda trägt Henriettes Ring; Vicco stirbt. Die siebenbürgische Geschichte ist an ihr Ende gekommen. Die Fremden werden zeitgemäß mit einem Motorboot in die Unterwelt geleitet, nicht wie in der griechischen Mythologie mit einem Ruderboot.

»Bedeutet das etwas, fragt Hedda, wenn man die letzte war, die jemanden gesehen hat?« (S. 160). Lollo, ihr Freund auf der Insel, weiß keine Antwort. Hedda ist in Iris Wolffs Roman die letzte, die siebenbürgisches Leben in seinen Resten kennengelernt hat. Sie hat keine Kinder. Mit ihr geht mehr als eine Familienüberlieferung zu Ende. Der Lebensweise der Siebenbürger Sachsen ist die ökonomische, geografische, soziale und kirchliche Grundlage innerhalb von drei Generationen verloren gegangen. Iris Wolffs Roman in vier Erzählungen ist eine wunderbare poetische Gestaltung dieses Prozesses, behutsam und stilsicher.

Jürgen Israel

Aus dem IKGS

Berichtszeitraum Oktober 2019 – Februar 2020

Internationale Tagung: »Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe. The Role of Special Libraries and Archives«

Das IKGS lud vom 2. bis 4. Oktober in Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv Pazin, Kroatien, der Universitätsbibliothek Pula und der Abteilung für Geschichte an der Juraj-Dobrila-Universität Pula zur Tagung »Writing History in Multicultural Regions of Southeastern Europe. The Role of Special Libraries and Archives«. Die von Dr. Angela Ilić geleitete Tagung fand im Staatsarchiv Pazin und an der Juraj-Dobrila-Universität in Pula statt. Ein Bericht von der Tagung ist in diesem Heft nachzulesen.

Erinnerungswerkstatt: »Vergessener Holocaust in Transnistrien«

Im Oktober wurde im ukrainischen Mohyliw-Podilskyj die Erinnerungswerkstatt »Vergessener Holocaust in Transnistrien« durchgeführt. Dazu erschienen 20 junge Teilnehmer aus Czernowitz (ukr. Černivci) und Mohyliw-Podilskyj, Ukraine sowie Belz (rum. Bălți) und Kischinau (rum. Chișinău), Republik Moldau, um vor Ort zu recherchieren und mit Zeitzeugen zu sprechen. Die Erinnerungswerkstatt fand im Rahmen des vom Auswärtigen Amt geförderten und vom IKGS getragenen Projektes »Vergessener Holocaust in Transnistrien« statt, in dessen Rahmen auch eine Filmdokumentation entstanden ist. Die Projektleitung hatte Dr. Markus Winkler inne.

Tagung: »Die Geschichte der Bukowina nach dem Visual Turn«

Das Bukowina-Institut an der Universität Augsburg beging vom 17. bis 19. Oktober 2019 sein 30-jähriges Bestehen mit der internationalen Fachtagung »Die Geschichte der Bukowina nach dem Visual Turn«. Das IKGS wurde von PD Dr. Tobias Weger vertreten, der auch den Kommentar zu einer Sektion übernahm, die sich inhaltlich mit der Bedeutung und Funktion von Schulbüchern und Statistiken für die Geschichte der Region auseinandersetzte.

Jubiläumsfeier »10 Jahre Gedankendach« in Czernowitz

IKGS-Direktor Dr. Florian Kührer-Wielach war am 18. Oktober in Czernowitz, Ukraine zu Gast und nahm mit Grußworten an der Festveranstaltung »10 Jahre POKIB Gedankendach« teil. Das Zentrum Gedankendach ist ein von mehreren zentraleuropäischen Organisationen unterstütztes Kultur- und Wissenschaftszentrum an der Nationalen Jurij-Fedkowytsch-Universität, in dessen »Rotem Saal« auch die Festveranstaltung

stattfand. Das Zentrum Gedankendach und das IKGS sind seit Jahren partnerschaftlich und durch die Mitgliedschaft im IKGS e. V. institutionell verbunden. www.gedankendach.de

Vortrag von Dr. Angela Ilić: »Looking through a Veil. Challenges and Perspectives of Interreligious Dialogue in Serbia«

Am 18. Oktober war IKGS-Mitarbeiterin Dr. Angela Ilić an der Fakultät für Katholische Theologie in Wien zu Gast. Im Rahmen der Tagung »Interreligious Dialogue in Context – A European Comparison« sprach sie zu den Herausforderungen des interreligiösen Dialogs in Serbien. Die Tagung wurde vom Forschungszentrum »Religion and Transformation in Contemporary Society« der Universität Wien und dem Spezialforschungsbereich »Interreligiosität« der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems organisiert.

Lesung und Gespräch mit Cătălin Mihuleac

Am 23. Oktober war der rumänische Schriftsteller Cătălin Mihuleac auf Einladung des IKGS und der Stadtbibliothek München in der Stadtbibliothek München-Sendling zu Gast. Er las aus seinem Roman *Oxenberg & Bernstein*. IKGS-Mitarbeiterin Dr. Enikő Dácz führte durch den Abend.

Informationsreise für Medienvertreter in die Kulturhauptstadt Europas 2020: Rijeka/Fiume

Dr. Angela Ilić war vom 23. bis 26. Oktober wissenschaftliche Begleiterin bei einer vom Deutschen Kulturforum östliches Europa (DKF) gemeinsam mit dem IKGS organisierten Informationsreise nach Rijeka (it. Fiume). Durch die Reise sollten die geladenen Pressevertreter mehr über die Kulturhauptstadt Europas 2020 lernen. Auf dem Programm standen Besuche bei Kultureinrichtungen und Gespräche mit Programmverantwortlichen der Stadt. Unter anderem führte Ilić die Gruppe auf einen historisch-orientierten Stadtrundgang durch Rijeka, bei dem sie auch den deutschen Spuren in der Stadt folgten.

Buchpräsentation: »Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum 1917 und danach«

Der von Dr. Angela Ilić, Dr. Florian Kührer-Wielach (beide IKGS), Dr. Irena Samide und Dr. Tanja Žigon (beide Universität Ljubljana/Laibach) herausgegebene Band *Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum 1917 und danach* wurde am 24. Oktober im »Blauen Salon« der Universität Ljubljana vorgestellt. Die Buchpräsentation fand im Rahmen des »Tages der Germanistik« statt, an dem 100 Jahre Germanistik in Slowenien begangen wurden. Das IKGS vertrat Dr. Florian Kührer-Wielach, es moderierte Dr. Mira Miladinović Zalaznik.

Vortrag von Dr. Enikő Dácz: »Literarische Inszenierungen einer zentraleuropäischen Stadt«

Am 25. Oktober referierte Dr. Enikő Dácz an der Lucian-Blaga-Universität Hermannstadt (rum. Sibiu) im Rahmen der Internationalen Jubiläumstagung zum 50. Gründungstag des Hermannstädter Lehrstuhls für Germanistik über »Literarische Inszenierungen einer zentraleuropäischen Stadt. Transnationale Perspektiven auf Kronstadt/Brașov/Brassó in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«.

Podiumsdiskussion: »Wo sind wir daheim? Zugehörigkeiten und Optionen von ›Minderheiten‹ in Deutschland und Rumänien«

Im Senatssaal des Bayerischen Landtages fand am 26. Oktober die Festveranstaltung »70 Jahre – Für die Gemeinschaft«

anlässlich des 70-jährigen Bestehens des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland statt. Unter anderem stand dabei eine Podiumsdiskussion zum Thema »›Wo sind wir daheim?‹ Zugehörigkeiten und Optionen von ›Minderheiten‹ in Deutschland und Rumänien« auf dem Programm, die von Dr. Florian Kührer-Wielach organisiert und moderiert wurde. Es diskutierten Angelika Beer, Vikarin in Neppendorf/Turnișor, Dr. Simone Eick, Direktorin des Deutschen Auswandererhauses Bremerhaven, Prof. Dr. Bernd Fabritius, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, IKGS-Vorstandsmitglied Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch und Sylvia Stierstorfer, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene.

Vortrag von Dr. Enikő Dácz: »Das ›rumänische Heidelberg‹. Das literarisch (re)konstruierte Kronstädter Schulwesen der Zwischenkriegszeit«

Auf Einladung der Sektion Schulgeschichte des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde Heidelberg (AKSL) sprach Dr. Enikő Dácz am 27. Oktober im Münchner Haus des Deutschen Ostens (HDO) über das »rumänische Heidelberg«.

Exkursion nach Slowenien: »Regionales europäisches Vermächtnis und Metropole der slowenischen Moderne«

Das IKGS war als Kooperationspartner an der Exkursion »Regionales europäisches Vermächtnis und Metropole der slowenischen Moderne« vom 27. bis 30. Oktober nach Slowenien beteiligt. Unter anderem führte die vom DKF organisierte Exkursion die Teilnehmer in die Gottschee (sl. Kočevje), nach Marburg (sl. Maribor) und nach Zarz (sl. Sorica) in Oberkrain.

Podiumsdiskussion: »30 Jahre nach der Revolution«

Im Zuge der Eröffnung der Rumänischen Kulturtage 2019 am 5. November fand im Internationalen Begegnungszentrum der Wissenschaft München eine Podiumsdiskussion zum Thema »30 Jahre nach der Revolution« statt. Nach der Eröffnung der Veranstaltung und Grußworten der Generalkonsulin von Rumänien in München, Iulia-Ramona Chiriac, diskutierten Dr. Anneli Ute Gabanyi, Politikwissenschaftlerin, Herta Daniel, Präsidentin der Weltföderation der Siebenbürger Sachsen, Florian Kührer-Wielach, IKGS, Claudiu Florian, Direktor der Rumänischen Kulturinstituts Berlin, und Dan Ciudin, der Vorsitzende des rumänischen Kulturvereins Apoziția, München. Es moderierte die Kuratorin und Hauptorganisatorin der rumänischen Kulturtage, Brigitte Drodtloff.

Autorenlesung und Diskussion: »Im Brand der Welten – Ivo Andrić. Ein europäisches Leben«

Das IKGS lud am 6. November gemeinsam mit der Südosteuropa-Gesellschaft zu einer Autorenlesung mit Michael Martens. Der Südosteuropa-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* las aus seiner Biografie über den Literatur-Nobelpreisträger Ivo Andrić. Michael Krüger, Verleger, Schriftsteller und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, führte durch den Abend.

Vortrag von PD Dr. Tobias Weger: »A European Borderland between Localism and Globalization«

IKGS-Mitarbeiter PD Dr. Tobias Weger hielt am 6. November an der University of Pittsburgh (USA) im Rahmen einer DAAD-Lecture einen Vortrag zum Thema »A European Borderland between Localism and Globalization. The Multi-

ethnic Region of Dobrudja/Dobrogea in the 19th/20th Century«.

Vortrag von Helene Dorfner: »Das Musikleben in Athen am Hof König Ottos I. von Griechenland«

Helene Dorfner, wissenschaftliche Bibliothekarin am IKGS, stellte am 9. November im Centrum Modernes Griechenland der Freien Universität Berlin einen Ausschnitt aus ihrem nebenberuflichen Dissertationsprojekt vor. Im Rahmen der internationalen Konferenz »Die deutsch-griechischen Verflechtungen zur Zeit König Ottos« sprach sie über das Musikleben am Athener Hof unter dem aus Bayern stammenden König Otto I. von Griechenland.

Besuch von Sylvia Stierstorfer, Beauftrage der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene

Am 14. November durfte das IKGS Sylvia Stierstorfer, MdL, die bayerische Beauftragte für Aussiedler und Vertriebene, im Institut begrüßen. Dr. Florian Kührer-Wielach stellte dabei das Tätigkeitsspektrum des IKGS vor. In ihrer Pressemitteilung vom 14. November 2019 zeigte Stierstorfer sich von der Arbeit des IKGS-Teams beeindruckt: »Es ist herausragend, was dieses internationale Team und die vielen jungen Leute, die sich an dieser Arbeit beteiligen, hier leisten. Ich sehe große Berührungspunkte zu meiner Arbeit und viele wertvolle Synergien.«

Symposium: »›Von Siegern und Verlierern‹. Gesellschaftlicher Wandel und Minderheitenschutz in Ungarn und Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg«

Im Rahmen der vom IKGS und dem HDO organisierten Veranstaltungsreihe »Versailles – Trianon – Brest-Litowsk« fand am 15. November das Symposium »›Von Siegern und Verlierern‹. Gesellschaftlicher Wandel und Minderheitenschutz in Ungarn und Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg« in den Räumlichkeiten des HDO statt. Nach Vorträgen von Prof. Gerhard Seewann zu Ungarn und Florian Kührer-Wielach zu Rumänien nach 1918 diskutierten der Publizist György Dalos, Prof. Dr. Bernd Fabritius, Dr. Florian Kührer-Wielach und Prof. Dr. Gerhard Seewann über Minderheitenschutz in der Geschichte und heute.

Vortrag von Helene Dorfner: »Brücken aus Papier«

Helene Dorfner referierte am 18. November anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Koordinationsbesprechung der Bibliothekare an bayerischen Institutionen der Ost- und Südosteuropaforschung und an anderen Spezialbibliotheken in der Carl-Friedrich-von Siemens-Stiftung zum Thema »›Brücken aus Papier‹. Bestandserhaltung, Restaurierung, Katalogisierung und Digitalisierung von deutschsprachigen Zeitungen aus Südosteuropa in einer One-Person-Library«.

Bildervortrag von Renata SakoHoess: »Unfreiwillig erfolgreich. Die Pressburger Autorin Therese Schröer«

Die Autorin, Übersetzerin und Kulturvermittlerin Renata SakoHoess stellte auf Einladung des IKGS, des DKF und des Slowakischen Instituts Wien am 20. November in den Wiener Räumlichkeiten des Slowakischen Instituts mittels eines Bildvortrages die aus Pressburg stammende Autorin Therese Schröer vor, auf die sie in ihren Recherchen zu einem literarischen Reiseführer für Bratislava gestoßen war.

Lehrveranstaltung von Dr. Enikő Dácz: »Räumliche Semantisierungen in der rumäniendeutschen Literatur des 20. Jahrhunderts«

Von 20. bis zum 23. November 2019 hielt Dr. Enikő Dácz ein Blockseminar am Lehrstuhl für Germanistik an der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität Jassy (rum. Iași). Das Seminar untersuchte vor

dem Hintergrund des »Spatial Turn« in den theoretischen Debatten der letzten Jahrzehnte unterschiedliche Strategien der Raumdarstellungen in der rumäniendeutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.

Vortrag von Dr. Enikő Dácz: »Kronstadt ist eine Welt. Literarische Inszenierungen einer zentraleuropäischen Stadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«

Während ihres Aufenthalts an der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität Jassy hielt Dr. Enikő Dácz am 22. November auch einen Vortrag zum Thema »Kronstadt ist eine Welt. Literarische Inszenierungen einer zentraleuropäischen Stadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«.

Filmvorführung: »Siebenbürgen in Bildern erzählt«, Berlin

Im Berliner City Kino Wedding fand am 25. November die Filmvorführung »Siebenbürgen in Bildern erzählt« statt. Gezeigt wurden dabei fünf kurze Dokumentarfilme, die im Rahmen einer internationalen Summer School im Sommer 2019 im siebenbürgischen Katzendorf (rum. Cața) entstanden waren. Für die Summer School waren insgesamt 13 Studierende der Berliner Beuth Hochschule für Technik und der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) zusammengekommen. Das IKGS fungierte als Kooperationspartner.

Tagung: »Nationalsozialismus digital« in Wien

Die IKGS-Bibliotheksleiterin Helene Dorfner nahm am 27. und 28. November an der Tagung »Nationalsozialismus digital« in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien teil. Dabei ging es um die rechtliche und ethische Verantwortung von Bibliotheken und Archiven bei der Bereitstellung von NS-Material im Internet. Da auch das IKGS unterschiedliche Bestände aus der Zeit des Nationalsozialismus besitzt und deren Digitalisierung stark vorantreibt, muss es sich auch mit neuen Nutzergruppen und anderen Kontrollmechanismen auseinandersetzen.

Dr. Angela Ilić Jurymitglied bei der Auswahl der Stadtschreiberin für Rijeka 2020

IKGS-Mitarbeiterin Dr. Angela Ilić war Mitglied der internationalen Jury, die im Dezember das Stadtschreiber-Stipendium des Deutschen Kulturforums östliches Europa für das Jahr 2020 vergab. Die ausgewählte Berliner Journalistin Alexandra Stahl wird über fünf Monate aus der europäischen Kulturhauptstadt berichten.

Podiumsgespräch: »›Wir‹ und ›die Anderen‹. Minderheiten nach 1918 zwischen Konflikt, Identität und Loyalität«, München

Am 5. Dezember folgte eine weitere Veranstaltung aus der vom IKGS und HDO organisierten Reihe »Versailles – Trianon – Brest-Litowsk« im HDO München. Der Coach und Heilpraktiker für Psychotherapie Ulrich Sachweh diskutierte dort mit IKGS-Mitarbeiter PD Dr. Tobias Weger über Minderheiten nach 1918 und individuelle Fragen von Identität und Loyalität. HDO-Direktor Prof. Dr. Andreas Otto Weber moderierte.

Vortrag von Dr. Florian Kührer-Wielach: »Paradeis lost. Erinnerte Erfahrungen und erfahrene Erinnerungen bei den Rumäniendeutschen« in Detmold

Im Rahmen der Tagung »Der Mensch und das System. Das ›sowjetische Gepäck‹ der Russlanddeutschen zwischen Erfahrung und Erinnerung« im Museum für russlanddeutsche Geschichte Detmold sprach IKGS-Direktor Dr. Florian Kührer-Wielach am 6. Dezember im Rahmen des Panels »Erinnerungskulturen in vergleichender Perspektive« zum

Thema »*Paradeis lost*. Erinnerte Erfahrungen und erfahrene Erinnerungen bei den Rumäniendeutschen«.

Lesung mit Dagmar Dusil: »Auf leisen Sohlen. Annäherungen an Katzendorf«
Am 17. Dezember präsentierte Dagmar Dusil ihr Buch *Auf leisen Sohlen. Annäherungen an Katzendorf*. Sie war 2017 als Dorfschreiberin in Katzendorf; ihre Erfahrungen bündelte sie in diesem Buch. Josef Balazs führte durch den vom HDO und IKGS organisierten Abend.

Projektkurs von PD Dr. Tobias Weger an der LMU München
Im Rahmen seiner Titellehre an der LMU München bietet PD Dr. Tobias Weger im Wintersemester 2019/2020 und im Sommersemester 2020 gemeinsam mit Dr. Darina Volf einen Projektkurs zum Ost- und Südosteuropabild der Münchner Satirezeitschrift *Simplicissimus* (1896–1944) im Elitestudiengang »Osteuropastudien« an. Geplant ist eine von den Studierenden erarbeitete Ausstellung, die unter anderem im Herbst 2020 im Olaf-Gulbransson-Museum Tegernsee gezeigt werden soll.

Vortrag von PD Dr. Tobias Weger: »Geistige Refugien«, Bad Kissingen
PD Dr. Tobias Weger sprach am 4. Januar in der Bildungs- und Begegnungsstätte Der Heiligenhof in Bad Kissingen zum Thema »Geistige Refugien«. Der Vortrag diente als Auftakt einer von Jun.-Prof. Dr. Sarah Scholl-Schneider vom Institut für Film-, Theater-, Medien und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz konzipierten Studienwoche zu Bildungsstätten deutscher Vertriebener nach 1945.

Vortrag von PD Dr. Tobias Weger: »Die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit«, Stuttgart
Am 16. Januar sprach PD Dr. Tobias Weger im Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg in Stuttgart zum Thema »Die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit. Ein demokratischer Nationalitätenstaat im Spannungsfeld zwischen Selbstbehauptung und äußeren Revisionsansprüchen«.

Tagung: »Zwischen Kronen und Nationen. Die zentraleuropäischen Priesterkollegien in Rom vom Risorgimento bis zum Zweiten Weltkrieg«, Rom/Vatikan
Von 22. bis 24. Januar fand am Campo Santo Teutonico im Vatikan die Tagung »Zwischen Kronen und Nationen. Die zentraleuropäischen Priesterkollegien in Rom vom Risorgimento bis zum Zweiten Weltkrieg« statt. Vonseiten des IKGS nahmen Dr. Florian Kührer-Wielach und PD Dr. Tobias Weger teil; Kührer-Wielach war darüber hinaus auch an der Planung der Tagung beteiligt. Er sprach am 22. Januar zum Thema »Confessio – Natio – Patria. (Post-)imperialer Wandel zwischen Reaktion und Adaption«. Tobias Weger folgte am 24. Januar mit einem Vortrag zu »Von Oberschlesien und Böhmen über Rom in die rumänische Dobrudscha: Exemplarische Priesterbiographien«.

Vortrag von Dr. Markus Möhring: »Tabus nach 100 Jahren? Vom Umgang der Museen mit dem ›langen Ende‹ des Ersten Weltkrieges«
Im Rahmen der Reihe »Versailles – Trianon – Brest-Litowsk« des HDO und des IKGS war am 30. Januar Dr. Markus Möhring vom Dreiländermuseum Lörrach im HDO München zu Gast. Er stellte die deutsch-schweizerisch-französische Ausstellungsreihe »Zeitenwende 1918/19« vor, die in dreißig Einzelausstellungen das »lange Ende« des Ersten Weltkrieges im Dreiländereck Deutschland-Frankreich-Schweiz präsentiert.

Impulsreferat »Heimat« von Dr. Florian Kührer-Wielach, Putzbrunn

IKGS-Direktor Dr. Florian Kührer-Wielach hielt am 5. Februar ein Impulsreferat zum Thema »Heimat« im Bürgerhaus Putzbrunn. Der Vortrag war Teil eines gleichnamigen Themenabends, den der gemeindeübergreifende Interkulturelle Stammtisch Putzbrunn, Ottobrunn, Neubiberg und die VHS SüdOst organisierten. Im Anschluss diskutierten Edwin Klostermeier, Erster Bürgermeister der Gemeinde Putzbrunn, Dr. Norbert Göttler, freier Publizist, Schriftsteller und hauptamtlicher Bezirksheimatpfleger von Oberbayern, Lourdes M. Ros de Andrés, geschäftsführender Vorstand der Münchner Initiativgruppe e. V., Özlem Sarikaya, BR-Fernsehjournalistin und Moderatorin, und Herta Daniel, Ehrenvorsitzende des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland. Durch den Abend führte der BR-Radiojournalist und -Moderator Stefan Kreutzer.

Vortrag von Prof. Dr. Aleksandar Jakir: »Der Zusammenbruch der Imperien in Südosteuropa und die Gründung des ersten jugoslawischen Staates«

Am 18. Februar folgte ein weiterer Vortrag aus der Reihe »Versailles – Trianon – Brest-Litowsk«. Prof. Dr. Aleksandar Jakir von der Universität Split war im Münchner HDO zu Gast und sprach in seinem Vortrag »Der Zusammenbruch der Imperien in Südosteuropa und die Gründung des ersten jugoslawischen Staates« über die Gründung und Herausforderungen des ersten jugoslawischen Staates. Es moderierte Dr. Angela Ilić.

Institutsgäste im IKGS

In den letzten Monaten waren im IKGS erneut mehrere Praktikanten und Stipendiaten zu Gast. Von Oktober bis Dezember absolvierte Andrei Bogdan Stolnicu von der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität in Jassy ein Praktikum. Im Oktober und November war Péter János Bús von der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Budapest/Piliscsaba als Stipendiat zu Gast und forschte über die Vertreibung der Ungarndeutschen in Transdanubien 1946–1948. Im neuen Jahr durften wir von Februar bis April Mariana Nastasia, ebenfalls von der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität in Jassy, als Praktikantin und im Februar Alexandra Tudor von der Universität »Transilvania« in Kronstadt (rum. Braşov) als Stipendiatin in München begrüßen. Tudor untersucht das feministische Bewusstsein in der rumäniendeutschen Lyrik und in der DDR-Lyrik der 1980er-Jahre.

Ehrenamtliche Unterstützung für die Institutsbibliothek

Von Oktober 2019 bis Februar 2020 unterstützte die wissenschaftliche Bibliothekarin Birgit Fernengel die Bibliotheksleitung des IKGS wieder tatkräftig. Sie übernahm Aufgaben in der Retrokatalogisierung und bei der Vorbereitung eines Projektantrages zur Bestandserhaltung.

Publikationen und Aufsätze der IKGS-Mitarbeiter

Dr. Angela Ilić und Dr. Florian Kührer-Wielach waren als Mitherausgeber am Band *Blick ins Ungewisse. Visionen und Utopien im Donau-Karpaten-Raum 1917 und danach* beteiligt, der im Oktober 2019 erschien. Dr. Enikő Dácz veröffentlichte den Artikel *Drei Perspektiven aus und auf Siebenbürgen. Drei Zeitungen im Vergleich: Ellenzék, Kronstädter Zeitung und Telegraful Român* im Sammelband *Mediale Selbstreferenzen im Netzwerk der Presse der Habsburgermonarchie und ihrer Nachfolgestaaten*. Von PD Dr. Tobias Weger erschien der Aufsatz *Der Sudetendeutsche Tag und seine politisch-kulturellen Wurzeln vor 1945* im Buch *Der Sudetendeutsche Tag. Zur demonstrativen Festkultur von*

Heimatvertriebenen und der Beitrag *Ellis Island – Migration to a Museum* im Band *Off to Sea! German-speaking Emigration from Eastern Europe around 1900*. Florian Kührer-Wielach steuerte den Beitrag »›A fertile and flourishing garden‹. Alexandru Vaida-Voevod's Political Account Ten Years after Versailles« zum Special Issue mit dem Thema »Versailles 1919« des Journal of Romanian Studies, Volume 1, Nr. 2 (2019) bei.

Redaktion: Ralf Grabuschnig

Seltene Bücher runderneuert. Erfolgreicher Abschluss des Projektes »Nimm ihm Saures!«

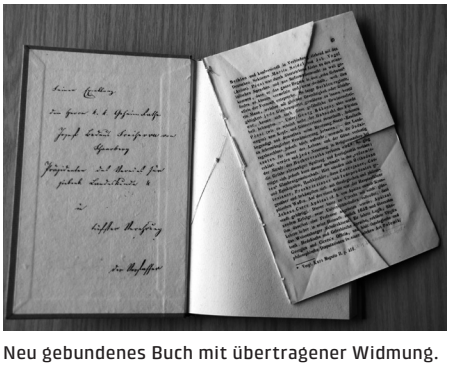
Im Rahmen des Sonderprogramms für Bestandserhaltung der Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK), finanziert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, konnte das IKGS fast 1.500 Bücher und Kapselschriften, allesamt gedruckt in Siebenbürgen und dem Banat, reinigen, entsäuern, restaurieren und schutzverpacken lassen.

Im September 2019 wurden die Bücher von einem Dienstleister abgeholt und gereinigt. Anschließend wurde zwischen Büchern, die für die Entsäuerung geeignet waren, und Büchern, deren Papier entweder bereits zu stark abgebaut war oder durch die Entsäuerung zu großen Schaden genommen hätte, selektiert. Die anschließende Entsäuerung, bei der die Bücher zuerst mit der Entsäuerungslösung getränkt wurden und anschließend ca. vier Wochen rekonditioniert wurden, sorgte für eine Neutralisation der im Holzschliffpapier enthaltenen Säuren und pufferte das Papier mit einer alkalischen Reserve. Dadurch wurde die Lebensdauer des Papiers vervierfacht. Im nächsten Schritt wurden an 374 Bänden größere restauratorische Arbeiten durchgeführt. Neue Einbände wurden angefertigt und Buchrücken repariert, die durch falsche Lagerung oder Handhabung Beschädigungen aufwiesen. Für besonders schöne oder seltene Bücher wurden passgenaue Schuber aus säurefreiem Karton hergestellt, um diese im Regal vor dem Abrieb durch benachbarte Bücher zu schützen. 600 seltene Kapselschriften, das heißt dünne Broschüren mit weniger als 100 Seiten Umfang, wurden in säurefreie Schutzumschläge verpackt und werden nun zur schonenderen Lagerung liegend in speziellen Archivboxen aufbewahrt.

Kapselschriften einzeln in säurefreie Schutzumschläge verpackt. © Tobias Weger/IKGS

Ein besonderes Einzelstück aus dem Projekt ist das Werk *Kurzer Überblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens von der ältesten Zeit bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts* des Hermannstädter Gelehrten Friedrich Schuler von Libloy, das 1857 in Hermannstadt gedruckt wurde. Konzipiert war das Buch als *Sylvestergabe für Gönner und Freunde*. Drei von ihnen werden im gedruckten Vorwort namentlich erwähnt, darunter der Baron Joseph Bedeus von Scharberg, der seit 1842 Vorsitzender des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde war. Besonders bemerkenswert ist bei dem Bibliotheksexemplar des IKGS, dass es sich genau um das persönliche Exemplar aus dem Besitz Joseph Bedeus von Scharbergs handelt, da es zusätzlich mit einer handschriftlichen Widmung des Verfassers versehen ist.

Ursprünglich war der Buchblock nur mit einem Interimsband aus Papier geschützt und noch nicht zugeschnitten. Zusätzlich waren einige Seiten kreuzförmig eingeschnitten. Bei der Restaurierung des Bandes stellte sich heraus, dass die zerschnittenen Seiten zu einer Lage gehörten, die doppelt in den Buchblock eingebunden war. Es wurde also der gesamte Buchblock aufgelöst, die überzählige Lage herausgenommen und der Band neu geheftet. Zusätzlich befand sich die handschriftliche Widmung an Joseph Bedeus von Scharberg auf dem Einbandspiegel, das heißt auf der Innenseite des Interimseinbandes. Damit die Widmung nicht verloren geht, wurde sie auf den Spiegel des neu angefertigten, stabilen Einbandes übertragen.



Neu gebundenes Buch mit übertragener Widmung.
© Tobias Weger/IKGS

Für diejenigen Bücher, die aufgrund des Papierzustands nicht entsäuert werden konnten, aber auch für urheberrechtsfreie Bücher aus dem Projekt wird nun verstärkt eine Digitalisierung angestrebt, unter anderem in Kooperation mit der Bayerischen Staatsbibliothek. Mit der großzügigen Unterstützung der KEK von über 70.000 Euro werden die seltenen Bücher aufgrund der erfolgten Entsäuerung und Restaurierung in der IKGS-Bibliothek die nächsten Jahrhunderte als Originale erhalten bleiben. Als Digitalisate werden sie bald weltweit zugänglich gemacht.

Helene Dorfner